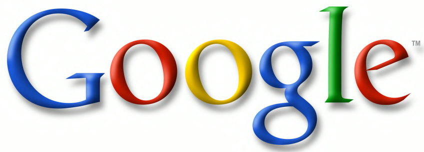
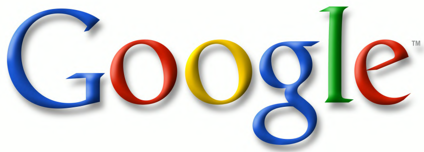
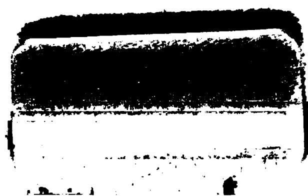
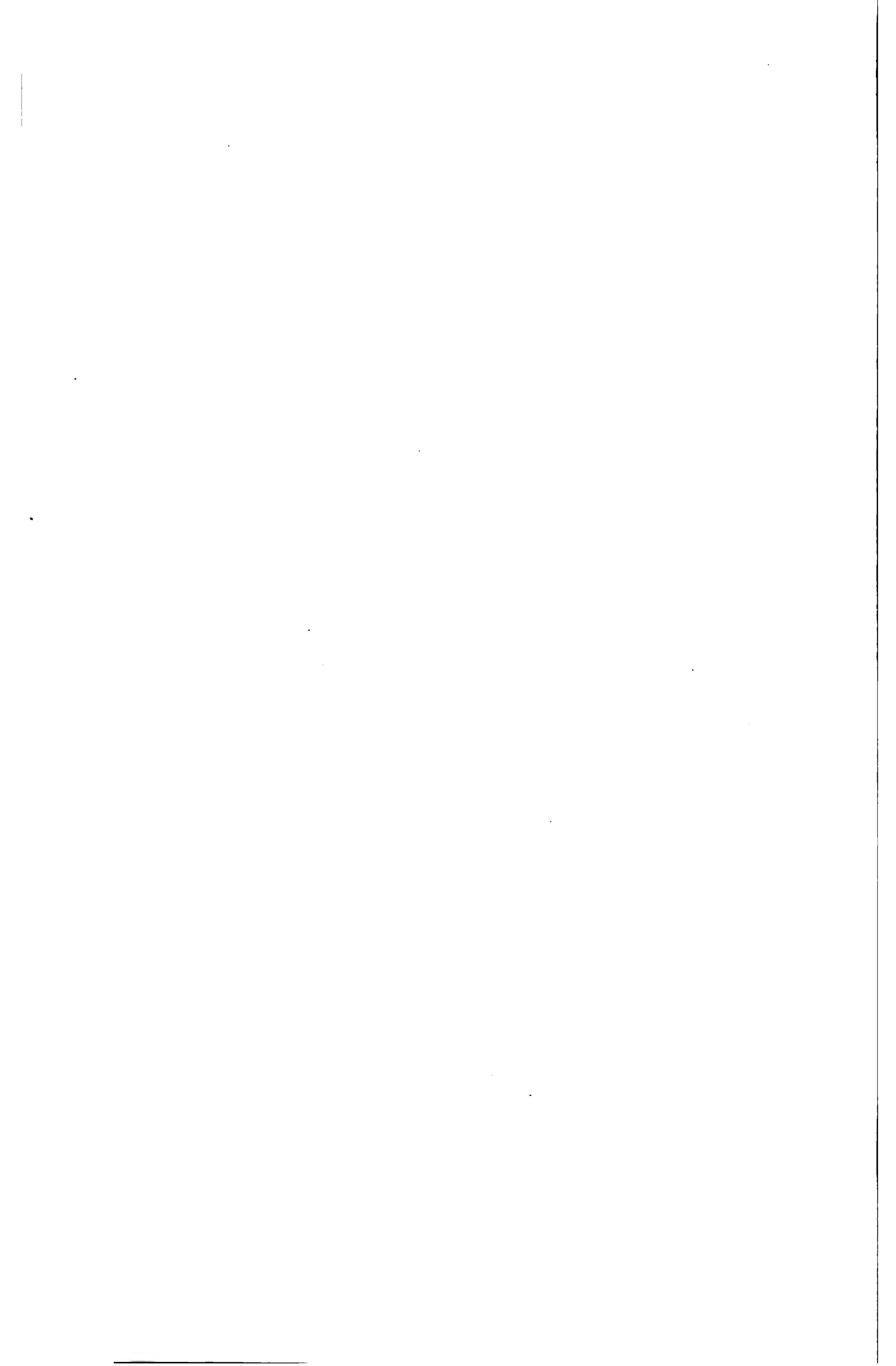
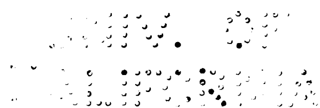














Der König in feierlichem Aufzuge.

Im
Reiche des weißen Elephanten.

Vierzehn Monate
im Lande und am Hofe
des
Königs von Siam.

Von

Carl Bock.
(Christiania.)

Deutsche Ausgabe

besorgt durch

Dr. F. M. Schröter.

Mit vielen Holzschnitten im Text, einem Farbendruck und Karte.



Leipzig,
Ferdinand Hirt & Sohn.
1885.



Druck von August Pries in Leipzig.

Seiner Majestät

dem Könige Tschulalonkorn

von Siam und Lao

in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort des Verfassers.

Auf den folgenden Seiten habe ich eine getreue Erzählung dessen zu geben versucht, was ich auf meiner Reise von Bangkok nach Obersiam und Lao hörte und sah. Mein Bericht wird hoffentlich nicht ohne Interesse sein da, soweit meine Kenntnis reicht, vor mir nur ein einziger Europäer einen Teil der von mir besuchten Gegenden durchreist hat: Lieutenant (später General) Macleod, welcher im Jahre 1837 bis nach Kiang Hung vordrang.

Zu meinem Bedauern kann ich über vieles nur geringe Mitteilungen geben — trotzdem daß ich 14 Monate in Siam und Lao war. Als Entschuldigung darf ich aber wohl auf die Schwierigkeit hinweisen, den Siamesen und noch mehr den Laoten, welche den bloßen Anblick eines Fremden hassen, irgend welche Aufklärungen zu entlocken. Was ich sah, habe ich getreu beschrieben; was ich hörte, so wiedergegeben, wie ich es vernahm — ohne irgend etwas zu beschönigen oder gehässig darzustellen. Doch habe ich auf ausdrückliches Verlangen der siamesischen Regierung das Gebiet der Politik vermieden.

Den vielen Männern in und außer amtlicher Stellung, welche mir auf meiner Reise äußerst schätzbare Dienste erwiesen haben, sei auch an dieser Stelle aufrichtig gedankt! Unter diesen Gönnern muß ich vor allen Sr. Majestät dem Könige von Siam mein tiefes Dankgefühl aussprechen, ohne dessen edelmütige, persönliche Hülfe in Geldangelegenheiten sowohl als auch in anderen Beziehungen — Se. Majestät gab mir Empfehlungsbriefe und stellte Dampfer, Boote, Elefanten und Kulis zu meiner Verfügung — ich gar nicht imstande gewesen wäre, die weiten Reiche, die diesem erleuchteten

Herrscher huldigen, von einem Ende bis zum anderen zu durchwandern. Ich danke ferner ausdrücklich Sr. königl. Hoheit dem Prinzen Devawongsa Varoprakar; dem Auswärtigen Amte in London für den gewichtigen Empfehlungsbrief an den britischen Vertreter Palgrave; letzterem Herrn selbst; den Herren Newman, Gould, French, Dr. Cheek, Wilson u. s. w.

Se. Majestät König Oskar II. hat mich persönlich mit dem Orden des heiligen Olaf geschmückt; von Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich ist mir das Komturkreuz des Franz-Josephs-Ordens verliehen worden, von Sr. Majestät dem Kaiser von Brasilien der Rosenorden, von der geographischen Gesellschaft zu Lissabon die goldene Medaille; die wissenschaftliche Gesellschaft in Christiania, die geographischen Gesellschaften zu Stockholm, Lissabon, Rom und Samarang, die anthropologische Gesellschaft zu Florenz haben mich zu ihrem Mitgliede ernannt. Es ist mir wohl vergönnt, meinem aufrichtigen Danke für diese mir in Anerkennung meiner geringen Verdienste um Erschließung wenig bekannter Länder erwiesenen Auszeichnungen ebenfalls hier Ausdruck zu geben.

Lian-Christiania, Mai 1885.

Carl Bock.

Inhaltsverzeichnis.

Zwölftes Kapitel.

Seite

Dreizehntes Kapitel.

Vierzehntes Kapitel.

Fünfzehntes Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Siebzehntes Kapitel.

Achtzehntes Kapitel.

Neunzehntes Kapitel.

Zwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Dreißigstes Kapitel.

Einunddreißigstes Kapitel.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Anhang I.

Anhang II.

Anhang III.

Verzeichnis der Illustrationen.

Erstes Kapitel.

Singapur — Küste Malakkas — Erster Blick auf Siam — Der Menam — Paknam — Tempel und Telegraphen — Pratschedis — Bangkok vom Flusse aus — Scene auf dem Menam — Besuch bei dem Kromatah — Albinos — Palast des Kromatahs — Audienz.



er Juni 1881 sah mich wieder im Osten; in der feuchten Hitze der Insel Singapur fast zerfließend, wartete ich sehnsüchtig auf die Abfahrt des Dampfers Kongsi, weil ich hoffte, die Bewegung des Schiffes durch die regungslose Luft würde einigen Ersatz für das gänzliche Fehlen eines die Glut der Sonnenstrahlen lindernden Lüftchens bieten. Während das Vorhandensein von Wasser die erdrückende Wärme der Atmosphäre gewöhnlich mildert, schien damals die flimmernde See eher zur Vermehrung der Hitze beizutragen; ihre Oberfläche, glatt wie poliertes Glas, schien die blendenden Sonnenstrahlen wie ein Hohlspiegel zu sammeln und zurückzuwerfen.

Mein einziger Kajütengefährte war Señor Prostes, der neue portugiesische Konsul für Siam, welcher eben im Begriffe stand, seinen Posten in der Residenz des „Herrn des Weißen Elefanten“ einzunehmen. Aber auf dem Vorderdecke des Fahrzeuges war eine buntscheckige Gesellschaft zusammengekommen: Hindus von Madras, meist Schneider; chinesische Kulis,

welche mit ihren Glaubensgenossen in Siam ein bescheidenes Vermögen erwerben wollten; Birmanen, am ganzen Körper abenteuerliche Tättowierungen in Blau und Rot zeigend: sie gingen nach den berühmten Saphirgruben von Tschandabun, um daselbst Reichtum, viel wahrscheinlicher aber durch das mörderische Klima den Tod zu finden. Zwischen ihnen befanden sich, um das Gemisch zu vollenden, einige Malaien.

Während wir an der Ostküste der Halbinsel Malakka hinfuhren, um zu der fremdartigen, zauberhaften Stadt Bangkok zu gelangen, erklärte uns Kapitän Uldall, ein vollendeter Seemann und Gesellschafter, die am meisten in die Augen fallenden Landmarken. Das in der Ferne sich erhebende Rückgrat der langen Landzunge bildete mit seinen fortwährend wechselnden Umrissen eine reiche Fassung für den etwas matten Vordergrund und gewährte ein reizvolles Bild, welches wir auf dem ganzen Wege genossen. Nach viertägiger Fahrt gelangte unser Dampfer zur Mündung des Menam — mit seinem vollen Namen: Tschau Pya Menam*) —, und ein Lotse kam an Bord, um uns über die gefährliche Barre und durch die Tausende von Fischreusen und Fallen zu geleiten, welche Ufer und Bänke wie ebenso viele spanische Reiter säumten. Jenseit der Barre kamen wir zu einer kleinen Flußinsel, auf welcher ein „Wat" oder Tempel steht, genannt „Paknam Pratschedi Samund Aprakan"; seine vergoldeten Türme, umgeben von denen mehrerer Pratschedis oder Tempelbauten, überragten weit die Baumwipfel und schimmerten glänzend in der Abendsonne. Ich fühlte, daß ich nun endlich in dem Lande der Tempel und Elefanten war, in dem Lande, wo nüchterne Wahrheit und fremdartige Dichtung so eigentümlich mit einander verwebt sind, daß es oft schwierig ist, die eine von der anderen zu unterscheiden.

Wenn der Reisende in Paknam den ersten Blick auf Siam wirft, so hat er schon einen Vorschmack dessen, was er so ziemlich das ganze Land hindurch zu sehen bekommt. Wie Konstantinopel die Stadt der Moscheen heißt, so kann Bangkok mit noch größerem Rechte die Stadt der Tempel genannt werden. Und nicht in Bangkok und seiner unmittelbaren Umgebung allein, sondern auch in den entferntesten Teilen des Reiches, wo nur immer ein paar Leute entweder noch wohnen oder einst gewohnt haben, findet sich ein Wat mit einem Buddhabilde (oder mit einer ganzen Sammlung von solchen), umgeben von zahllosen Pratschedis, jenen sonderbaren Gebilden, welche jeder fromme Buddhist — und alle sind sie in einem oder dem andern Sinne fromm — bei jeder Veranlassung errichtet als Mittel, sich bei der Gottheit beliebt zu machen, oder als Buße für seine Sünden. Auf den

*) Tschau = Prinz, Fürst; Pya = Häuptling; Me = Mutter; Nam = Wasser.

reichen Fruchtebenen, in dem Dunkel der Wälder, auf der Spitze von hohen Bergen — kurz, nach allen Richtungen hin finden sich diese Merkmale allgemeiner Anhänglichkeit an einen Glauben, welcher vielleicht mehr als irgend ein anderer von jedem Bewohner der Länder, über die er seine Herrschaft ausübt, fromme Ergebenheit fordert. Es ist ganz unberechenbar, wie viel Arbeit, Zeit und Geld an diese Bauten verschwendet worden ist. Allein bei Paknam ist, wenn im Vorüberfahren des Dampfers Tempel auf Tempel sichtbar wird, die Wirkung der funkelnden Goldtürme geradezu märchenhaft. Paknam ist ein beliebter Wallfahrtsort; die Pilger begeben sich zu Anfang der trockenen Jahreszeit dahin und bringen reiche Opfer von Gold und anderen Schätzen, mit denen die Priester die Verzierungen der Tempel in gutem Stand halten können. Abgesehen von den hohen vergoldeten Türmen zeigt sich verschwenderische Freigebigkeit an den schwarz lackierten Thoren, die mit Gold eingelegt und mit vergoldeten Figuren geschmückt sind, und an dem Marmor, mit welchem der ganze Fußboden der Tempelbezirke gepflastert ist.

„Très-magnifique!“ rief mein Reisebegleiter in Entzücken aus. „Très-magnifique!“ — und wunderbar schön war dieses kleine Bild vom wirklichen Siam in der That. Aber während die Tempel Paknams uns zeigen, was Siam war und noch ist, giebt uns die nahe Nachbarschaft einen Vorgeschmack von dem, was es in vielleicht nicht ferner Zukunft sein wird.

Gegenüber dem Tempel, auf dem linken Ufer des Flusses, befinden sich Zollhaus und — weit bemerkenswerter — Telegraphenamt, von wo aus Nachrichten, welche die anlangenden Fahrzeuge mitbringen, dem Könige und den hohen Regierungsbeamten zugestellt werden — denn noch sind wir 25 Meilen (ca. 40 km) von der Hauptstadt Bangkok entfernt. Es ist dies der erste elektrische Telegraph in Siam: vor ihm vergehen alte Vorurteile, schwinden die Mauern, welche Geheimniskrämerei, Unwissenheit und Eigendünkel so lange Zeit um den größeren Teil des asiatischen Kontinentes aufgerichtet hatten. Aber diese kleine Linie wird über Land nach Saigon verlängert und dort mit dem unterseeischen Kabel in Verbindung gesetzt, und ehe das Jahr 1883 vergeht, wird Bangkok mit der übrigen Welt in regelmäßigem Verkehr stehen, gewiß einer der größten Erfolge der weisen und erleuchteten Maßregeln, welche der gegenwärtige Beherrscher Siams vom ersten Tage seiner Regierung an getroffen hat.

Fünf Meilen (ca. 8 km) oberhalb Paknam liegt Paklatlang, auf dem Westufer des Stromes, am Eingange zu einem Kanal, welcher die noch übrige Entfernung bis Bangkok — einige 20 Meilen (ca. 32 km) auf dem Flusse — um die Hälfte verkürzt. Jetzt ist aber dieser Kanal nur für kleine Fahr-

zeuge zu benutzen; unser Schiff mußte dem gewundenen Laufe des Menam folgen. Bei der Hauptstadt angelangt, wurde der Dampfer von zwei Zollbeamten — einem Siamesen und einem Chinesen — in Empfang genommen, welche ihren Pflichten gegen die beiden einzigen europäischen Passagiere sehr höflich nachkamen, bei den anderen aber genaue Durchsuchung eintreten ließen, ganz besonders bei den Chinesen — denn letztere sind Meister im Einschmuggeln von Opium u. s. w.

Übrigens ist der Einfuhrzoll nicht hoch und ergiebt bei weitem keine so beträchtliche Einnahme wie der Ausfuhrzoll, zumal da die Ausfuhr viel bedeutender ist als die Einfuhr. Der hauptsächlichste Ausfuhrzoll liegt auf Reis — nämlich 4 Tikals (1 Tikal = 2 Mk. 50 Pf.) auf 1 Pikul (= ca. 60,5 kg) enthülsten Reises und halb so viel auf unenthülstem. Man teilte mir mit, daß dieser Zoll allein über 4 Millionen Mark jährlich ergäbe; für seine Erhebung ist der Kromatah, d. h. der Minister des Auswärtigen, verantwortlich; er empfängt davon 10 %. Es würde von großem Vorteile für das Land sein, wenn ein hinreichender Zolldienst eingerichtet würde, ähnlich etwa wie in den chinesischen Seezollämtern. Von anderen Ausfuhrgegenständen, z. B. Holz, getrockneter Fisch — u. a. werden von dem berühmten pla-heng und pla-salit ungeheure Massen ausgeführt — wird ein Zoll von 3 % des Wertes erhoben. Auf gewissen Artikeln, z. B. Zucker, Seide, Baumwolle, Pfeffer, Salzfisch (pla-tu), Salz, Tabak, Wachs rc. ruhen Inlandsteuern, und diese Artikel sind frei von Ausgangszoll. Die Regierung gewinnt ferner große Summen aus dem Salz-, Zucker- und ganz besonders dem Opiummonopole. Opium wird auch im Kleinhandel von Regierungsbeamten verkauft. Der letzte Exregent empfing 10 % von diesen Einkünften. Ein anderes Monopol, fast ebenso einträglich wie das des Opiums, ist das Schweineschlächtereimonopol, d. h. das Recht, Schweine zu schlachten und zu verkaufen; vom Schweinefleische sind Siamesen und Chinesen gleich große Liebhaber.

Unmittelbar nach meiner Landung machte ich dem englischen Konsul, Herrn Newman, meine Aufwartung; er begleitete mich mit Herrn Gould, dem ersten Konsulatsdolmetscher, auf einem Besuche bei dem Kromatah oder Minister des Auswärtigen, welcher in einem geräumigen Palaste ein wenig stromaufwärts wohnt. Da die Straßen in Bangkok schlecht sind, namentlich in der nassen Jahreszeit, benutzt man zur Beförderung meistens Boote, und bei der meilenweiten Ausdehnung der Stadt auf beiden Ufern ist der Strom eine lebhafte Verkehrsader, während zahlreiche kleine Kanäle als Nebenstraßen dienen und ins Innere der Stadt führen. Allerdings sind auf des Königs Befehl in den letzten Jahren viele Straßen gebaut worden, aber sie sind alle den Überschwemmungen ausgesetzt; Bangkok steht nämlich

auf dem Ende einer großen angeschwemmten Ebene, welche während der Regenzeit unter Wasser steht; sollen also die Straßen ununterbrochen nutzbar sein, so müssen sie erhöht werden. Eine gewisse Summe Geldes — die Steuer auf übelberufene Häuser, welche der König nicht in den Schatz fließen lassen will — ist zum Bau und zur Unterhaltung der Wege bestimmt. Inzwischen werden, bis das Niveau der Wege erhöht ist, Reisende gut daran thun, sich an den Fluß zu halten und ihre Besuche hier und dort mit Boot abzumachen.

Infolge dieser Verhältnisse und auch infolge des von den Europäern und reicheren Eingeborenen geteilten Wunsches, die nicht eben zu köstlichen Düfte des Innern der Großstadt zu vermeiden, sind Häuser unmittelbar an den Ufern des Stromes sehr gesucht, und die Mieten daselbst demgemäß hoch.

Der Blick auf Bangkok vom Flusse aus, und das Schauspiel auf diesem selbst sind sehr packend. Mitten auf dem breiten, tiefen Strome ragen die hohen Masten großer englischer Dampfer empor; ihre riesigen Körper erheben sich weit über die größten einheimischen Fahrzeuge, welche zwischen ihnen und dem Ufer hin und her fahren. Am Ufer entlang liegen in Reihen zu 5 oder 6 neben einander die Boote der Eingeborenen; die erste Reihe ist am Ufer befestigt, und die anderen hängen durch Planken oder 2—3 aneinandergebundene Bambusrohre, welche als Verbindungsbrücken dienen, mit jener zusammen; das Deckhaus ist mit einem halbkreisförmigen Dache versehen, und unter ihm haben der Bootsmann und seine Familie ihr Heim; über diese Boote hinaus erstrecken sich auf beiden Ufern, so weit nur das Auge reicht, die schrägen Dächer der Häuser, deren Einförmigkeit in kurzen Zwischenräumen durch die schimmernden Tempeltürme und Pratschedihs oder die Zinnen königlicher Paläste unterbrochen wird. Angeblich sind über 100 Tempel in der Stadt, außer unzähligen Pratschedihs, und an einem sonnigen Tage ist die Wirkung der gleißenden Türme, deren viele bis ganz zur Spitze vergoldet sind, eine wirklich großartige.

Der Fluß selbst ist keineswegs tot. Hier, vor der Wohnung des königlichen Dolmetschers, Herrn Alabaster, spielt sich eine Art von Wochenmarkt auf dem Wasser ab; Dutzende kleiner Kähne schießen umher, „bemannt" durch eine oder zwei Frauen, stets in enganliegenden weißen Jacken; ihre Gesichter sind unter den breitrandigen Hüten aus Palmblättern oder Stroh kaum zu sehen, ihre Stimmen jedoch vernimmt man allüberall, wie sie mit ihren Kunden feilschen und ihre Früchte und Gemüse, ihr Feuerholz und ihre verschiedenen Waren aus den Gegenden höher oben absetzen. Hie und da treiben sich schwimmende chinesische Garküchen herum, in denen ein Herr Chinese für wenige Pfennige ein geringes Mahl von Gewürzreis, gekochten Gemüsen, Schweinefleisch oder getrockneten Fischen und Kuchen verkauft.

Anderwärts sehen wir Vergnügungsboote in Privatbesitz, wie Gondeln gestaltet, in denen Beamte oder Kaufleute, eine Zeit lang ihre Geschäftspflichten vergessend, nach der in Bangkok üblichen Weise auf dem Flusse Luft schöpfen; denn obschon die Ufer mit Grün eingefaßt sind, auch die Tempelgärten stets in einer Fülle erlesener, immergrüner Bäume prangen, ja sogar die engen Straßen oft mit Kokospalmen, Betelnuß-Bäumen, Platanen und anderen tropischen Bäumen geziert, und die Zwischenräume zwischen den Häusern mit Gebüsch angefüllt sind, so giebt es doch keine öffentlichen Parks und Gärten, sondern die einzige „Lunge" der Stadt ist der Strom. Der königliche Garten wird wöchentlich einmal zu freiem Eintritt geöffnet, und den ganzen Nachmittag spielt ein ausgezeichnetes Musikcorps, aber die wenigen europäischen und amerikanischen Damen haben nirgends eine Gelegenheit, ihre Toiletten zu entfalten — es sei denn, daß der Minister des Auswärtigen oder ein anderer Würdenträger sich ihrer erbarmt und einen Ball oder eine Gartengesellschaft giebt. Folglich kann man nur durch Kahnfahren ein wenig frische Luft schöpfen, und daher hat fast jedweder ein Boot und hält sich wenigstens einen Ruderer. Für Fremde werden Boote im Hotel besorgt — es giebt, beiläufig, jetzt nur das Oriental-Hotel in Bangkok — zu dem festen Preise von 2 Dollars (= 8 Mk. 67 Pf.) für ein Boot mit vier Ruderleuten, und halb so viel für einen zweirudrigen Kahn. Die Strömung ist sehr stark, und die Ruderer haben eine eigentümliche Art des Ruderns angenommen, vermittelst welcher sie beim Fahren gegen den Strom größere Kraft anwenden zu können behaupten. Die Ruderlager sind sehr hoch angebracht, wie auf Stelzen; der Ruderer steht während seiner Arbeit, anstatt zu sitzen, und zwar kehrt er sein Gesicht dem Vorderteile, nicht dem Hinterteile des Kahnes zu, so daß er seine Ruder nicht durch das Wasser zieht, sondern schiebt.

Auch wir fuhren denn so zum Palaste des Kromatah. Nach viertelstündigem Warten führte man uns zuerst durch eine Reihe großer, luftiger Räume und dann in einen langen schmalen Hof, angefüllt mit Männern, Weibern und Kindern, welche offenbar nur zu dem Zwecke, uns anzugaffen, sich dort eingestellt hatten. Dieser Hof enthielt eine ganze Anzahl von Käfigen mit lebendigen Vögeln und anderem Getier, worunter ich zwei schöne weiße Affen und einen weißen Raben bemerkte. Albinos scheinen demnach in dem Lande, wo der „Weiße Elefant" ein geheiligtes Tier ist, geradezu Mode zu sein.

Zur Linken uns wendend, wurden wir in einen Saal geleitet, welcher nahezu in seiner Mitte einen erhöhten Tritt enthielt; auf letzteren hinauf führten einige Stufen von schönem, dunklem, etwas dem Rosenholz ähnlichem Holze, wundervoll poliert. Auf diesem Tritte erhoben sich drei präch-

tige, spiegelblank polierte Pfeiler von demselben seltenen, kostbaren Holze, die Träger der Decke. Trotzdem, daß dieses Holz so hart war, daß — wie Seine Excellenz sagte — kein Chinese es nur anrühren wollte, war dennoch die Schnitzerei an den Pfeilern durch eingeborene Handwerker ausgeführt worden.

Seine Excellenz der Kromatah war ein kräftiger, gutgebauter Mann von etwa 50 Jahren, ein wenig pockennarbig, aber mit gewinnendem Gesichtsausdruck — freilich nach europäischen Begriffen verunziert durch betelgefärbte Zähne. Ich hatte erwartet, ihn in einer Art halber Hofkleidung zu finden; statt dessen war er fast gar nicht bekleidet — er trug nur ein Tuch um die Schenkel, während ein Sklave ihm Arm und Hand rieb und mit Citronensaft wusch, was mich an das sog. pitscha*) der Malaien erinnerte. Der Minister, schien es, litt an dem gewöhnlichen diplomatischen Leiden, der Gicht, und befand sich in seinem Schlafzimmer.

Auf dem erhöhten Tritte stand eine englische Messingbettstelle — ein sonderbarer Gegensatz zu dem reichen inländischen Holzwerk. An den Wänden entlang prangten verschiedene Schränke voll von Merkwürdigkeiten aller Art — fast wie in einem gutgefüllten Museum —, welche Seine Excellenz in London gesammelt hatte, als er im Jahre 1880 der Königin und dem Prinzen von Wales die schönen Insignien des Ordens des Weißen Elefanten überbrachte. Ich fühlte mich einigermaßen in Verlegenheit, die Bekanntschaft des mächtigen Ministers unter sothanen Umständen zu machen; aber Herr Newman versicherte mir, es sei eine große Gunst, ohne Umstände in Privataudienz empfangen zu werden. Nach siamesischer Sitte wurden Cigarren und Thee herumgegeben; natürlich blieb ich aber nicht länger, als nötig war, um den Grund meiner Reise zu erklären und um eine Audienz bei dem Könige zu bitten. Seine Excellenz versprach meine Bitte Sr. Majestät vorzutragen.

---

*) Eine Art von Gliederkneten (Massage).

Zweites Kapitel.

Audienz bei dem Könige — Der neue und der alte Palast — Prinz Devan, des Königs Bruder — Weiblicher Offizier — Eine Probe königlichen Tabaks — Im Thronsaal — Des Königs Politik — Abschaffung der Sklaverei — Leben des Königs — Seine eingeborenen und seine europäischen Berater — Eine starke Gabe Arzenei — Königliche Gunstbezeigungen.

Zwei Tage darauf schrieb mir Herr Newman, daß S. Majestät mich um 4 Uhr Nachmittags empfangen wolle. So durchschritt ich denn zur festgesetzten Stunde mit dem Konsul, der mich vorstellen sollte, die Thore des alten Palastes. An letzteren stößt der neue, Tschakr Kri Maha Prasat genannt, dessen Erbauung ein Lieblingsplan des Königs war. Das Gebäude, erst im Jahre 1880 bezogen, zeigt eine Mischung verschiedener europäischer Baustile; die malerisch-eigentümlichen siamesischen Dächer sind jedoch beibehalten worden. Die Ausstattung des Innern ist höchst kunstreich gearbeitet: die köstlichsten Geräte wurden mit einem Aufwand von nicht weniger als 1,6 Mill. Mk. aus London bezogen. Eine besondre Merkwürdigkeit des Palastes ist eine große, reichhaltige Bibliothek, an welcher der König regen Anteil nimmt; alle hervorragenden Zeitschriften Europas und Amerikas werden regelmäßig gehalten.

Hier besorgt der König alle Staatsgeschäfte, unterstützt von seinem Bruder und Privatsekretär, Prinz Devawongsa — gewöhnlich Prinz Devan genannt. Beide sind wahrscheinlich die beschäftigtsten Männer des ganzen Landes; nichts ist zu groß oder zu geringfügig, um der Aufmerksamkeit des Königs zu entgehen. Einer meiner Freunde, der des Königs Thätigkeit zu beobachten oft Gelegenheit hatte, schreibt mir: „Jeder Beamte von einiger Bedeutung muß persönlich im Palaste Bericht erstatten, und die gesamten Angelegenheiten des Reiches kommen täglich bis ins Einzelne zur Kenntnis des Herrschers. Freilich muß der König aus Klugheit viele Mißbräuche in der Verwaltung übersehen oder sie scheinbar gar nicht sehen; aber sie entgehen seinem Auge nicht und werden irgendwann einmal Verurteilung finden“.

Prinz Devan ist des Königs rechte Hand und verdient durchaus das Vertrauen, das sein königlicher Bruder in ihn setzt. Taktvoll und geschickt versieht er die verantwortungsreichen Pflichten, welche das Doppelamt eines Privatsekretärs und Schatzkanzlers ihm auferlegt. Obgleich noch ganz jung, steht er doch im Rufe, ebenso kühl und überlegend zu sein wie viele ältere Männer, und seine allgemeine geistige Befähigung wird noch übertroffen durch sein höfliches und gewinnendes Benehmen gegen alle, welche ihn im Amte oder im Privatleben zu sehen Gelegenheit haben.



Prinz Devawongsa.

Hinter den Palastpforten stand eine Anzahl von Soldaten in vollkommen europäischer Uniform, bis auf die Stiefeln, welch letztere nur die Offiziere tragen dürfen. An der Spitze der Garde innerhalb des Palastes steht des Königs Tante, welche, stets „auf Posten“, niemanden ohne gehörige Erlaubnis vorbeiläßt. Durch eine lange Folge von Höfen und Hofräumen, hinter einer Reihe zweistöckiger weißgetünchter Gebäude weg — Bibliothek, Museum, Kaserne, Münze 2c., alles bequem innerhalb des Palastbezirkes angelegt — wurden wir zu einem offenen, mit europäischen Stühlen und Tischen ausgestatteten Pavillon geführt, in welchem zwei Offiziere uns empfingen. Beide trugen die sehr kleidsame Hoftracht: schneeweiße Jacke mit Goldknöpfen, „Pa-nung“ (Schärpe, so um den Körper gebunden, daß sie nach Art kurzer Hosen oder eines Unterrocks bis ans Knie reicht; in ganz Siam und Lao gebräuchlich), weiße Strümpfe und Schnallenschuhe. Hier wartete man uns mit Thee, Cigarren und siamesischen Buris oder Cigaretten auf; letztere, das Erzeugnis von den eigenen Pflanzungen des Königs, waren in Lotusblumenblätter gewickelt, die dem Rauche einen seltsamen Duft mitteilen. Alsobald erschien ein Adjutant — einer von den Brüdern des Königs — in schön gestickter Uniform, um uns vor S. Majestät zu leiten. Er führte uns zunächst durch den Thronsaal, zu dem eine herrliche Marmortreppe hinaufführte, besetzt mit prächtigen Palmen, Farnkräutern, blühenden Blumen und dazwischen mit schönen Bronzen und reichen Kandelabern. Der Saal selbst, ein langer Raum, enthielt viele schöne Ölbilder und einen großen Vorrat glänzender Schmuckgegenstände — darunter die Bronzebüsten mehrerer europäischen Herrscher; wir schritten aber so schnell hindurch, daß ich nicht alle Einzelheiten merken konnte. An den Saal stieß das Empfangszimmer, stattlich und groß, ganz nach europäischer Art in verschwenderischer Weise möbliert. Beim Eintreten erblickte ich am entgegengesetzten Ende des Raumes S. Majestät Tschulalonkorn König von Siam und Lao — einen sehr hübschen Mann von etwa 30 Jahren, schlank und gerade aufgerichtet, mit sehr angenehmer Gesichtsfarbe und schönen dunkeln, strahlenden Augen. Als wir anhielten, um die übliche dreimalige Verbeugung zu machen, schritt er vorwärts auf uns zu, seine Hand Herrn Newman zum Gruße bietend. Nach geschehener Vorstellung schüttelte er mir die Hand und lud uns ein, auf Stühlen nahe der Mitte des Zimmers Platz zu nehmen, während er sich auf ein Sofa niederließ, welches auf einem erhöhten Tritte an der Wand stand. Die Abschaffung der alten Förmlichkeit, nach der jede vor dem Herrscher erscheinende Person sich zu Boden werfen mußte, war eine der ersten Handlungen des Königs nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1868; alle Klassen der menschlichen Gesellschaft haben jetzt freien Zutritt zu Audienzen, und jeder darf ihm in aufrechter Haltung nahen. Bittschriften wer-

den ihm im allgemeinen persönlich überreicht, indem die betreffenden Leute bei den Spaziergängen Sr. Majestät in dem Palastgarten eine günstige Gelegenheit erwarten.

Der König huldigt in seiner Politik durchaus dem Fortschritte und hat keine Mühe gespart, Glück und Gedeihen seines Volkes zu fördern. Seine größte That ist bis jetzt vermutlich die Aufhebung der Sklaverei in seinen unmittelbaren Besitzungen. Die Ausführung dieser Maßregel begann 1872 und schreitet allmählich vorwärts. Die Kinder von Sklaven sind frei.*) Schon aus diesem einen Grunde verdient er mit Recht den Beinamen „der Gute" oder „der Große" — mag er nun imstande sein oder nicht, die anderen wichtigen Verbesserungen, welche er seit Übernahme der höchsten Staatsleitung begonneu hat, zu einem erfolgreichen Ende zu führen.

Der volle Name Sr. Majestät lautet: „Pra Bat Sombeth Pra Paramindr Maha Tschulalonkorn Pra Tschula Tschom Klao Tschau Yu Hua". Zu dieser langen Benennung gehören noch eine Menge von amtlichen und ceremoniellen Titeln, wie z. B. „Herr des Weißen Elefanten" ꝛc. ꝛc. Tschulalonkorn ist das neunte Kind seines Vaters und Vorgängers auf dem Throne, des Königs Mongkut oder — um ihm seinen vollen Namen zu geben — Sombeth Pra Paramindr Maha Mongkut. Dieser, selbst ein großer Gelehrter und ein leuchtendes Beispiel eines orientalischen Monarchen, sorgte für freisinnige, gute Erziehung des Knaben. Letzterer benutzte dieselbe wohl, und vollkommen von den Vorteilen überzeugt, welche ausgebreitete und verschiedenartige Kenntnisse allein verleihen können, strengte er sich an, den Ideen, die eine weitgehende Bekanntschaft mit der Civilisation des Westens ihm frühzeitig eingepflanzt hat, greifbare Gestalt zu geben. Seine Regierung ist der Beginn einer neuen Zeit in der Entwickelung Siams. In früher Jugend war seine Erziehung einer amerikanischen Dame, der Frau Leonowens, anvertraut, während später Kapitän John Bush, der jetzige Hafenmeister in Bangkok,

*) Alle siamesischen Prinzen und Beamte, hoch und niedrig, haben eine zahlreiche Umgebung nicht von eigentlichen Sklaven, sondern von Schuldsklaven — Personen, welche unter ganz ähnlichen Verhältnissen Dienste leisten, wie die unter dem Namen „pandelinge" im Malaiischen Archipel bekannten sind. Vgl. Bock's „Head-Hunters of Borneo", S. 203: „Die Bezeichnung „Schuldsklave" wird auf einen Diener angewendet, der bei seinem Herrn in Schulden geraten ist; kann er letztere nicht bezahlen, so darf der Herr ihn einem andern Herrn übergeben, welcher letztere die Schulden für den Diener bezahlt; dieser wird dadurch seinem neuen Herrn in der Höhe des bezahlten Betrages verschuldet und heißt nun „Schuldsklave"; er dient so lange, bis die Summe abgearbeitet ist. Dies kommt sehr selten vor; im Gegenteil versteht der Diener seine Schuld zu vermehren und lebt in einem fortwährenden Zustande von halber Leibeigenschaft, womit er wegen seiner Faulheit völlig zufrieden ist. Ich habe selten einen mit seinem Lose unzufriedenen Schuldsklaven gesehen". Diese Bemerkungen gelten auch für die siamesischen Schuldsklaven.

ein geistreicher, gutherziger Mann, großen Anteil an der Geistesbildung des zukünftigen Königs hatte und wohlthätigen Einfluß auf ihn ausübte. S. Majestät hat nicht gezögert, die Verdienste des Kapitäns durch viele Ehren- und Gunstbeweise anzuerkennen und zu belohnen.

Geboren am 22. Sept. 1853, war er nur 15 Jahre alt, als er zum Throne gelangte. Während seiner Minderjährigkeit versah S. Hoheit der Sombeth Tschay Pya Boromaha Sri Suriwongse — ein geschickter, befähigter Staatsmann, das Haupt der mächtigsten Adelsfamilie im Lande, die thatsächlich die größere Hälfte des Westens von Siam beherrscht — die Regierung. Dessen einziger Sohn ist der Premierminister oder „Kalahome“, der jedoch weder das große politische Talent, noch das innerhalb und außerhalb Siams berühmte Verwaltungsgeschick seines Vaters geerbt hat. Einer von den Halbbrüdern des Exregenten ist der Kromatah. Während meines Aufenthaltes in Bangkok hatte ich die Ehre, Sr. Hoheit dem Exregenten meine Aufwartung zu machen. Er stand damals im 74. Jahre. Sein seitdem erfolgter Tod wird bei dem Könige tiefsten Schmerz, in ganz Siam allgemeines Bedauern hervorgerufen haben.

Eine wichtige Verbesserung, die der König in der Verwaltung seines Reiches eingeführt hat, besteht darin, daß die Prinzen und Beamten des „Sanabodi“ oder Staatsrates veranlaßt worden sind, ihm ihre Ansichten schriftlich zu unterbreiten; frühere Herrscher würden derartige Mitteilungen als zudringliche Anmaßung bestraft haben. In diesen und ähnlichen Dingen ist der König seinem Volke ein Jahrhundert voraus; er thut indessen alles, was in seiner Macht liegt, um seine Unterthanen zu seinem Standpunkte zu erheben: er befördert Unterricht und Erziehung und gewährt jeder Art der Forschung in freisinnigster Weise Erleichterungen. Mehrere Jahre hindurch hat er eine Anzahl junger Edelleute auf seine Kosten in England, Frankreich, Deutschland erziehen lassen, damit sich ihr Gesichtskreis durch Berührung mit der Civilisation des Westens erweitern möchte. Noch gegenwärtig erhält einer von seinen jüngeren Brüdern seine Erziehung in Oxford.

Trotzdem aber der König den Europäern sehr geneigt ist, zeigt er doch keine unziemliche Vorliebe für sie und bedient sich ihrer nur so weit, als ihre Hülfe unumgänglich nötig ist; sie sind gleichsam der Sauerteig für das eingeborene Beamtentum. Von den wenigen Europäern im persönlichen Dienste des Königs ist einer, nämlich Kapitän John Bush, vielleicht der vertrauteste Bekannte Sr. Majestät, schon erwähnt worden. Ein zweiter ist Herr Henry Alabaster, dessen Rat in den auswärtigen Beziehungen des Reiches sehr viel gilt — dank seiner tiefen Gelehrsamkeit, seiner Erfahrung im konsularischen Dienste und besonders seinem aufrichtigen Charakter. Dr. Gowan, des Königs europäischer Leibarzt, ist auch mehr eine Art Freund als bloßer ärzt-

licher Berater. Ebenso ist der vierte Europäer, Kapitän Richelieu, welcher die königliche Yacht Vesatri kommandiert, ein persönlicher Freund Sr. Majestät.

Das Beispiel des Herrschers ist nicht ohne Wirkung auf die Gesinnung seiner einheimischen Räte geblieben; die Prinzen und hohen Würdenträger in seiner Umgebung entfalten rasch erleuchtete Anschauungen. Dies ist um so wichtiger, weil viele der höchsten Ämter erblich sind. Bei Besetzung derselben kann daher der König seine Wahl nicht so ganz beliebig auf Männer nach seinem Herzen richten, wie er thun könnte, wären die Anstellungen in sein freies Ermessen gestellt. Als ein Beispiel von vielen führe ich das Amt des Leibarztes an — gewiß eines der letzten, bei denen man an Erblichkeit denken würde. Der jetzige Inhaber dieses Amtes, S. Hoheit Tschau Sai, ist einer der Prinzen, welche den Europäern geneigt sind; er ist wohl belesen und ließ seinen ältesten Sohn in Schottland aufs tüchtigste für den ärztlichen Beruf ausbilden; ganz kürzlich hat dieser junge Mann in Schottland sein Doctorexamen bestanden. Der Vater Tschau Sai's setzte, beiläufig bemerkt, großes Vertrauen in die europäischen Arzeneien, besonders in Holloway-Pillen, von denen er die ungeheure Menge von 10 Pikuls (= 1330 engl. Pfund = ca. 605 ko) bestellte. Ein großer Vorrat davon, mit zweifellos unverminderter Wirkung, ist noch vorhanden. Doch zurück zur Audienz!

Nachdem wir also saßen, fragte S. Majestät Herrn Newman sofort nach dem Grunde meines Besuches. Mit einer einzigen Ausnahme sprach der König nur siamesisch und zwar stets sehr laut. Herr Newman, über 20 Jahr in Siam und gründlicher Kenner der Landessprache, übersetzte des Königs Worte ins Englische. Er brauchte jedoch meine Antworten nicht ins Siamesische zu übertragen, da der König das Englische fließend spricht und schreibt. Die Hofsitte verlangt aber, daß er nur in seiner Muttersprache redet, und die einzigen englischen Worte, die er während der ganzen Unterredung ausstieß, kamen über seine Lippen, als Herr Newman ihm erklärte, ich sei ein Naturforscher und Reisender, brenne darauf, das Land möglichst weit in nördlicher Richtung zu erforschen, die Menschenrassen zu studieren und Tiere zu sammeln. „Oh! ein Naturforscher!" rief S. Majestät aus, mich anredend, nahm jedoch, als wenn er sich plötzlich besänne, die Unterredung wieder siamesisch auf, indem er sich nach der Tierwelt anderer Länder erkundigte. Dies führte zur Besprechung meiner Staatsangehörigkeit; der König schien etwas überrascht dadurch, daß ich ein Norweger war; denn mein Einführungsschreiben rührte von Lord Granville her. Die nächste Frage, ob ich es nicht sehr heiß im Osten finde, veranlaßte einen Hinweis auf meine früheren Reisen in Borneo und Sumatra, worüber der Fürst ganz genaue Erkundigungen einzog; dabei verriet er sehr tiefgehende Bekanntschaft mit der Lage der Dinge auf jenen Inseln. Vor wenigen Jahren un-

ternahm S. Majestät zwei kleine Reisen ins Ausland: zuerst nach Singapur, Batavia und Samarang, später wieder nach Singapur, von da nach Malakka, Penang, Mulmen, Rangun, Kalkutta und Bombay, alle merkwürdigen Plätze Indiens, auch Benares, besuchend. Sein Zweck war, sich mit den benachbarten Staaten bekannt zu machen und die auswärts gesammelten Erfahrungen für sein Reich zu verwerten. Und schon jetzt sind einige Früchte seiner erleuchteten Regierung und der vielen von ihm vorgenommenen Verbesserungen gereift. Für meine Reise durch Siam und Lao versprach er mir jedwede Erleichterung; seinen Bruder wies er an, mir Erlaubnis zur Besichtigung von allem und jedem, was ich nur wünschte, zu geben. Ich dankte Sr. Majestät für die Ehre der Unterredung und für den versprochenen Beistand, verneigte mich und ging, während der König mir die Hand schüttelte und mir nochmals jedwede Unterstützung auf meiner Reise ins Innere versprach. Als wir durch den Thronsaal zurückschritten, mußte ich auf Verlangen eines der Prinzen meinen Namen und Geburtstag in ein zu diesem Zwecke vorhandenes Buch eintragen.

Drittes Kapitel.

Des Königs Elefantenställe — Riesige Zähne — Die weißen Elefanten — Ein wirklicher weißer Elefant — Empfang des edeln Fremdlings — Die Sterndeuter — Die Zeichen siamesischer Vornehmheit — Eine buntscheckige Menge — Die siamesischen Truppen — Die königliche Leibgarde — Böser Elefant — Prozession des heiligen Dickhäuters — Seine Taufe — Er wird abgemalt — Der Herr der Elefanten — Fang des weißen Elefanten — Einheimische Kunst und Künstler — Geschichtliche Elefanten — Ein nachgemachter weißer Elefant.

Auf dem Rückwege zum Gasthofe besah ich mir die königlichen Elefantenställe. Jedes der vorhandenen 9 Tiere hat sein besonderes Gebäude. Zwei von ihnen, die nur bei festlichen Gelegenheiten ins Freie kommen, sind ihrer riesigen Stoßzähne wegen berühmt: die Spitzen der Zähne kreuzen sich und reichen bis zum Erdboden.

Alle Tiere trugen schwere Ketten an den Füßen und waren so kurz gefesselt, daß sie sich nur wenige Zoll weit bewegen konnten; nichts destoweniger wurden wir vor allzu großer Annäherung gewarnt, da sie trotz einer Gefangenschaft von mehr als 50 Jahren doch gegen Fremde wild sein könnten. Ich fragte nach dem weltberühmten weißen Elefanten, und Herr New-

man wies auf zweie, welche heller gefärbt waren als die übrigen und ein paar weiße Flecke auf den Ohren hatten. Der Unterschied in der Färbung war kaum merkbar. Doch teilte man mir mit, es sei nach eben eingelaufenen Nachrichten im Oberlande ein wirklicher weißer Elefant gefangen worden, und seine Ankunft stehe in kurzem bevor.

Der 21. Juni war der für den Empfang des Tieres in Bangkok festgesetzte Tag. Große Vorbereitungen zu diesem festlichen Ereignis wurden getroffen. Der König begab sich mit zahlreichem Gefolge einige Tage zuvor nach Ajuthia, der alten Hauptstadt Siams, um dem erlauchten heiligen Tier entgegenzugehn. Schreibt sich doch die Heiligkeit des weißen Elefanten aus der frühesten Zeit Buddhistischer Geschichte her. Indra selbst ritt auf einem dreiköpfigen Elefanten. Gaudama begab sich in Gestalt eines Elefanten in den Schoß der Königin, um zum letzten Mal auf Erden geboren zu werden, und da der allgemeinen Annahme nach Albinos die Herrschaft über ihre Rasse besitzen (vergl. Kap. 14), so wird ein „weißer“ Elefant — mag er noch so wenig helle Flecken zeigen — im ganzen Lande verehrt. Einer der vornehmsten Titel des Königs von Siam ist ja bekanntlich „Herr des weißen Elefanten“.

Am bestimmten Tage war Bangkok schon früh morgens im Zustande größter Erregtheit: hatten doch zuverlässige Nachrichten aus Ajuthia bestätigt, was gerüchtweise über die Reinheit der Farbe dieses letzten Zuwachses zu den siamesischen Sinnbildern von Königtum und Gottheit verbreitet war. Die Sterndeuter hatten prophezeit, daß Sr. Majestät Regierung eine ausgesucht glückliche sein, und daß man mehrere weiße Elefanten fangen würde. Sie hatten recht. Zwei oder drei weiße — oder besser gefleckte — Elefanten waren bereits gefangen, und jetzt sollte als Krone von allem ein Elefant von ganz reiner Farbe seinen Triumpheinzug in Bangkok halten!

Die Sterndeuter standen demgemäß in hoher Achtung, und da die Bevölkerung an dem Glücke des Königs ihren Anteil haben sollte, herrschte die höchste Begeisterung; der 21. Juni wird gewiß lange Zeit in den Jahrbüchern Siams rot angestrichen werden. Übrigens haben die Sterndeuter oder „Hohns“ ehedem eine bedeutende Rolle in der Geschichte des Landes gespielt und werden noch jetzt von der großen Masse des Volks hoch verehrt. Sie genießen unbedingte Straflosigkeit und können daher über einen schwachen Monarchen nach guter und schlechter Seite hin einen mächtigen Einfluß ausüben.

Der jetzige König, ein guter Buddhist und der Religion seiner Vorfahren sehr zugethan, hängt der alten Gewohnheit, die Sterne zu befragen, noch an, obgleich er von gewöhnlichem Aberglauben ganz frei ist; er hat 8 dieser weisen Sterndeuter in seinen Diensten, allerdings mehr um ihre

Ansichten und ihren Rat in politischen Angelegenheiten zu hören, als um von ihrer Sehergabe Nutzen zu ziehen.

Durch Herrn Newman benachrichtigt und mit dem mutmaßlichen Festprogramm bekannt, brach ich frühzeitig nach dem Palastbezirke auf. Am Thore traf ich mit einem königlichen Prinzen zusammen, mit einem „wirklichen“, wie Kapitän Köbke mir zuflüsterte, d. h. einem wahren Bruder des Königs; er saß in einer Sänfte und trug volle Staatsuniform, ein violettes, goldgesticktes Obergewand und viele Orden auf der Brust. Über seinen Kopf hielt ein Diener einen riesigen vergoldeten Sonnenschirm, ein andrer Diener ging vor ihm her und trug in seinen ausgestreckten Händen ein Bündelchen Rohrstengel, ein Abzeichen königlichen Ranges, lebhaft an die Rutenbündel der römischen Konsuln erinnernd. Der Sänfte folgten mehrere Diener mit dem landesüblichen Gepränge der Betelbüchsen, Wasserpfeifen rc. Denn kein Siamese verläßt sein Haus — sei es nun um spazieren zu gehen oder in einem Tempel zu opfern oder einen Besuch abzustatten — ohne zwei oder mehr Schuldsklaven, manchmal ein Dutzend oder noch mehr, je nach seinem Range, welche ihm als die ganz unvermeidlichen Abzeichen des Amtes oder gesellschaftlichen Ranges nicht allein seinen Sonnenschirm, sondern auch seine Betel- und Tabakdosen, seinen Theetopf rc. nachtragen, sowie auch, glaube ich, immer in einer der Dosen sein Petschaft; die Siamesen legen nämlich Siegeln große Wichtigkeit bei, da dieselben die Stelle unserer Unterschriften vertreten. Diese Petschafte sind meist von Elfenbein gefertigt, in der Form eines Pratschedi, und zeigen einen Hoalaman oder Ratschasi, einen Engel oder eine Lotosblume u. s. w. u. s. w. Man benutzt aber nicht Siegellack, sondern stets eine zinnoberrote Farbe. Macht der Herr auf seinem Wege halt, so kauert sich seine sämtliche Begleitung mit den Betelbüchsen, Sonnenschirmen rc. in achtungsvoller Entfernung auf den Boden nieder; betritt er ein Haus, so setzen sich die Diener außerhalb desselben auf die Erde, oder auf die Eingangsstufen, oder sogar in die Veranda, einige von ihnen stets nahe genug, um die Unterhaltung zu hören.

Eine Unmasse Volks strömte im Palastbezirke, dem Mittelpunkte des ganzen lockenden Schauspieles, zusammen. In dem Schloßgarten standen Soldaten in Gruppen von 3 und 4 auf Posten, und Palastbeamte zu Pferde sprengten, glühend vor Erregung, hierhin und dorthin und trafen die letzten Vorbereitungen zum Empfang des erlauchten Dickhäuters.

Nachdem wir eine Weile die Völkerwanderung betrachtet hatten, regte Kapitän Köbke den Gedanken an, hinunter an den Fluß zu gehen und die Ausschiffung des Elefanten anzusehen. Bei unsrer Annäherung an den Landungsplatz fanden wir, daß auf der Straße Infanterie und Marinesoldaten Spalier bildeten, alle in Uniformen nach europäischem Muster; ganz beson-

ders fielen mir die Marinesoldaten durch ihre echt soldatische Haltung und schneidige Erscheinung auf; sie machten dem Kapitän Richelieu, dem Urheber und Lehrmeister dieser Truppe, die größte Ehre. Hierauf kam des Königs alte und neue Leibgarde — erstere in Jacken und großen runden Hüten; viele darunter trugen alte Flaggen und Wimpel; letztere, weit militärischer aussehend, in europäischer Uniform.*)

Natürlich sollte die Aufstellung der Truppen den Weg frei halten; das wurde aber eine Zeit lang vollkommen durch einen riesigen Elefanten mit prächtigen Stoßzähnen und schönem Goldgeschirr gethan, der eigentlich sich dem königlichen Zuge anschließen sollte, aber kein Verständnis für all die Ceremonien zeigte, dafür jedoch seinen beträchtlichen Vorrat von schlechter Laune bemerkbar machte. Sein Karnak oder Lenker hatte keine Gewalt mehr über das Untier: es schrie und trompetete seinen Groll aus, füllte wiederholt seinen Rüssel mit Staub und blies ihn mit solchem Ungestüme wieder fort, daß der Karnak, um mögliches Unglück zu verhüten, den Elefanten abseits in einen umschlossenen Hof lenkte.

Unmittelbar bei der königlichen Leibgarde stand eine Abteilung Artillerie mit Feldkanonen und den Gatlings, des Königs Lieblingsstücken. Ganz nahe am Flußufer trafen wir eine Anzahl weißgekleideter Eingeborenen mit großen Hüten aus Zuckerrohrblättern, um die sich ein breites Goldband schlang. Das waren Priester, irdische Engel, welche nach Erfüllung aller Erfordernisse des Buddhistischen Glaubens die höchste Stufe geistlichen Lebens im Fleische erreicht haben.

In diesem Augenblicke begann das Musikcorps die Nationalhymne zu spielen; wir traten daher auf die Seite, um den Zug vorüber zu lassen. Hinter den Bläsern kam ein Trupp siamesischer Musiker, vom Kopf bis zum Fuß in Scharlach, mit Tamtams, Muscheln und anderen mißtönenden Instrumenten. Dann die Staatselefanten, die 3 größten voran, mit Goldgeschirr, welches im Gegensatz zu ihrer matten Haut strahlte und schimmerte, reich verzierte und vergoldete Tragsessel auf dem Rücken. Dahinter ein paar Leibgardisten des Königs, die Herolde, Kämmerer und andre Beamte — dann S. Majestät, getragen (er reitet, wie mir gesagt wurde, nie) auf einem reichvergoldeten und mit Perlmutter eingelegten Prachtstuhle, auf dem er mit kreuzweis gelegten Beinen saß, und vor den gerade an diesem Tage sengenden Sonnenstrahlen durch einen mächtigen vergoldeten Schirm geschützt.

Der König trug einen weißen indischen Helm und einen Rock, dessen

*) Die chinesischen und europäischen Armeeschneider sinnen fortwährend auf neue Schnitte und Muster für die Kleidung der Armee; in letzterer müssen unendlich viele Regimenter sein, wenn die Verschiedenheit der Uniformen als Fingerzeig hierfür gelten darf.

karmoisinrote Farbe vor Gold kaum zu sehen war; die Brust war mit Orden bedeckt. S. Majestät sah ausnehmend wohl aus und erwiderte meine tiefe Verneigung mit leichtem Nicken und militärischem Gruße. Die Menge jubelte ihm nicht zu, da die einheimische Art des Grüßens darin besteht, daß man beide Hände zwei- oder dreimal zur Stirne erhebt, den Körper gleichzeitig beugt und Höhergestellten gegenüber stets das Wort „khorab“ (d. h. Gehorsam) oder „Tschau“ (Prinz) ausspricht — letzteres auch dann, wenn



Das goldene Betelgeschirr u. s. w. des Königs.

man es nicht mit einem wirklichen Prinzen, sondern nur mit einem Großwürdenträger zu thun hat. In Bangkok dürfen die Eingeborenen ihren Gruß stehend darbringen, aber in dem übrigen Lande und auch in Lao wirft sich jeder vor Höhergestellten zu Boden.

Der Majestät folgten Pagen und Diener mit funkelnden Betelbüchsen, Theetöpfen &c. aus schwerem Golde und Geschenken für das Volk und besonders die Geistlichkeit zu Ehren des glücklichen Ereignisses. Hierauf kam, umgeben von Prinzen und Würdenträgern, unter denen sich der Herr der Elefanten auszeichnete, S. Königl. Hoheit Tschau Fah Maha Mala, Oheim des Königs und nach Sr. Majestät die wichtigste Person des Reiches, auch Minister des Nordens von Siam und Lao, auf dessen Schultern die ganze

Last der sämtlichen Vorkehrungeu zum Empfange des weißen Elefanten geruht hatte — jetzt kam also der Held des Tages, der weiße Elefant selbst, in Gesellschaft von drei anderen sogenannten weißen Elefanten, mit denen verglichen er sicherlich die stolze Bezeichnung verdiente. Ich würde freilich der Farbenblindheit beschuldigt werden müssen, wollte ich ihn als „weiß“ beschreiben. Aber er ist ein vollkommener Albino; sein ganzer Körper sieht blaß rötlich-braun aus; auf dem Rücken stehen ein paar wirklich weiße Haare. Die Iris des Auges, deren Färbung für ein gutes Merkmal eines Albino gehalten wird, war blaß neapel-gelb. Er blickte sehr friedlich drein, wurde übrigens von seinem Karnak geführt, nicht geritten; zu der allgemeinen Aufregung bildete seine Seelenruhe — gleich als wenn er seine Wichtigkeit fühlte — einen scharfen Gegensatz.

Nunmehr jedoch eilte ich so rasch als möglich vorwärts nach dem zur Aufnahme des Elefanten gerade vor dem Palastbezirke erbauten zeitweiligen offenen Stalle. Hier sollte das Tier etwa zwei Monate lang bleiben und dann, hinreichend rein und böser Geister ledig, innerhalb der Mauern des Palastes seinen Platz finden. Man führte dasselbe in dem Stalle auf einen erhöhten Stand und befestigte es mit einem um das eine Hinterbein gelegten Seile an einen weißen Pfahl — alles unter unmittelbarer Aufsicht Sr. Königl. Hoheit des Tschau Fa Maha Mala.

Sodann folgte die Einsegnung und Taufe des Elefanten in Gegenwart des Königs und des gesamten Adels. Einer der hohen Priester überreichte dem Tiere ein Stück von einem Zuckerrohrblatte, worauf der volle Name des Elefanten geschrieben war; sehr bereitwillig fraß der Täufling das Blatt, obgleich er schon im Übermaße mit Zuckerrohr gefüttert worden war, so daß er, wie die Eingeborenen sagten, an „Magenschmerzen“ litt; sicher ist, daß er einen Anfall von Durchfall hatte. Nun wurde an einen der Pfeiler des Stalles eine rote Tafel mit dem Namen des Tieres in siamesischen Goldbuchstaben gehängt, so daß männiglich ihn lesen konnte. Ein Freund schrieb mir denselben gütigst in englische Buchstaben um, die ich nachstehends zu Nutz und Frommen meiner Leser wiedergebe:

„Phra Sawet Sakonla Warophat ake udom chat visute thi mongkon sri sama sakon loma naka net adisaya sawet viset san komon la phan prom kra khoon paramintara narane soon siamma tirat pha hana nat mahan tadet kotchera ratana phiset chaloem phop kiet kachon chop charoen sak phra chak phon parun vibun sawat akka nakin ratana phra soet loet fa“.

Was heißt das alles? S. Hoheit Prinz Prisdang, siamesischer Minister am englischen Hofe, hatte die Güte, mir den ganzen Namen zu übersetzen wie folgt:

„Ein Elefant von schöner Farbe; Haar, Hufe und Augen sind weiß. Vollendung in Gestalt, mit allen Zeichen von Richtigkeit der hohen Familie. Die Farbe der Haut ist die des Lotos. Ein Abkömmling des Engels der Brahminen. Erworben als Eigentum durch die Macht und den Ruhm des Königs für seinen Dienst. Ist gleich dem Krystalle vom höchsten Werte. Ist von der höchsten Elefantenfamilie von allen vorhandenen. Eine Quelle der Macht der Anziehung von Regen. Er ist so selten wie der reinste Krystall vom höchsten Werte in der Welt".

Ich wendete mich an S. Königl. Hoheit Tschau Fa Maha wegen Erlaubnis, eine farbige Zeichnung des Elefanten anzufertigen. Liebenswürdig gestattete er es und bat mich, ihn am 27. Juni früh 8 Uhr am Stalle zu treffen. Pünktlich wie immer, war der Prinz zur Minute da; sechs Diener wuschen den Elefanten, indem sie ihn mit Tamarinden-Wasser begossen und hierauf abbürsteten. Sie alle erwiesen dem Tiere große Achtung und näherten sich ihm gewöhnlich auf den Knieen und mit gefalteten Händen. Als Gesellschafter war ein wirklich weißer Affe da, der sich jedoch in ehrfurchtsvoller Entfernung hielt.

Während ich zeichnete, erzählte mir S. Königl. Hoheit Tschau Fa Maha sehr herablassend die Gefangennahme des Tieres, dessen Alter er auf 4 oder 5 Jahre schätzte. Ich muß hier einfügen, daß der Prinz in Bezug auf Elefanten — weiße und gewöhnliche — Autorität ist. Als ich ihm eines Tages einen Besuch abstattete, zeigte er mir eine umfangreiche Litteratur über Elefanten, mit Bildern in allen Arten von Farben, die er emsig von vielen Seiten her gesammelt hatte. Als aufrichtiger Buddhist hat er den festesten Glauben an die Heiligkeit des weißen Elefanten und ist erfüllt von Elefantenlehre. Seine „gute Stube" ist mit verschiedenen vorzüglichen Elefantennachbildungen aus Thon geschmückt, Werken einheimischer Künstler von nicht geringer Fertigkeit, meist bemalt oder vergoldet.

S. Königl. Hoheit, ein etwa sechzigjähriger Mann von mächtigem Körperbau, halb Siamese, halb Laote, kümmert sich als Altsiamese nicht um europäische Höflichkeitsregeln und Kleidung. Bei meinem ersten Besuche trug er eine weiße Jacke mit Goldknöpfen und das übliche Pa-nung von Seide, aber später empfing er mich im Lieblingsnegligé, nur mit dem Seiden-Palai um den Leib, seine schönen Glieder zeigend und mit Cigarre oder Betel beschäftigt. Er gilt für einen guten Astronomen, und wenn er eine Schwäche für irgend etwas Europäisches hat, so ist es seine Vorliebe für Uhren aller Art. Angeblich besaß er über hundert Stück und zeigte mir bei einem meiner Besuche einen sehr schönen goldenen Chronometer mit einem sich selbst regulierenden Kalender und Mondwechselangabe. Dieses Kunstwerk war für den alten Prinzen eine Quelle großen Vergnügens, aber im Geheimnisse des Aufziehens

und Stellens war er nicht so recht zu Hause, und ehe er die Uhr eine Woche lang gehabt hatte, mußte sie, da etwas nicht mehr in Ordnung war, wieder nach London zur Ausbesserung wandern.

Mit dem Einfangen des weißen Elefanten war es folgendermaßen zugegangen. Vor drei Jahren waren zwei arme Männer auf Befehl des Provinzgouverneurs auf die Jagd nach einem weißen Elefanten gegangen. Sie hatten einige Zeit im Dschangel zugebracht und ihre Jagd bereits als hoffnungslos aufgegeben, als sie plötzlich auf das kleine Tier stießen, welches damals, über und über schmutzig und schlammig, noch dunkler erschien als die gewöhnlichen Elefanten. „Wir wollen ihn nach Hause bringen und waschen“, sagte der eine, und als sie das gethan, stellte er sich zu ihrer Überraschung und Freude als weiß heraus. Die zwei armen Männer hatten nun ihr Glück gemacht: sie erhielten Steuerfreiheit, wurden außerdem vom Könige geadelt und überreich beschenkt, indem der eine 400 Tikals (= ca. 1000 Mk.) und 1000 Acker (über 4 qkm) Landes, der andre 240 Tikals (= ca. 600 Mk.) und 600 Acker (= ca. 2,5 qkm) erhielt. Gleichzeitig wurde der Gouverneur der Provinz zum Pya erhoben.

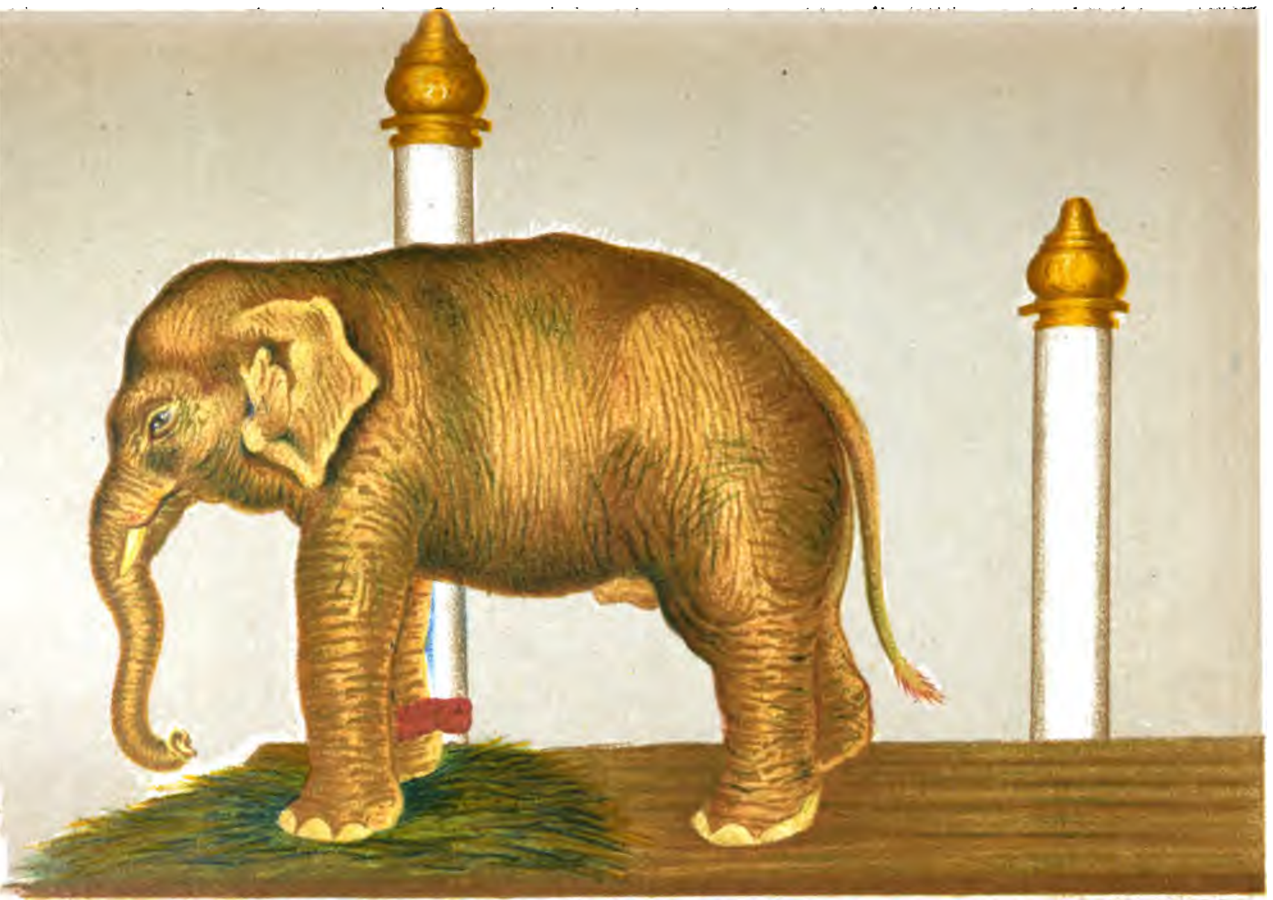
Als ich nach einigen Tagen mein fertiges Bild dem Prinzen zeigte, prüfte er es ganz genau und sagte dann zu Kapitän Köbke, welcher mich als Dolmetscher begleitete: „Ein Europäer kann einen Elefanten malen“. Die siamesische Malerei steht nämlich auf niedriger Stufe; es giebt nur wenige sogenannte „Künstler“, und ihr Talent wird zum Entwerfen von Freskobildern in den Wats angewendet. Diese Bilder entbehren, wie die chinesischen, der Perspektive und stellen alle möglichen Stoffe aus dem Leben und der Lehre Buddhas dar oder auch die ungeheuerlichen, in den siamesischen Sagen so häufig vorkommenden Tiergestalten, wie z. B. den Hoalaman und den Ratschasi, oder endlich Elefanten, weiße sowohl als auch schwarze. Ein Künstler, außerordentlicher und ordentlicher Hofmaler Sr. Majestät, zeigte mir seine neuesten Werke, Bilder des Königs und des Exregenten und eine ganze Reihe von Elefanten &c., mit der Bemerkung, daß S. Majestät mehrere seiner Meisterwerke gekauft habe; er beabsichtige, einige Gemälde an die „Akademie“ in London zu senden, in welcher Stadt er einen Bruder habe; dieser könne seiner Sache sich annehmen. Ich widerriet ihm das, da die Stoffe dem europäischen Auge und Geschmacke nicht zusagten. Wenn S. Majestät ihm Bilder abgekauft hat, so hat er dies gewiß nur gethan, um das Gewerbe zu ermutigen; denn meiner Überzeugung nach hat der König ein scharfes Auge für die schönen Künste und weiß recht wohl, ob ein Gemälde verzeichnet ist oder nicht. Weit entwickelter als die Malerei ist die Skulptur. Außer Tschau Fa Maha Mala haben sowohl S. Majestät als auch Prinz Kromalat einheimische Künstler in ihren Diensten, welche einen

Elefanten oder ein Nashorn so naturgetreu und kühn modellieren und formen, daß derartige Stücke jeden Salon schmücken und jeden Künstler ehren würden.

S. Königl. Hoheit fand also an meiner Zeichnung nichts auszusetzen, aber ein schlimmer Punkt war die zu dunkle Farbe des Tieres. Ich sagte, das Tier müsse getreu nach der Natur gemalt werden, obschon Herr Newman mir vorher geraten hatte, es so weiß als möglich darzustellen, um dem Siamesen einen Gefallen zu thun. Tschau Fa Maha bat mich, mit seinem Kammerdiener wieder zum Elefanten zu gehen und mir ihn nochmals anzusehen. Das that ich denn und fand zu meiner Überraschung, daß die tägliche Wäsche mit Tamarindenwasser eine wirklich viel lichtere Färbung erzeugt hatte; nur am Kopfe und an den Füßen waren noch einige dunkle Stellen, die aber nach Versicherung des Kammerdieners alle in kurzer Zeit verschwinden sollten. Demgemäß fertigte ich ein zweites Konterfei des Elefanten, wie er nunmehr aussah, und eine getreue Nachbildung ist dem vorliegenden Buche beigegeben. Meine Leser können sich danach eine richtige Vorstellung von einem „weißen" Elefanten bilden — denn nach allgemeinem Zugeständnisse war es der schönste, der jemals gefangen worden war, wenigstens so weit die Erinnerung der Lebenden reichte.

Wie die siamesischen Jahrbücher berichten, sind schon früher wirkliche weiße Elefanten gefunden worden; ich erwähne nach der Übersetzung des ausgezeichneten Kenners der siamesischen Sprache Samuel Smith folgende Beispiele: Während der Regierung des Pra Narai, im Jahre 1658, welches dem Jahre 1020 der siamesischen Civilära entspricht, unternahm S. Majestät eine Kahnfahrt nach Nakhon sawan, und wurde dort von Sr. Excellenz P'raya Cakri benachrichtigt, Kun Sri-k'aun tscharin, aus der Provinz Sri-sawat, habe gemeldet, daß, während er in den Wäldern von Hui sai Erkundigungen eingezogen, Nai Ahnsui einen weißen weiblichen Elefanten, höher als 60 Zoll, gefangen habe. Ohren, Schwanz und allgemeine Erscheinung waren schön. Der Fang geschah Dienstags, im zweiten Mondmonate, am zweiten Tage des Abnehmens. Der König gab Befehl, daß S. Excellenz der Statthalter von Tanahwasih (Tenasserim, jetzt britische Stadt in der gleichnamigen Provinz) und alle in der Behandlung von Elefanten Geschickten gehen und ihm den weißen Elefanten bringen sollten. S. Majestät kehrte dann nach Ajuthia, der Hauptstadt, zurück, wohin der weiße Elefant Sonnabend, im zweiten Mondmonate, am fünften Tage des Zunehmens, gebracht, von einem herrlichen Bootaufzuge empfangen und in einen Stall nahe am königlichen Palaste geleitet wurde. Der König legte seiner ausgezeichneten Erwerbung den folgenden Namen bei: „Pra-intra-aijarah-warna-wisutti-rahtscha-kirini".

Die Sterndeuter, Weisen, Prinzen, Minister und Edelleute wurden be-



"DER WEISSE ELEPHANT."

ieh
Sch
des
zu
inn
rah
wol
wäh
ein
S.
Ahn
mit
und
Sei
Ele
die
mili
wär
wöh
Fan
jede
gege
vol
inn
die
wel
kön

Fan
Ber
Bie
stan
schr
daß
Ele
Ele
such
un
un
Ar

fehligt, Freudenbezeigungen drei Tage lang kundzugeben, worauf schöne Schmucksachen und Geräte gefertigt wurden zur Zierde und zum Gebrauche des weißen Elefanten, und Pra Sri-sittikarn angestellt wurde, für das Tier zu sorgen. Nai Ahnsui, der Sohn des Kun Sri-k'aun, welcher den Elefanten fing, erhielt vom Könige den Titel „Kun katschen-taun-aijarah-wisutt-rahtsch-kirini", eine silberne Büchse mit Goldrande, ein Leibtuch aus Baumwolle und Seide, einen seidenen Rock und 96 Dollars (= ca. 416 M.), während seinem Weibe ein silbernes Becken mit Lotos-Blumenblätter-Rande, ein Kalikoleibtuch und 18 Dollars (= ca. 78 M.) gespendet wurden. S. Majestät beförderte Kun Sri-k'aun tschahrin, den Vater von Nai Ahnsui, zu dem Titel, „Hluang Sawats Ka tschentara" und beschenkte ihn mit einer silbernen Büchse, die in eingelegter Arbeit ein Elefantenohr zeigte, und Goldschmuck für seine Büchse, einem Leibtuche aus Baumwolle und Seide, einer Seidenjacke und 96 Dollars. Weil Nai Ahnsui, als er den Elefanten fing, dachte, seine Augen seien mangelhaft, und im Begriffe war, die kostbare Beute laufen zu lassen, gab S. Majestät ihm und seiner Familie bloß solche Geschenke. Dem Elefantentreiber und dem Elefantenwärter machte der König die bei der Erlangung eines weißen Elefanten gewöhnlichen Geschenke. Der Bringer des Briefes mit der Nachricht von dem Fange des Tieres, und der Mann, welcher dasselbe überlieferte, erhielten jeder ein Geschenk von dem Könige. Der Wert der bei dieser Gelegenheit gegebenen Geschenke betrug bis zu 846 Dollars (= ca. 3670 M.). Die politischen Diener, welche befehligt waren ihre jährlichen Anteile von Blockzinn zu zahlen, und welche durch ihren Beistand zum Fange führten, und die Staatsdiener, welche die Besorgung der weißen Elefanten hatten, und welche in dem vorliegenden Falle halfen, empfingen jeder irgend ein Zeichen königlicher Gunst für ihre Dienste.

Zwei Jahre später, 1660, findet sich wieder eine Aufzeichnung über den Fang eines zweiten weißen — dieses Mal männlichen — Elefanten. Der Bericht lautet ganz ähnlich; nur heißt es, daß der Kun Mun, welcher das Vieh abzuwarten hatte, „es fleißig lehrte, bis es menschliche Sprache verstand und eine Menge Kunststücke verrichten konnte. Alle, welche wegen schwerer Missetat zu strengen Strafen verurteilt waren und im Gefängnisse saßen, und für die niemand hätte einschreiten können, thaten dem weißen Elefanten Gelöbnisse und versprachen Dankopfer und überreichten dann dem Elefanten ihre geschriebenen Gnadengesuche. Der Elefant nahm jene Gesuche mit seinem Rüssel auf, erhob letzteren in Anbetung vor dem Könige und gab ihm die Bittschriften. So bat er für die Gefangenen um Gnade, und aus Ehrfurcht vor dem göttlichen Tiere gewährte S. Majestät das Ansuchen der Bittsteller".

Bald nach dem Empfange des neuen weißen Elefanten fand eine Schaustellung etwas anderer Art und aus ganz anderer Veranlassung in Bangkok statt. Zufällig nämlich kam „Wilsons englischer Cirkus“ dahin und gab eine Reihe von Vorstellungen, von denen einige durch den König, die Prinzen und viele Edelleute besucht wurden.

Eines Tages kündigte der Besitzer auf großen Anschlagezetteln und Druckblättern, welche förmlich ausgesät wurden, siamesisch und englisch an, daß ein „wirklicher weißer Elefant“ auftreten werde. Die Neugier des Volkes wurde aufs höchste gespannt, und an dem fraglichen Abende war der Cirkus ausverkauft. Nach der alltäglichen „Arbeit“ auf abgerichteten Rossen, wobei die Siamesen zu ihrem Ergötzen europäische Damen in der üblichen Gaze auf Pferderücken ihre Elfenreigen tanzen sahen, kamen zwei Clowns herein und fingen über den weißen Elefanten zu scherzen an.

„Hast du den weißen Elefanten gesehen?“ fragte der eine.

„„Natürlich! Der König hat einen ganzen Stall voll““.

„Ach bewahre! Der König hat keine weißen — seine sind alle schokoladenfarbig; ich werde dir den einzigen ächten weißen Elefanten in der Welt zeigen“. Und jetzt kam ein kleiner indischer Elefant, schneeweiß — auch nicht ein dunkler Punkt war an ihm zu sehen. Er vollbrachte seine Kunststücke — Leierkastendrehen, Faßlaufen u. s. w. Aber allmählich kam das Geheimnis heraus: der Elefant hinterließ an allem, was er berührte, weiße Spuren; er war über und über weiß angestrichen, und als der eine Clown zum andern sagte: „Reib' deine Nase an dem Elefanten, und du wirst deinen Denkzettel kriegen“, herrschte bei der großen Masse der Zuschauer eine unheimliche Stille, nur hier und da durch ein unterdrücktes Kichern unterbrochen.

Die Siamesen fühlten sich offenbar verletzt dadurch, daß ihre religiösen Ansichten dem Spotte preisgegeben werden sollten. Indessen ahndeten sie die gottlose Vorstellung nicht offen, sondern drückten lediglich ihre feste Zuversicht aus, daß der Cirkusbesitzer von Buddha bestraft werden, der Elefant aber sterben würde. Und ihre Prophezeiung wurde wahr: das Tier starb wenige Tage nachher auf der Seereise nach Singapur, Herr Wilson fast unmittelbar nach seiner Ankunft daselbst infolge von Dysenterie.

Als die Siamesen das vernahmen, behaupteten sie, Buddha habe auf diese Weise seinen Zorn über die Mißachtung des weißen Elefanten offenbart, und es wird wohl jeder mit mir der Meinung sein, daß jene Vorstellung — um ganz gelind zu urteilen — sehr taktlos war.

Viertes Kapitel.

Der „Wangna" oder zweite König — Ein Geburtstags-Diner bei ihm — Chinesischer Garten — Schießfische — Des Wangnas Mutter — Besuch im Harem — Siamesische Kleidung — Theegesellschaft bei einer Prinzessin.

In auffallendem Gegensatze zu Sr. Majestät dem Könige von Siam steht der „Wangna" (d. h. Herr der Paläste der Vorderseite) oder zweite König, genannt George Washington — sein Vater war nämlich ein großer Bewunderer dieses Staatsmannes und ersten Präsidenten der Vereinigten Staaten —, bei den Europäern aber kurzweg „George". Er ist ein sanftmütig dreinblickender Siamese aus der alten Schule, stark gebaut, die mittlere Größe der Siamesen weit überragend, mit heiterem Antlitz, breiter Stirn und vollen Backen. In der Blüte des Lebens stehend — er ist etwa 42 Jahre alt — bekümmert er sich nicht viel um Staatsangelegenheiten, sondern widmet seine Zeit wissenschaftlichen Zwecken: er ist Mineralog und besitzt eine schöne mineralogische Sammlung, hat auch eine Mustermaschinenfabrik, wo er mir stolz eine eben von ihm selbstgefertigte kleine Dampfmaschine zeigte. Seiner amtlichen Stellung nach ist er Oberbefehlshaber des Heeres — aber es würde ein großer Kummer für ihn sein, wenn er die Pflichten dieses Amtes jemals in wirklichem Kriege ausüben müßte.

Am 2. Juli hatte ich die Ehre, mit dem Personal der britischen Vertretung bei dem Wangna zu speisen; letzterer giebt nämlich schon seit mehreren Jahren an diesem Tage, dem Geburtstage seiner Mutter, ein Diner; die genannte Dame wurde damals 64 Jahre alt.

Bei dem Palaste des Wangna angekommen, wurde ich zu einer offenen Galerie geleitet, wo der Hausherr auf seinem mächtigen Armstuhle an einem runden Tische saß, mit dem britischen Geschäftsträger Herrn Palgrave zu seiner Rechten und Herrn Newman zur Linken; letzterer dolmetschte. Es wurde Thee und Kaffee dargeboten. Von der Galerie aus überblickten wir einen in seltsamem chinesischen Geschmacke gehaltenen Garten mit Bäumen, welche zu allen möglichen wunderlichen Gestalten zugestutzt waren, Fischteichen mit zierlichen chinesischen Brücken, Pagoden u. s. w. In einem dieser Teiche hielt man eine Anzahl der eigentümlichen Schießfische — einer Art von chaetodon —, welche die merkwürdige Fähigkeit besitzen, sich ihrer Beute durch einen mit dem Maule geschossenen Wassertropfen zu versichern. Die Diener fütterten die Fische, indem sie Ameisen auf einen mitten im Teiche wachsenden Baum setzten. Sofort kam ein Fisch an die Oberfläche des Wassers, schoß mit unfehlbarer Sicherheit einen Tropfen nach einer

Ameise und fing letztere mit schneller Vorwärtsbewegung fast in dem Augenblicke mit seinem Maule auf, in welchem das Insekt ins Wasser fiel. Ich habe dieses Kunststück oft wiederholen, aber nie einen Fisch sein Ziel verfehlen sehen.

Eine andere Fischmerkwürdigkeit, die den Siamesen viel Vergnügen gewährt, ist der Kampffisch. Der Wangna hatte mehrere Exemplare dieses Tieres. Es ist ebenso kampflustig wie der Kampfhahn, dessen Kämpfe die Malaien leidenschaftlich lieben und wobei sie hohe Wetten eingehen — ein Sport, der auch in England nicht ganz unbekannt ist. Sobald man zwei dieser Fische nahe an einander bringt und reizt, fahren sie sofort mit aufgerichteten Flossen auf einander los; in der Hitze des Kampfes verändert sich in schnellem Wechsel ihre Farbe vom unscheinbarsten Graugrün zum glänzendsten Rot und Blau. Es ist nicht einmal nötig, sie in einem engen Raume zusammen zu bringen, um ihre Streitlust zu erwecken: setzt man z. B. zwei Glasbecken, in deren jedem ein solcher Fisch sich befindet, nahe an einander, so schwimmen sie augenblicklich wild umher und schießen feindselig auf einander los. Sogar ein einzelner Fisch, welcher sich selbst in einem Spiegel erblickt, greift sein Spiegelbild an, schillert, durch seine vergeblichen Angriffe um so zorniger, in den wunderschönsten Färbungen und verdoppelt, da er seinen scheinbaren Gegner nicht weniger schillern sieht, seine Anstrengungen, ihn zu erreichen.

Als der Wangna uns diese und andre Merkwürdigkeiten hatte bewundern lassen, lud er uns ein, in den Harem zu kommen und seiner Mutter „oftmalige Wiederkehr des Tages“ zu wünschen. Diese unerwartete Einladung erweckte fremdartige Vorstellungen von geheimnisvoller Schönheit und Verschwendung, wovon ich so viel gelesen und gehört hatte. Ich hatte Sultans und Radschahs gekannt, welche ihre Harems mit Mädchen aller Alter und Völker wohlgefüllt hatten, hatte aber nie die Bevorzugung erfahren, mein unheiliges Auge auf dem eifersüchtig bewachten Innern ruhen lassen zu dürfen. Sogar der Sultan von Kutei, dessen vertraute Freundschaft ich genossen, und von dessen Geheimnissen ich nicht wenige kennen gelernt hatte, erlaubte mir nie, die Grenzen seines Allerheiligsten zu überschreiten. Und jetzt bot der zweitmächtigste Prinz von Siam wirklich und wahrhaftig aus freiem Willen mir, einem Gaste, einem Fremden, diese Gunst an! Noch dazu war mir gerade eine Geschichte über den Wangna und seinen Harem zu Ohren gekommen, ganz geeignet, das Interesse an der Sache zu steigern. Eines schönen Tages nämlich fragte der König den Wangna, wie viel Frauen er habe, weil er eine jede derselben mit einem Ringe zu beschenken wünsche. Der Gefragte konnte sich nicht gleich auf die genaue Zahl besinnen und nannte als eine hübsche runde Ziffer, die der

Wahrheit seiner Meinung nach so ziemlich nahe kam, fünfzig. Demgemäß langten ein paar Tage später als ein Beweis königlicher Huld fünfzig schöne Ringe an; als nun aber der arme Wangna zum Fingermessen und Ringanpassen reihum kam, da waren es vier Ringe zu wenig, und er mußte dem Könige die höfliche Mitteilung machen, daß ihm ein kleiner Irrtum begegnet sei: er habe 54 Frauen, von denen die letzten vier auf die andern eifersüchtig sein würden, wenn sie nicht auch einen Ring vom Könige bekämen.

Indessen wurden wir nach dem Harem hin geleitet, durch zwei Hallen oder Vorzimmer hindurch, in denen rundum einige Frauen saßen, meist alt und grauhaarig, als ob sie die Folie zu dem Überflusse von Schönheit innen bilden sollten. Dann betraten wir einen langen, luftigen Raum, scheinbar eine Art von gemeinsamem Boudoir oder Ankleidezimmer der Damen; denn hier fanden wir eine Anzahl Frauen — dieses Mal von weniger zweifelhaftem Alter — und Kinder, welche sich frisieren und mit Blumen, die einen fast betäubenden Duft ausströmten, schmücken ließen. Die linke Seite dieses Raumes war durch eine alte, aber sehr schöne spanische Wand aus geschnitztem, prächtig bemaltem und vergoldetem Holzwerke — eine chinesische Arbeit — abgetrennt. Hinter dieser Wand — wer weiß? — schliefen vielleicht die Damen. Die andre Seite des Zimmers stand mit einem großen Hofe in Verbindung. Als wir dasselbe durchschritten, flüsterte Herr Newman mir zu, daß wir uns dem Ziele unseres Besuches näherten. „Aber", setzte er unehrerbietig hinzu, „denken Sie ja nicht, daß George Sie alle seine hübschen Mädchen sehen läßt. Sie müssen dort sein" — dabei zeigte er gerade vor uns hin —, „aber sie werden unsichtbar sein". Jetzt durchschritten wir eine Thüre, die zu einem schön eingerichteten Zimmer führte, und hier saßen denn auf dem Boden mehrere Frauen — nicht Schönheiten, wie meine Einbildungskraft mir vorgespiegelt hatte, sondern mit runzligen Wangen und grauen Haaren. Herr Newman hatte also recht! Die richtigen Haremsdamen waren in Voraussicht unseres Besuches sorgsam entfernt und durch andere ersetzt worden, welche ein oder vielleicht zwei Menschenalter zuvor die Frauen des Vaters, wenn nicht Großvaters, von dem Wangna gewesen waren. Inmitten derselben standen zwei Personen — eine alte würdige Dame mit gewinnendem Lächeln im Antlitz, und ein Knabe, wie es schien, von etwa 14 oder 15 Jahren: erstere des Wangnas Mutter; letztere deren jüngste Tochter, deren schmächtige Figur und kurzgeschnittenes Haar ihr die Erscheinung eines Knaben gab, obschon sie damals mindestens 18 Jahre alt gewesen sein muß.

Männer und Frauen — um dies hier einzuschalten — kleiden sich in Siam sehr ähnlich; und jetzt, da beide Geschlechter die Mode haben, die Haare kurz zu tragen und hinter zu bürsten, gleichen die Frauen den

Männern oft zum Verwechseln. Weiter oben im Lande tragen Männer und Frauen das Haar noch in der alten Weise, d. h. erstere rasieren den Kopf, ausgenommen gerade von der Mitte der Stirn bis zum Wirbel, während letztere das Haar nicht abrasieren, sondern nur kurz schneiden. Oft malen die Frauen ihre Brauen und Lider, um sie deutlicher hervortreten zu lassen, und beide Geschlechter pudern sich im Gesicht mit Weiß, was auf der dunklen Haut sehr ins Auge fällt.

Das Hauptkleidungsstück für Männer und Frauen ist das Panung oder Palai, ein langes Stück baumwollenen oder seidenen Stoffes mit Goldkante, welches um die Taille getragen und zwischen den Schenkeln durchgezogen wird; die beiden Enden, eins vorn, eins hinten, werden in die Höhe genommen. Ein zweites unumgängliches Stück, ebenfalls für beide Geschlechter, ist das Pahom, eine Schärpe, mehr als 2 Meter lang, weiß oder blaßrot oder gelb; man schlingt es in mannigfacher Art über eine Schulter oder unter den Armen weg quer über die Brust. Viele Frauen und Männer tragen eine eng anliegende fleckenlos weiße Leinenjacke, die von ihrer olivenfarbigen Haut hübsch absticht; man windet alsdann das Pahom über die Jacke. In den letzten Jahren haben Männer und Frauen der „oberen Zehntausend" angefangen, weiße Strümpfe und Lackschuhe zu tragen, und bei vorkommenden Gelegenheiten erscheinen sie sogar im Gesellschaftsanzuge, aber nie ohne das Panung. Nur Militär und Prinzen in Uniform tragen Hosen; in Gala haben die Prinzen und hohen Beamten gewöhnlich blauseidene Jacken mit schwerer Goldstickerei und Goldfadenmuster. Die Frauen haben hier, wie allerorts auf der Erde, eine große Vorliebe für Schmuck und Juwelen. Ohrringe sind selten, aber der Fingerringe ist eine große Menge und Mannigfaltigkeit; reiche Damen tragen lange massive Goldketten über Schulter und um die Taille. Kinder gehen bis zum 10. Jahre nackt; nur zur Bedeckung gewisser Teile haben sie ein herzförmiges silbernes, bisweilen auch goldenes Schild, das mittels einer Schnur um den Körper gebunden wird; ferner bekommen sie schwere Fußspangen aus Gold oder Silber und Armbänder. Erwachsene und Kinder jedoch tragen stets Amulette oder Zauber irgend einer Art am Körper.

Des Wangnas Mutter trat vorwärts und begrüßte ihre Gäste mit herzlichem Händedrucke; unmittelbar hierauf kamen Sklaven mit versilberten Blumenschüsseln herein, deren uns je eine gereicht wurde. Dr. Smith, Arzt der britischen Vertretung, gab der Mutter des Wangnas ein Riechfläschchen, worüber sie sehr erfreut schien, und sodann wurden wir zum Niedersitzen eingeladen, und es kam Thee. Der Raum war durch hunderte kleiner Kokosnußöl-Lampen erleuchtet, deren Schimmer von den in verschwenderischer

Menge vorhandenen Wandspiegeln wiederum hundertfach zurückstrahlte. Am äußersten Ende des Zimmers befand sich eine altarähnliche Vorrichtung aus Glaszeug, bedeckt von Lampen und überragt durch eine vergoldete Buddhafigur.

Unsere Gastgeberin war sehr gesprächig und hielt unseren Dolmetscher, Herrn Newman, der zwischen ihr und ihrer Tochter saß, fortwährend so in Atem, daß er keine Zeit zu haben schien, sich auch nur der Hälfte seiner Artigkeiten gegen die Tochter zu entledigen, bei welch letzterer er anscheinend in eben solcher Gunst stand als bei der Mutter.

Indessen währt eine Tasse Thee keine Ewigkeit, nicht einmal in einem Harem, an der Seite einer reizenden Prinzessin, welche die Zeit unmerklich verstreichen ließ. Auch vermochte die Thatsache, daß wir im Sitze der Liebe und Schönheit saßen, doch nicht die reelleren Lockungen eines Diners in Vergessenheit zu bringen, für dessen Verlust sogar die Gegenwart der reizenden Haremsdamen in ihrer Gesamtheit wohl nur ein zweifelhafter Ersatz gewesen sein würde. So kehrten wir denn schnell zu dem Saale zurück, wo wir den Wangna verlassen hatten. Wie derselbe es vorgezogen hatte, nicht mit zu seiner Mutter zu kommen, so lehnte er nun unter Entschuldigungen die Teilnahme an dem Diner ab, welches oben in einem besondern Gebäude aufgetragen wurde. Des Wangnas Minister unterzogen sich den Bedienungspflichten, und eine treffliche Kapelle bot uns eine Auswahl von siamesischer und europäischer Musik dar.

Fünftes Kapitel.

In den Straßen von Bangkok — Chinesen überall — Bezeichnende Scene — Mißstand hinsichtlich der Spirituosen — Gefangene bei der Arbeit — Im Gefängnisse — Auf dem großen Markte — Chinesische Spielhölle — Gebet um Glück — Eine Lakon-Vorstellung — Siamesische Schauspieler — Einheimische Musik — Ein königliches Musikcorps — Einheimische Musikinstrumente.

Der Anblick Bangkoks vom Flusse aus ist wirklich großartig; kommt man aber über den vom Menam nach dem Palaste führenden Hauptweg hinaus, so ist der Gegensatz dazu sehr bedeutend. Diese Hauptstraße oder Krung Tscharun, einige Kilometer lang, ist während des Südwestmonsuns oftmals selbst teilweise unter Wasser, die Hintergassen aber und die Seitengäßchen starren entweder von Schmutz oder schwimmen vor Nässe oder

leiden unter Staub. Die Verkehrsmittel sind in gleich unzureichendem Zustande. Die Mietwagen, welche von einigen Klings und Malaien unterhalten werden, sind im allgemeinen immer verfallen, und die Pferde noch schlechter — so schlecht, wie sie nirgends in Europa geduldet werden würden. Bambus- oder Holzbuden bilden die Hauptmasse der einheimischen Wohngebäude; Ziegelbauten giebt es wenige; sie liegen weit von einander ab, und an allen ist allgemeine Vernachlässigung sichtbar. Die Winkel und Ecken der schiefen Gassen, mit Krotonpflanzen oder anderem Grün bewachsen, dienen eher dazu, den Eindruck allgemeinen Schmutzes zu vergrößern als zu vermindern. Allüberall giebt es chinesische Läden mit Räucherwaren, chinesische Tischlereien für gewöhnliche und feinere Geräte, chinesische Wagenbauereien ꝛc.; wo immer ein Gewerbe getrieben wird, ist sicherlich ein Chinese der Besitzer; nur hie und da sieht man eine siamesische Töpferei, wo die spröden tragbaren Öfen, Töpfe und Wasserflaschen angefertigt werden. So sind die Chinesen allüberall; es wird zwar aller drei Jahre eine Kopfsteuer von 3 Tikals (= 7 Mk. 50 Pf.) von jedem Chinesen erhoben, aber diejenigen, welche unter europäischem Schutze stehen, sind davon befreit — eine schwerlich gerecht zu nennende Einrichtung.

Plötzlich stößt man auf einen massiven Steinbau, dessen Architektur sofort eine christliche Kapelle verrät. In den letzten Jahren jedoch ist sie geschlossen worden, da die hier wohnenden Europäer mit Ausnahme der Römisch-Katholischen ihren Sonntag innerhalb ihrer Behausungen feiern. Die römisch-katholische Kirche mit der daran stoßenden palastähnlichen Amtswohnung des Bischofs war früher ein Wat. Ein wenig weiterhin, jenseits einer der leichten Eisenbrücken, welche die vielen als Verkehrswege dienenden Wasseradern und Kanäle überspannen, steht eine hohe Ziegelmauer mit großem und stolzem Eingangsthor; letzteres führt zu einem umfangreichen Ziegelgebäude, das zum ausschließlichen Gebrauche der nach Bangkok kommenden Gesandten bestimmt ist. Hier herum liegt eines der belebtesten und eigentümlichsten Viertel der Stadt: da giebt es in schönster Verwirrung bunt durcheinander chinesische Pfandleihergeschäfte; siamesische und chinesische Speisehäuser, die einen gerade so viel wert wie die anderen; chinesische Entenzüchtereien, wo die kleinen Enten vom Eie an großgezogen werden und genug Abfälle finden, um darin herum zu wühlen, wenn auch nicht viel Futter zum Fettwerden; chinesische Kräuterläden; siamesische Töpfereien; chinesische und siamesische Schnapsläden, in denen Arrak unter dem Namen Samschu zur Abwechselung mit Arrak unter dem Namen Lao verkauft wird; Straßenstände, an denen ein findiger Chinese seine heimatliche Limonade feilbietet, oder einen Teller gekochter Gemüse, deren Hauptbestandteil Zwiebeln bilden, mit ein paar Bissen fetten Schweine- oder — je nach Belieben —

mageren Entenfleisches; an anderen Ständen führt ein siamesischer Koch die Vorübergehenden mit einer Mischung von Reis und Kuchen, Muscheln und Garnelen und getrocknetem oder stinkendem Fisch in Versuchung. Zahlreicher als alles andere aber sind die chinesischen Spielhäuser vertreten, mit einem chinesischen Waiang oder Theater ganz in der Nähe. Der Staat genießt von der Concessionserteilung zu solchen Spielhöllen eine beträchtliche Einnahme; man trifft sie in allen Stadtteilen im Überfluß an, und Chinesen wie Siamesen aller Stände sind auf ihren Besuch erpicht. Alle Spielhäuser die ich in Bangkok gesehen habe, sind von der gewöhnlichsten Art: große Bambusbuden mit Dach, ohne Möbel, viele sogar ohne künstlichen Boden, so daß auf die bloße Erde Matten gelegt sind, auf die sich die Spieler niederlassen. Bei jeder Matte oder wenigstens bei jeder Spielgesellschaft steht ein Buchführer, welcher den Vorteil seines Herrn, des Besitzers der Bude, wahrt.

Hinsichtlich der Spirituosen sei noch bemerkt, daß der Staat Arrakbrennereien besitzt und der Spirituosenverkauf Monopol ist. Aber die Vertreter der europäischen Mächte in Bangkok sind berechtigt, an die Unterthanen ihrer Staaten Konsular-Concessionen zu verabfolgen, kraft deren dieselben den Eingeborenen Spirituosen im Kleinhandel verkaufen dürfen. Die Folge davon ist, daß die Inhaber solcher Concessionen billiger verkaufen als die von der siamesischen Regierung bevollmächtigten Händler. Auf diese Weise wird eine der hauptsächlichsten Einnahmequellen des Staates zwar nicht verstopft, aber doch verringert. Da den Siamesen sehr viel daran liegt, die Verträge mit den europäischen Mächten in diesem Punkte zu verbessern, so sind die nötigen Schritte dazu gethan worden, und neuerdings hat man das Abkommen getroffen, mit Ausgabe der erwähnten Konsular-Concessionen inne zu halten, bis die Revision der Verträge in Europa beendigt ist. Die Angelegenheit war dem Prinzen Prisdang anvertraut worden, und seit meiner Rückkehr von Bangkok hat der Prinz mich benachrichtigt, daß seine Bemühungen, alle europäischen Mächte in der erwähnten Hinsicht zu einer Revision der Verträge zu vermögen, erfolgreich gewesen sind.

Unter Führung meines Freundes Herrn Salomon oder „Nai" Salomon, wie er allgemein heißt, des gefälligen Polizei-Inspektors, dem ich für seine vielen mir während meines Aufenthaltes in Bangkok geleisteten Dienste zu großem Danke verpflichtet bin, besuchte ich alle die eigenartigsten Schauplätze in der Stadt und war mit seiner Hülfe imstande, von dem inneren Leben des Volkes ein gutes Stück zu sehen, was sonst meiner Kenntnis entgangen sein würde. Ich hätte gar keinen besseren Führer bekommen können; denn abgesehen davon, daß er die Siamesen durch und durch kannte, mit ihrer Sprache und ihren Sitten vertraut war und vermöge seiner amtlichen

Stellung das Recht zum Betreten vieler einem Fremden verschlossenen Plätze hatte, so besaß er auch eine heitere Liebenswürdigkeit, welche seine Gesellschaft doppelt angenehm machte. Da Amtspflichten seine Zeit und Aufmerksamkeit nicht eben sehr in Anspruch nahmen — ein Verhältnis, das auch bei den übrigen Europäern in siamesischen Diensten obwaltet —, so stand er gewöhnlich zu meiner Verfügung, wenn ich ihn darum bat. Eines Tages zeigte er mir u. a. das Gefängnis. Geht man auf der oben erwähnten Hauptstraße, so hört man fast immer das Klingen schwerer Ketten, welche am Boden hin geschleppt werden. Sofort sieht man auch eine Abteilung paarweise zusammengeketteter Gefangenen vorüberziehen; jeder hat einen schweren eisernen Halsring, von dem eine je ein Paar verbindende Eisenkette herunterhängt; auch die Knöchel sind von dicken Ringen umschlossen, an denen wieder Ketten befestigt sind: eine Kette verbindet beide Füße jedes einzelnen Verbrechers, die andere fesselt zwei Füße von je zwei neben einander gehenden Missethätern zusammen. In vielen Fällen habe ich das Fleisch an den Knöcheln wund gescheuert gesehen, trotzdem daß die Gefangenen Zeugstücke um das Eisen gewunden hatten; meiner Meinung nach könnte der siamesische Gefängnisinspektor wohl etwas zur Erleichterung solcher Qualen thun.

Die Gefangenen werden mit Anlegung, Ausbesserung und Reinigung der Wege beschäftigt. In der eigentlichen Stadt, welche ummauert ist und die königlichen Paläste ꝛc. enthält, werden die Straßen täglich durch diese Leute gekehrt, und man sieht Abteilungen von ihnen überall und zu jeder Tageszeit entweder solche Arbeit verrichten oder am Straßenrande sitzen und Korbwaren oder Nippsachen aller Art verfertigen, u. a. Cigarrentaschen ꝛc. Viele dieser Sachen, aus dem feinsten Rohr geflochten, zeugen von ausgezeichneter Geschicklichkeit. Den Gefangenen wird vom ersten Kerkermeister eine unbedeutende tägliche Ration zugestanden; da diese jedoch nicht einmal für die notwendigsten Bedürfnisse ausreicht, dürfen sie ihre Handarbeiten verkaufen; in Ermangelung dessen betteln sie unterwegs, wenn sie zu ihrer Arbeit gehen, freilich auf die Gefahr hin, von dem Aufseher der Abteilung einen Hieb mit seinem langen Rohre zu erhalten. Das Amt eines solchen Unteraufsehers — „Pokum“ genannt — bekleidet unabänderlich ein Gefangener, für den jemand Bürgschaft leistet, in sehr vielen Fällen ein ausgemachter Trunkenbold oder Opiumraucher, stets bereit, bei der geringsten Veranlassung seine Macht durch Fuchteln mit der Amtsrute, dem einzigen Abzeichen seines Ranges, zu mißbrauchen.

Aber innen im Gefängnisse ist das Los der Unglücklichen noch viel schlimmer, und es ist eine Gnade, daß sie, mögen sie noch so verdorben sein, nicht gezwungen sind, Tag und Nacht dort zu verweilen. Das Gefängnis

ist, glaube ich, der schmutzigste, ungesundeste, stinkendste Ort, den ich in meinem Leben je betreten habe. Es besteht aus einer Reihe von offenen Buden — glücklicher Weise fehlt es also nicht an Luft —, in denen die Verbrecher schlafen und essen. Aber der Gestank von dem verwesenden Unrat, der frei auf dem Boden liegt, ist geradezu fürchterlich. Es scheint auch nicht der geringste Versuch einer Reinigung gemacht zu werden. Einige der Gefangenen sahen entsetzlich verkommen aus; in ihren Zügen las man deutlich Verbrechen über Verbrechen. Herr Salomon fragte einen Oberkerkermeister nach der Zahl der Gefangenen und erfuhr, es seien ihrer etwa 650, meistens Mörder und Straßenräuber. Allerdings bemerkte mein Führer, bei einigen sei die Schuld nie erwiesen worden, und viele andre wären nur wegen Schulden eingekerkert. Unter den Gefangenen befand sich auch ein Prinz — ich konnte nicht erfahren, weshalb er im Gefängnisse war —, der sich indessen einer bedeutenden Freiheit erfreute, ein ganzes abgeschlossenes Haus für sich allein hatte und hier auch keine Ketten zu schleppen brauchte. Bei unserem Anblicke suchte er sich zu verbergen, als ob er sich seines Loses schämte.

Bei einer anderen Gelegenheit besuchte ich mit Herrn Salomon den „Sampeng" genannten Stadtteil, wo täglich großer Markt abgehalten wird. Auch hier wohnten die immer fleißigen Chinesen in größter Menge. Als wir zwischen den Bazaren, deren enge Straßen unregelmäßig mit großen Granitsteinen gepflastert waren, umherstreiften, betraten wir auch — es war 8 Uhr Morgens an einem Sonntage, dem 31. Juli 1881 — eine der chinesischen Spielhöllen, welche um diese Zeit ganz leer war; denn das Spiel beginnt erst spät am Nachmittage und währt die halbe Nacht hindurch. Nur fünf buddhistische Priester waren da; sie saßen auf einer Matte und sangen irgend etwas in Pali. Was in aller Welt wollten die an solchem Orte? Ich fragte Herrn Salomon danach; der erkundigte sich, und so erfuhren wir denn, daß sie um Glück für den Besitzer des „Etablissements" beteten. An dem einen Ende des Spielzimmers war ein Altar mit zahlreichen brennenden Lampen, deren Licht sich auf einem Dutzend durch fortwährenden Gebrauch blank geriebener Würfel widerspiegelte. Ein Altar findet sich in jedem chinesischen oder siamesischen Hause, aber ich hätte doch geglaubt, daß eine solche Vorrichtung hier nicht am richtigen Platze wäre — bis ich erfuhr, was die Priester thaten. Auf dem Altar thronte eine Figur, welche ich für eine gewöhnliche Buddhabildsäule hielt; Herr Salomon jedoch sagte, es sei eine Darstellung des Glücksgottes. An dieser Figur war ein Faden befestigt, dessen anderes Ende die Priester hielten — eine ziemlich grobe Art und Weise, mit einem geistigen Wesen zu verkehren!

Sind die Siamesen vom Spiele ermüdet, so verfügen sie sich ins be-

nachbarte Theater und verbringen hier eine Stunde oder zwei mit Anschauen der Lakons oder theatralischen Vorstellungen, in denen der Regel nach nur Mädchen auftreten. Das Vergnügen ähnelt dem javanischen Gamallang und Tandak, welches ich in meinem Buche „Kopfjäger von Borneo“ beschrieben habe, so sehr, daß ich von dem dort Gesagten hier folgendes wiederholen muß:

„Der größere Teil der Vorstellung bestand lediglich im Durcheinanderschlingen der Finger, Hände und Arme — der Art, daß die Glieder förmlich ausgerenkt zu sein schienen“. In Siam sind die Bewegungen und Verdrehungen der Glieder dieselben wie in Java, aber die Kleidungen sind andere. Die Lakon-Mädchen tragen goldgestickte, eng anliegende Jacken, mit einer Art von Epauletten, welche Hörnern ähneln, mit einiger Phantasie aber auch als Schwingen aufgefaßt werden können; die Fingernägel sind durch Futterale geschützt, 5 oder 6 Zoll (= 12—15 cm) über die Fingerspitzen hinausragend und am Ende gekrümmt, wie die Hörner von langhornigem Rindvieh. Die Lakons haben für Europäer nicht die geringste Anziehungskraft, den Siamesen aber scheinen sie unendliches Entzücken zu gewähren. Das beste Theater in Bangkok gehört dem Pya Mahin, und eines Abends ging ich denn in eine Vorstellung bei ihm. Die Mädchen, deren eine sehr große Zahl auftrat, waren alle gleichmäßig in vollkommen schottischer Tracht gekleidet; doch war ihre Kopfbedeckung eine Krone in Form eines Pratschedi. Die Gesichter der Mädchen sind stets weiß gepudert, und sie sehen sorgsam darauf, daß die Farbe bis über die Brauen hinaufreicht.

Möglicher Weise besucht man die Lakons mehr wegen der langsamen Musik als wegen des Spieles oder Tanzes. Die Siamesen sind große Liebhaber der Musik, und neben einer Menge von einheimischen Instrumenten, besonders Saiteninstrumenten, welche mir chinesischen Ursprungs zu sein schienen, kommen auch die europäischen Messinginstrumente bei ihnen in Aufnahme. Jeder Mann von Rang hat wenigstens ein Musikcorps, womöglich aber zwei — eines mit ausschließlich einheimischen, das andere mit ausschließlich europäischen Instrumenten. S. Majestät hat mehrere vorzügliche Musikcorps, in deren einem Dirigent und Ausübende nur Siamesen sind. In anderen Fällen sind die Dirigenten Deutsche oder Italiener, die Spielleute aber sind alle Siamesen.

Einer von den Brüdern des Königs, Prinz Kromalat, hat ein Musikcorps junger Mädchen, welche auf ihren einheimischen Instrumenten alle möglichen Melodien, auch solche, welche europäischen Ohren wohlbekannt sind, spielen; sie halten sehr gut Takt, und es ist ein wahrer Genuß, sie zu hören. An einem Sonntag-Nachmittag nahm Herr Torrey, ein Mitglied der Vereinigten-Staaten-Gesandtschaft, gütig wie immer gegen fremde Gäste,

Herrn Libby aus New-York und mich zu einem Besuche bei dem Prinzen Kromalat mit. Dieser nahm uns sehr freundlich auf und fragte uns, während der unvermeidliche Thee und Cigaretten gereicht wurden, ob wir vielleicht sein Musikcorps spielen hören wollten; Herr Torrey hatte mir schon mitgeteilt, daß dasselbe wohl hörenswert sei. Natürlich bejahten wir die Frage mit großer Freude, und nach wenigen Minuten traten 12 Mädchen von 10 bis 14 Jahren ein, alle sauber in weiße Jacken und den siamesischen Panung gekleidet; alle hatten den Kopf rasiert, ausgenommen einen mit goldner Nadel zusammengehaltenen Wirbelknoten, und alle trugen goldne Ohrgehänge und Fußringe. Ein Mädchen nach dem andern trat ein, jedes mit dem Instrumente unter dem Arme, verbeugte sich tief, grüßte ehrfurchtsvoll durch Erhebung der gefalteten Hände an die Stirn, und dann setzten sie sich zu einem Kreise in der Ecke des Zimmers nieder. Ihre Instrumente — durchaus schön gearbeitet und mit Elfenbein und Perlmutter eingelegt — waren u. a. eine Art von Guitarre, kayab genannt; chinesische Fiedeln, so geheißen; Bambusflöten oder klue, außerdem Trommeln und Gongs.

Die Mädchen spielten zuerst, mit großem musikalischen Geschmacke, die siamesische Volkshymne und zuletzt, zu großer Überraschung meines amerikanischen Freundes Libby, „Hail, Columbia“. Man teilte uns mit, daß sie alle von siamesischen Lehrern unterrichtet worden wären.

Die Siamesen preisen ihre Instrumente sehr; aber in ganz Bangkok ist kein Laden, in dem man eine vollständige Sammlung derselben bekommen kann. Bei einem chinesischen Pfandleiher trieb ich nur ein oder zwei seltsame Instrumente auf, konnte aber nicht alle Muster erhalten. Die Prinzen und Edelleute lassen alle Instrumente für ihre Musiker durch geschickte Arbeiter in ihren eigenen Werkstätten herstellen.

Sechstes Kapitel.

Besuch der hauptsächlichsten Tempel — Wat Poh — Eine riesige Buddhafigur — Ein wunderlicher Garten — Wat Tschang, der Elefantentempel — Merkwürdige Architektur — Wat Sikhet — Fremdartiger Bau — Bangkok in der Vogelschau — Vergrabener Schatz — Verbrennungsplatz — Leichnam, auf Verbrennung wartend — Verbrennung der Armen — Trauerkleidung — Geierfraß — Ein Schauspiel zum Übelwerden — Warnendes Skelett — Einfluß der Leichenfeierlichkeiten auf die Gesundheit — Cholera — Wissenschaft und Aberglaube — Was die Eingeborenen über Krankheit denken — Anfall von Cholera.

Nächst den Spielhöllen, Theatern und etwa den Schnapsläden sind am zahlreichsten in Bangkok diejenigen Gebäude, deren hohe Turmspitzen die Aufmerksamkeit des Fremden schon vom Strome aus auf sich lenken. Eine genaue und eingehende Beschreibung bloß von Bangkoks Tempeln mit ihrer Geschichte, mit den an die Götzenbilder sich knüpfenden Legenden, mit Erklärung der unvermeidlichen heiligen Wandfresken würde mehrere umfangreiche Bände füllen. Ich werde mich auf den Versuch beschränken, drei der hervorragendsten Wats der Hauptstadt zu schildern.

Wie in Wirklichkeit das Stadtinnere infolge des Schmutzes, des Gestankes und der armseligen Häuser von der Vorstellung, die man sich nach dem Anblicke vom Flusse aus bildet, ganz verschieden ist, so zeigen sich auch die Tempel, welche von weitem sehr prächtig aussehen, bei genauerer Bekanntschaft in einem ganz anderen Lichte. Welcher Unterschied zwischen den Tempeln der Wirklichkeit und denen, die in den glänzenden Strahlen der Mittag- oder Abendsonne funkeln!

Einer der größten Tempel von Bangkok ist das Wat Poh, bekannt wegen seiner Kolossalfigur des sterbenden Buddha — angeblich der größten in Siam. Der Gott ist liegend dargestellt, etwa 160 Fuß (= ca. 49 m) lang, und stützt sich auf den rechten Arm. Das Bild ist von Ziegeln zusammengesetzt, hat einen dicken Lacküberzug und schwere Vergoldung, welche sicher Hunderte von Unzen (1 Unze = 28 gr.) wiegt. An manchen Stellen sind große Stücke des Lacküberzugs abgeblättert. Die schönste und anziehendste Arbeit an diesem Buddha jedoch findet sich an den Fußsohlen, die aufs schönste mit Perlmutter eingelegt sind und Buddha-Legenden darstellen. Der große Religionslehrer ist von anderen Figuren und von Tier-Darstellungen umgeben, welche in den Intercolumnien stehen. Der Fußboden des Tempels ist mit würfligem Marmor belegt. An das Gebäude schließen sich umfangreiche, sonderbar eingerichtete Gärten an; da giebt es Fischteiche; einen Krokodilteich, in welchem das geheiligte Reptil — es war, irre ich nicht, nur eins da — von der siamesischen Jugend gefüttert und



Wat Tschang: Eingang zum Tempelplatz.

geplagt wird; wunderlich geformte Granitfelsen, zu Schweinen, Drachen und anderen ungeheuerlichen Tieren behauen; eine Menge kleiner Pratschedis; viele mißgestaltete Bäume; eine Reihe bedeckter Säulengänge, in denen die Priester fromme Betrachtungen anstellen können; endlich schmutzig aussehende, weißgetünchte Klöster, in denen sie wohnen.

Ein anderer Tempel, das Wat Tschang (Tschang=Elefant), ist einer der sprechendsten Beweise von der Wahrheit der Behauptung, daß in der Entfernung ein großer Zauber liegt. Der genannte berühmte Tempel, hoch über das niedrige Häusermeer Bangkoks emporragend, gleicht, vom Menam aus gesehen, einem großen, köstlichen Kunstwerke, zu dessen äußerem Schmucke schöne Steinmetzarbeit, zarte Malerei oder Mosaik, unzählige kostbare Steine verschwendet worden sind. Das gewaltige Bauwerk erhebt sich Stock um Stock, Absatz um Absatz, Linie um Linie, allmählich in schön abgestuften Verhältnissen abnehmend, bis sein krummliniger Gipfel eine Höhe von mehr als 100 Fuß (= ca. 30 m) über dem Boden erreicht. Von weitem gesehen, scheint zartes Steingewebe, mit funkelnden Gemmen ausgeputzt, in kühnem Aufbau zartem Steingewebe zu folgen, die gebrochene achteckige Form des Tempels erkennen lassend, während jede wichtige Unterbrechung der Umrißlinie des Baues durch Reihe um Reihe von Zinnen verschiedener Art hervorgehoben ist. Die Verzierungen, in Hochrelief gearbeitet, ragen weit hervor und heben sich infolge der hellen Beleuchtung mit wunderbarer Deutlichkeit von den dunkeln Schatten der tief zurücktretenden Teile los. Hat das Auge so etwa 20 Absätze, einen nach dem andern, staunend überflogen, so wird es durch Darstellungen des dreiköpfigen Elefanten gefesselt, welche — auf jeder der vier Hauptseiten des Tempels je eine — etwas über die Linie der sie umgebenden großen Pfeiler hervorspringen; letztere tragen je einen anmutigen Turm, aus deren Mitte der Hauptturm sich erhebt. Untersuchen wir diesen Bau von so gewaltigem Eindrucke eingehend, so erstaunen wir, daß etwas Derartiges mit dem angewendeten Material erreicht werden konnte, und müssen andererseits ungläubig darüber lächeln, daß solches Material jemals zu solchem Zwecke Verwendung gefunden hat. Die Hauptmasse des Gebäudes besteht aus Ziegelsteinen; die Zierraten sind zusammengesetzt aus Stücken zerbrochener Teller, Gläser, Tassen und Schalen, kurz jeder Art von zerbrochener Töpfereiware, untermischt mit der gewöhnlichen Porzellanschnecke, welche zu vielen Tausenden in das Ziegelwerk eingemauert und zu den Gestalten von Lotosblumen, ungeheuerlichen Schutzengeln und anderen Figuren zusammengesetzt ist. Nur die erstaunliche Unverschämtheit — man verzeihe mir den Ausdruck —, mit welcher der Gedanke, solchen Stoff zu Verzierungen zu benutzen, verwirklicht worden ist, und die große Kühnheit mit welcher die Figuren und Blumen in Hochrelief, manche sogar freistehend.



Wat Tschang. Im Vordergrunde schwimmende Häuser auf dem Menam.

ausgeführt worden sind, befreien das Gebäude von dem Vorwurfe, nur Flitterstaat zu sein. Ich habe den seltsamen, wenn nicht in seiner Art einzigen Bau mehrmals untersucht und bin eines Tages mit Herrn Libby die sehr steilen, mindestens 18 Zoll (= ca. 46 cm) hohen Stufen des Turmes hinaufgestiegen, so weit als es möglich war. Wir genossen von da aus eine sehr schöne Vogelschau-Aussicht auf Bangkok.

Den schönsten Überblick jedoch über die Stadt und ihre Umgebung hat man auf der Spitze des Wat Sikhet, oder vielmehr des großen Pratschedi, der mit dem Wat zusammenhängt und einer der merkwürdigsten Baue ist, die ich je gesehen. Die Basis des Pratschedi ähnelt von weitem ganz und gar einem alten auf und in Felsen gebauten Schlosse, wobei man alle Vorsprünge benutzt hat, um massive Türme oder Forts darauf zu errichten — je nach den Umständen vom Quadrate durch alle erdenklichen eckigen Grundrisse hindurch bis zum Kreise wechselnd. Die Ähnlichkeit mit einem Fort wird noch durch die dicken, hier und da aus dem Mauerwerk herausragenden Balken vermehrt, welche zum Stützen der bei Ausbesserungen nötigen Gerüste dienen und aus der Entfernung vollkommen wie alte lange Kanonen aussehen. Genauere Untersuchung aber zeigt, daß diese felsengleiche Masse ein ungeheurer künstlicher Erdhügel ist, dessen Seiten durch dicke Ziegelsteinmauern umgeben sind; letztere, gleichsam Strebepfeiler bildend, halten die ganze Masse zusammen, steigen eine über der andern empor und nehmen nach oben hin allmählich ab; jeder Riß, jede Spalte in den zerfallenden Seiten und Oberflächen der dicken Wände bietet dürftigem Pflanzenwuchse einen Anhalt dar.

Ein breiter Weg, rund um diesen seltsamen Hügel herumlaufend, führt auf den flachen Gipfel, welcher ummauert ist und durch ungemein dicke Bollwerke aus Ziegelsteinen gehalten wird. Von diesem erhöhten Platze aus bietet sich eine prachtvolle Ansicht der Stadt Bangkok dar; wie eine See oder besser wie eine flache Wüste breitet sich die Dächermasse aus, aus welcher hier und da die glitzernden Türme der Paläste und Tempel oder die weißen Spitzen der Pratschedis auftauchen — ebenso wie manche Oasen von schönem Grün, dessen Glanz sonderbar von dem grauen Einerlei der Schindeldächer absticht. Der Menam aber dehnt sich wie ein silbernes Band, immer breiter werdend, nach dem Meere hin, dessen Spiegel vollkommen sichtbar ist, und verliert sich in langsam abnehmender Mächtigkeit weit hinten im ansteigenden Lande, das allmählich nach jeder Richtung hin sich zeigt, bis endlich der Horizont durch die Gipfel von hohen, fernen Gebirgen abgegrenzt wird.

Der wunderlich gebaute künstliche Hügel aber dient wieder als Fuß eines luftigen Turmes, dessen oberer Teil nur bei naher Besichtigung zu

erblicken ist. Äußerlich hat das Bauwerk die in ganz Siam bei Turmspitzen oder Pratschedis übliche Form: es ist von unten bis oben ein kreisförmiger oder ovaler Ring-Kegel, nur etwa in der Mitte, wie hier, durch ein ganz oder beinahe quadratisches Stockwerk unterbrochen, welches jedoch die kegelförmige Umrißlinie beibehält. Unter diesem Turme soll ein ungeheurer Schatz liegen; wirklich ist es Sitte, bei jedem Pratschedi Münzen oder andere Wertsachen unter einer Ecke im Grunde zu vergraben. Im Innern hat das Gebäude nicht viel Interessantes; seine 4 Eingänge — einer auf jeder Seite — sind in Kreuzform gestellt. Auf einem großen Altar nahe der Mitte befinden sich zwei Buddhabilder, eingehüllt in Priesterkleidung.

Außer dieser Pagode giebt es zahlreiche Pavillons, Klöster, Verbrennungstempel; auf ihren Dächern, ja sogar innerhalb ihrer Mauern, und auf den Ästen der dabei stehenden Bäume sitzen stets ganze Regimenter von Geiern, welche, in Gesellschaft mit Hunden*) und Aaskrähen, manch ein Mahl hier finden: denn das Wat Sikhet ist ein Lieblingsplatz für Beseitigung der Toten.

Verbrennung ist die bei den Siamesen gewöhnliche Bestattungsweise. Ist jemand gestorben, so wird der Leichnam in einen Sarg gelegt, und es werden 4 Priester geholt, welche Tag und Nacht beten, bis der Körper in den Tempelbezirk gebracht ist. Die Länge der Zeit zwischen Tod und Verbrennung hängt ganz von den Umständen des Verstorbenen und seiner Freunde ab. Der Leichnam eines Armen wird schon am nächsten Tage auf einer Bambustragbahre zur Verbrennung geschafft; in anderen Fällen jedoch können 5—15 oder 30 Tage, ja 6 Monate verstreichen, bevor die letzten Ehren erwiesen werden. Während dieser ganzen Zeit liegt der Leichnam im Sarge, bald innerhalb des Hauses, bald außerhalb; eine im Sargboden befestigte Bambusröhre führt die flüssigen Zersetzungserzeugnisse ab.

Ich entsinne mich eines Besuches bei dem Leibkutscher Sr. Majestät; derselbe ist, beiläufig bemerkt, ein Vetter des Königs. Der Vater dieses Kutschers war zur Zeit meines Besuches schon sechs Monate tot, und noch war kein Tag zur Bestattung, welche auf großem Fuße vor sich gehen sollte, festgesetzt. Ich bat den Fürst-Kutscher um Erlaubnis, seines Vaters Leiche auf dem Paradebette zu sehen. In einen dunklen, spärlich durch

*) Eine der größten Plagen in Bangkok sind die Paria-Hunde, und da die buddhistische Religion den Behörden nicht gestattet, sie zu vernichten, hat man sich ganz ernstlich mit der Frage beschäftigt, wie man sie los werden kann. Eine Hundesteuer könnte mit Erfolg in Bangkok eingeführt werden; ohne Zweifel würden die Leute dann Mittel und Wege finden, alle Tiere fortzuschaffen, welche die Besteuerung nicht wert wären.

Wachslichter erhellten Raum eintretend, fand ich zwei Priester, Gebete murmelnd, vor einem Bau, den ich für einen reich geschmückten Altar hielt, der sich aber als das Paradebett herausstellte; auf demselben waren zahlreiche Buddhafiguren, künstliche und natürliche Blumen in Unmasse und Tausende von Wachslichtern zu einer Art Pyramide aufgehäuft, worunter der Sarg in einer Menge von goldnem und anders gefärbtem Papiere den Blicken so entzogen wurde, daß nur ein Ende davon gesehen werden konnte. Mitten unter diesem Schmucke hatte der Tote bis zur Vollendung der zu einem großen Leichengepränge nötigen Vorkehrungen gelegen, und trotzdem machte sich kein unangenehmer Geruch bemerkbar, sondern mehr ein betäubender Blumenduft.

Bei einem gewöhnlichen Begräbnisse wird der Leichnam in einem Sarge kunstlosester Art, der auswendig mit Tapetenpapier beklebt ist, zum Verbrennungsorte geschafft — manchmal mit einem losen Deckel, manchmal nur mit einem Stücke weißen Kalikos bedeckt. Die Leiche wird stets zwei= oder dreimal rund um den Verbrennungsaltar herumgetragen; dieser ist zum Empfange des Sarges in der Weise vorbereitet, daß ein Holzstoß errichtet und auf diesen ein Eisenrost gelegt worden ist; hierauf wird schließlich der Sarg gesetzt. Bisweilen ist über dem Sarge eine Art von Baldachin aus weißem und gelbem Tuche angebracht, auf Bambusstäben ruhend und mit Flitterwerk geziert. Während der ganzen Zeit murmeln Priester Gebete, bis das Zeichen zur Anzündung des Feuers gegeben wird. Das Fortschreiten der Verbrennung wird von den Trauernden sorgsam überwacht. Letztere bekommen Krüge und Töpfe voll Wasser, welches sie und die Unternehmer der Bestattung über den brennenden Holzstoß ausgießen, um den Vorgang so sehr als möglich zu verlängern; denn bei einem mittelmäßigen Begräbnisse werden während der Verbrennung Thee und Zuckerwerk herumgegeben, und zuletzt erhalten die Dienst thuenden Priester verschiedene Geschenke, gemeiniglich Kleidungsstoff. Ein anderer Zweck bei dem Gebrauche des Wassers ist bei armen Leuten der, die völlige Verbrennung des Sarges zu verhindern; denn trotz des Holzüberflusses im Lande wird der Sarg, so verkohlt und verbogen er sein mag, immer und immer wieder gebraucht, so lange als noch ein Stückchen davon vorhanden ist. Aber selbst so wenige Umstände werden mit Leichen von Armen nicht in allen Fällen gemacht.

Als ich das Wat Sikhet zum ersten Male besuchte, traf ich im Tempelbezirke zwei siamesische Kulis, welche auf einer Bambusbahre den toten Körper eines einheimischen Armen oder Verbrechers trugen; ein paar Dutzend Siamesen, darunter einige Priester, folgten ihnen.

Einer oder zwei der Gesellschaft waren in weißen Kaliko gekleidet — das nationale Trauergewand —, und hatten als Zeichen ihrer Betrübnis die Kopfhaare vollkommen abrasiert; trotzdem schienen sie nur Zuschauer zu

sein, keineswegs einen Teil des wirklichen Leichenzuges zu bilden.*) Die Träger der Leiche und die Dienst thuenden Priester waren die einzigen bei diesem Ende der unbekannten Geschichte des Toten unmittelbar beteiligten Personen. Aber hoch oben in der Luft trieb sich eine dunkle Schar umher, welche einen sehr thätigen Anteil an den Vorgängen nehmen sollte. Grade über den Köpfen der Leichenträger kreiste und wirbelte ein Volk von Geiern, eifrig das Schauspiel überwachend, während das Klatschen von Flügeln ganz in der Nähe und das heisere Krächzen der Aaskrähen auf den Bäumen verriet, daß noch andere Wesen gierig der traurigen Verrichtung warteten. Hier und da schlich die hagere Gestalt eines Hundes vorbei, am Boden hinkriechend und der Mittelgruppe allmählich immer näher und näher kommend. Als die Kulis den bestimmten Platz erreicht hatten, warfen sie den Leichnam zu Boden, und im nächsten Augenblicke wurde die Luft verdunkelt durch die gespenstischen, gierigen Geier, welche schnell herunterschossen und einen Halbkreis um die Leiche bildeten, während die Priester und die Zuschauer den Kreis vervollständigten. Hinter den Geiern kam eine Schar von Krähen, und hinter diesen wieder rannten die Hunde zu zweien und dreien umher und schnappten und knurrten einander an, und was ihnen sonst in den Weg kam. Als eine Verzögerung eintrat, während ein Mann mit gewetztem großem Messer sich dem Toten näherte, wurden die Geier ungeduldig und unverschämt, stießen und hackten sich um einen Vorderplatz und kamen ein- oder zweimal so nahe an mich heran, daß ich sie mit meinem Stocke abwehren mußte. Jetzt beugte der erwähnte Mann mit dem großen Messer sich nieder und öffnete mit einem langen Schnitte den Unterleib der Leiche. Der Anblick der blutigen Eingeweide war für die schmutzigen Geier zu viel: sie begannen mit den Flügeln zu schlagen, stießen ihr wohlbekanntes Totengeschrei aus und sprangen vor Gier unaufhörlich umher; es bedurfte zweier Leute, um ihre Angriffe, so lange noch der amtliche Leichenzerstückler thätig war, abzuwehren. Nun wurde das Fleisch von den Beinen, Schenkeln und Ärmen losgeschnitten und der Brustkasten geöffnet. Hierauf trat ein Priester heran und sang einige Worte; in der Linken hielt er einen Fächer und eine Pfeife, in der Rechten ein Stück Bambus, womit er den toten Körper berührte. Kaum hatte er die letzten Worte gesprochen, als die Geier, scheinbar wissend, daß ihre Zeit gekommen war, in wahnsinniger Hast und mit furchtbarem Schreien vorwärts stürzten. Es war ein selt-

*) Die Sitte, das Kopfhaar abzurasieren — mit der weißen Kleidung das Nationalzeichen der Trauer —, bislang bei beiden Geschlechtern aller Klassen und Altersstufen allgemein üblich, scheint unter der besseren Gesellschaft abzukommen. Ich bemerkte, daß die Prinzen und hohen Würdenträger die europäische Gewohnheit, ein Stück schwarzen Krepps um den Arm zu tragen, nachahmen.

samer Totentanz, als die Tiere um den zerstückelten Leichnam herum hüpften und flatterten, jedes gierig, bei dem schrecklichen Festmahle nicht zu kurz zu kommen. Ich bemerkte, wie zwei Geier sofort die Augen des Toten, welche übrigens zur Erhöhung des Entsetzens fortwährend offen gestanden hatten, aushackten: ob aus Furcht oder Leckerei, ist ungewiß; sicher ist, daß stets die Augen zuerst gefressen werden. Die Vögel zerfleischten die Leiche in schauderhaftester Weise, hoben sie manchmal thatsächlich vom Erdboden auf und machten sich die losgerissenen Fleischstücke streitig. Einmal, als die Geier mehr auf ihre Zänkereien als auf ihr Totenmahl erpicht schienen, schlich sich ein Hund herzu und holte einen Bissen weg: aber schon im nächsten Augenblicke stürzten sich zwei Geier auf ihn; einer entriß ihm sein Maulvoll, der andere hackte ihn so in den Hals, daß er heulend entfloh. Nach etwa 10 Minuten zogen sich die Geier ein wenig zurück, der Leichenzerstückler trat wieder herzu und zerschnitt den Rücken des Toten, der Priester wartete wieder seines Amtes wie vorher, und es folgte der zweite Gang des Geiermahles. Dieses Mal schienen einzelne Vögel doch schon gesättigt zu sein, und für Krähen wie Hunde fiel mehr ab. Noch acht Minuten — und außer Kopf und Knochen war wenig mehr da. Die beistehenden Freunde des Toten lasen die geringen Überbleibsel zusammen und verbrannten dieselben.

Weiter schlendernd kam ich zu einer andern Abteilung des Tempelbezirks, einer Art von Hof, in welchem ein runder, weißgetünchter Ziegelstein-Altar stand. Aus seiner Mitte erhob sich ungefähr 4 Fuß (= ca. 1,2 m) hoch eine Eisenstange mit Haken an der Spitze, die zum Aufhängen von Lampen dienten. Auf diesem Altare lagen viele Menschenknochen aller Art, einige Schädel rc., und die schon weit in der Verwesung vorgeschrittenen Körper von zwei kürzlich verstorbenen kleinen Kindern, umsummt durch Myriaden von Fliegen. Dem Altare gegenüber befand sich eine Mauer, in welcher ein menschliches Skelett eingemauert war. Die Bedeutung dieser Maßregel wurde mir später durch einen Bekannten erklärt. Das Gerippe war nämlich das eines Priesters, der während der Dauer seiner Priesterschaft das Keuschheitsgelübde verletzt und für dieses Vergehen, wie üblich, die Todesstrafe erlitten hatte. Nun diente sein Skelett anderen zur Warnung.

Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden leicht, daß die Luft im Leichenbezirk des Wat Sikhet nicht süß duftet, und daß die sich dort bietenden Anblicke nicht zu den entzückendsten gehören. Auch bei gehöriger Verbrennung der Körper ist der faulige Gestank vor und während der Ceremonie oft unerträglich; denn die Leichen befinden sich fast ausnahmslos in vollkommener Verwesung, sogar dann, wenn nur eine ganz kurze Zeit zwischen Tod und Verbrennung liegt. Der Gebrauch, mit Erweisung der letzten Ehren so lange zu warten, veranlaßt natürlich höchst ungesunde Luft. Daß

also Bangkok nicht gerade der gesündeste Ort der Erde ist, braucht kaum gesagt zu werden; es ist nur überraschend, daß Fieber und Cholera nicht öfter ausbricht als es ohnehin der Fall ist.

Während meines Aufenthaltes zeigte sich auch die Cholera, und die ganze Zeit hindurch war die Luft in der ganzen Stadt von üblen Gerüchen verpestet. Da die gewöhnliche Bestattungsart mit der Zahl der zum Wat Sikhet gebrachten Opfer nicht Schritt halten konnte, wurden die Leichen — bisweilen 60—120 an einem Tage — übereinander gehäuft und mit Ätzkalk beschüttet; dies vernichtete jedoch den Geruch nicht.

Zur Steuer der Wahrheit muß aber gesagt werden, daß den gesundheitlichen Verhältnissen Bangkoks, dank dem Einflusse des Königs, im allgemeinen größere Beachtung geschenkt wird, und daß allmählich Maßregeln ergriffen werden, um so schreckliche Choleraepidemien, wie sie in vergangenen Zeiten das Land heimgesucht haben, zu vermeiden. Bei dem oben erwähnten Auftreten der Krankheit that S. Majestät sofort Schritte, die Verbreitung derselben zu hindern. Er befahl seinem Leibarzte, Sr. Hoheit Tschau Sai, drei kleine Dampfboote, kenntlich durch weiße Flaggen, auf dem Strome und seinen Nebenarmen auf und ab fahren zu lassen, jedes mit einem eingeborenen Arzte, welcher kostenfrei Hülfe leistete und Arzneien verteilte. Auch wurden auf Veranlassung und Kosten des Königs durch seine Brüder und hohen Beamten zeitweilige Krankenhäuser errichtet. Täglich wurden dem Könige Berichte über die Ausbreitung der Krankheit und über die dagegen ergriffenen Maßregeln unterbreitet. Zum Glücke war die Seuche in etwa 6 Wochen der Hauptsache nach vorüber; zur Erinnerung an das Ereignis wurden Medaillen geprägt und an diejenigen verteilt, welche hervorragende wirksame Dienste geleistet hatten.

Das Volk natürlich ist noch nicht unterrichtet genug, um des Königs Schritte nach Verdienst zu würdigen. Es setzt größeres Vertrauen in seine Zaubermittel als in wissenschaftliche Errungenschaften und war ohne Zweifel überzeugt, daß seine eigenen Maßregeln weit wirksamer waren, als die der Behörden. Als ein Schutzmittel gegen Krankheit und besonders gegen die bösen Geister oder „Pi“, in denen sich der allgemeinen Annahme nach alle Arten von Unglück verkörpern, werden von den Siamesen verschiedene Talismane getragen. Der wohlfeilste und folglich verbreitetste ist ein Stück gewöhnlicher Schnur, welches von den Priestern geweiht und um das Handgelenk gebunden wird. Während der Cholerazeit trugen es fast alle Leute, sogar Personen aus höheren Ständen, welche mir versicherten, es halte ihrem festen Glauben nach die Krankheit fern. Ein anderer Zauber ist das „Takrutt“, ein dünnes Gold- oder Messingblech, etwa 3 oder 4 Quadratzoll (= ca. 19—25 qcm) groß, auf welchem ein paar Pali-Sprüche geschrieben stehen. Es wird

zusammengerollt und mit einem durchgesteckten Bindfaden um den Körper gebunden. Bloß Priester dürfen diese Zaubermittel verteilen. Ferner habe ich eine schwere Zinnkugel mit einem Loche durch die Mitte an Bindfaden um Taille oder Hals tragen sehen. Diese Kugeln heißen „Luk sakhot“. Auch Rosenkränze, „Luk pat“ geheißen, trägt man. Sie haben 108 Perlen oder Kügelchen, damit sie der wohlbekannten Zahl der Symbole auf Buddhas Fußsohlen entsprechen. So lange die Cholera herrschte, wurde in jeder Nacht vor allen Häusern auf einem langen Bambusstocke eine Laterne aufgesteckt, so daß Bangkok eher einer wegen allgemeiner Freude illuminierten Stadt glich, als einem Orte, wo Seuche und Tod triumphierten.

Nach Ansicht der Siamesen ist jedes Ding aus den vier Elementen Wasser, Wind, Feuer, Erde zusammengesetzt, und Krankheit ist nichts weiter als eine Störung in den Verhältnissen dieser Elemente. Auch der menschliche Körper ist ebenso zusammengesetzt; die Elemente innerhalb desselben werden nun beständig von denen außerhalb desselben beeinflußt; so entsteht Gesundheit oder, je nach der Störung des erforderlichen Gleichgewichts oder Verhältnisses, Krankheit. Es giebt keine Art von Kraft, der man einen so beständigen und weitreichenden Einfluß in Herbeiführung von Krankheiten zuschreibt, als die, welche man mit dem Ausdrucke Wind oder, um das siamesische Wort zu gebrauchen, „Lom“ bezeichnet. In 19 Fällen unter 20 wird ein Kranker auf die Frage, was ihm fehle antworten: „Pen Lom“, d. h. „es ist Wind“. Die besseren Stände in Langkok ziehen jetzt die dort befindlichen europäischen Ärzte zu Rate. Aber unter der großen Masse des Volkes tritt Aberglaube an die Stelle der Wissenschaft; zwar fangen die Leute an, den Wert des Chinins, des Ricinusöls u.s.w. schätzen zu lernen, doch sind ihre Arzneien gewöhnlich die kostspieligen und wertlosen Mittel, welche die Chinesen verkaufen. Diese betreiben lebhaften Handel mit Rhinoceroshorn, Rhinocerosblut, jungem Hirschhorn und anderen solchen kräftigen Stoffen. Aber stets wird bei Erkrankungen, ehe Arznei angewendet wird, dem „Geiste“ ein Opfer dargebracht.

Während des heftigsten Wütens der Cholera bemerkte ich, daß die Luft einen seltsamen Anblick bot: sie hatte eine trübe, graue Farbe, untermischt mit blauen und weißen Flecken; die Sonne war fast nie sichtbar. Öfters erhob sich ein ziemlich kalter Wind. Obgleich die Seuche in die Regenzeit fiel, kam auch nicht ein einziger Tropfen.

Ich selbst bekam einen leichten Anfall von Cholera, überstand ihn jedoch, indem ich das Zimmer hütete und mich auf Milchgenuß beschränkte, glücklich in 8 Tagen.

Um diese Zeit wurde die durch die Cholera veranlaßte allgemeine Niedergeschlagenheit wenigstens in Handelskreisen durch die Ankunft der siamesischen

Korvette „Constellation“ etwas gehoben; das Schiff brachte nämlich von den an der Westküste gelegenen Provinzen Tribut in Gestalt von 570 Kisten Edelmetall in Barren, jede Kiste 2000 Dollars (= 8600 Mk.) wert. Kaufleute und andre Staatsgläubiger hatten nun Aussicht, etwas von ihren Außenständen zu erhalten. Die Siamesen haben es mit Zahlungen in der Regel nicht eilig; doch giebt es drei bemerkenswerte Ausnahmen: S. Majestät der König nämlich, der Wangna und S. Königl. Hoheit Tschau Fa Maha Mala sind wegen der Pünktlichkeit, mit der sie allen Verbindlichkeiten nachkommen, berühmt. Aber selbst der Kromatah, welcher die Ausfuhrsteuern erhebt, läßt seine Rechnungen oft ein Jahr und noch länger stehen. Eben als ich Bangkok verließ, drängte ihn der König, nach einem Säumen von fast 2 Jahren alles glatt zu machen.

Siebentes Kapitel.

Vorbereitungen zur Weiterreise — Dienerjagd — Fang eines Diebes — Siamesische Polizei — Einheimischer Richter — Diamant schneidet Diamant — Kao, mein Dolmetscher — Besuch in Ajuthia — Gründungssage — Der Hoalaman wird citiert — Elefantenjagd — Des Königs Sommerresidenz — Eigentümlicher Bau — Ähnlichkeit norwegischer und siamesischer Bauart — Sonderbares Wat — Ertrinken der Königin — Verbrennungsfeierlichkeiten — Ungeheurer Scheiterhaufen — Köstliche Aschenurne — Gegenwärtige Königin — Große Familie.

Es war mir geraten worden, meine Reise nach Obersiam erst bei Beginn der trockenen Jahreszeit anzutreten. Aber meine Ungeduld und der Choleraanfall bestimmten mich, irgend wohin abzureisen. So entschloß ich mich denn zu einem kurzen Ausfluge nach der Westküste. Sobald die Jahreszeit dem Leben im Dschangel des Innern günstiger wäre, wollte ich zurückkehren.

Nun begann die Jagd nach Dienern — das große Leiden aller in fernen Ländern reisenden Personen. Wie gewöhnlich, fanden sich nur schwer die passenden Leute. Von Singapur hatte ich einen sehr empfohlenen Malaien Namens Osman mitgebracht. Seine Stellung war jedoch nicht von langer Dauer; denn als wir eines Abends im „Oriental Hotel“ an der Table d'hote saßen, wurden wir plötzlich von einem der chinesischen Kellner durch den Ruf: „Dieb, Dieb!“ aufgeschreckt. Alle Kellner und die Tischgäste, durch die unliebsamen Rufe aufgestört, rannten in das nächste Gebäude, welches die Schlafzimmer enthielt, und woher die Rufe erklangen. Da ergab sich

denn, daß einer der Hoteldiener Osman erwischt hatte, wie er in einem fremden Zimmer eben die Schubkästen plünderte. Natürlich mußte ich ihn entlassen. Mein nächstes Wagnis war nicht glücklicher. Toke, Osmans Nachfolger, war, wenn ich nicht irre, halb Siamese, halb Chinese; aber er sprach etwas Englisch und war obendrein „Christ“. Kapitän Köbke, dessen Diener er früher gewesen war, sagte zwar, er sei ein großer Schurke; da jedoch kein bestimmter Anhalt gegen ihn vorlag, mietete ich ihn. Ich hatte ihn kaum ein paar Tage gehabt, als ich eines meiner Gewehre vermißte und mit ihm meinen Toke, welcher am nächsten Morgen sich einzustellen vergaß. Kapitän Köbke aber brachte die Polizei auf die Fährte, und bald erhielt ich die Mitteilung, daß Toke im Polizeigebäude „in Sicherheit“ sei. Sofort machte ich mich mit Kapitän Köbke in einer „Droschke“ auf den Weg dahin. Eine schmutzige Gasse durchfahrend, kamen wir zum Polizeipalaste, einer bloßen Bambusbude, an deren einem Ende ein Tritt mit ein paar Matten für den Richter und seine Gehülfen war. An diese Polizeibude schloß sich der Gefängnishof an, wo eine Anzahl Gefangener — darunter Toke — entweder in Eisen lagen oder im Holzstocke saßen.

Gleich kam ein ältlicher Mann herein mit einigen Dienern, welche eine silberne Betelbüchse, Theetopf ꝛc. trugen, und gab sich durch Niedersitzen auf der größten Matte als den Richter zu erkennen. Seine Amtskleidung hatte er offenbar zu Hause gelassen: er war bis auf das um Leib und Schenkel geschlungene Pa-nung nackt. Die Verhandlungen waren kurz. Kapitän Köbke war Zeuge gegen Toke, ließ sich vom Richter das Wort erteilen und verlangte, daß der Dieb geprügelt würde; der Richter erwiderte nichts, außer, daß er uns bat, am nächsten Tage wieder zu kommen, um der Vollziehung der Strafe beizuwohnen. Am nächsten Tage erschienen wir; Toke wurde in Eisen herzugebracht, jammerte zwar und flehte Kapitän Köbke um Erbarmen an, aber einer der Gerichtsdiener brachte ihm schnell seine 24 Rückenhiebe bei. Als er seine Strafe weg hatte, vergaß er trotz seines Schmerzes nicht, das gewöhnliche Zeichen der Ehrfurcht vor dem Richter zu machen, indem er seine Hände zusammen zur Stirn erhob. Kapitän Köbke, nicht zufriedengestellt, wünschte, daß Toke in Eisen bliebe, bis das Gewehr wieder herzugebracht oder sein Wert ersetzt wäre. Ich meinte jedoch daß er genug gestraft sei, und in der Hoffnung, ihn durch etwas Milde zu bessern, wollte ich ihn wieder in meinen Dienst nehmen. Aber Kapitän Köbke riet mir so davon ab, daß ich einen Ersatzmann für Toke suchte. Ich fand einen gewissen Tschin, einen Siamesen, der, ebenfalls Christ, in der amerikanischen Mission, wo er angestellt gewesen war, ein wenig Englisch gelernt hatte. Den mietete ich denn. Aber einen zweiten Burschen zu finden, der sich zu einer Reise ins Innere verstand und entweder das

Malaiische oder das sog. „Pigeon“-Englisch sprach, war sehr schwer, so daß ich zu Toke zurückkehrte und, als er Treue und Gehorsam gelobt hatte, seine Freilassung erbat und erhielt.

Toke brachte ein anderes Gewehr als Unterpfand seines guten Betragens; indessen war einige Tage später auch dieses Gewehr aus meinem Zimmer verschwunden, dazu 64 Tikals (= ca. 160 Mk.) bares Geld und eine Taschenuhr, welche Tschin, fest überzeugt von der Ehrlichkeit eines Diebes gegen einen andern, ihm geliehen hatte.

Ich setzte auf Tokes Wiedererlangung einen Preis aus, und richtig war er am nächsten Tage wieder „in Sicherheit“. Ich bestellte, daß er nochmals Prügel bekommen und in Eisen bleiben sollte, wenn nicht der Wert des Gewehres — 22 Dollars = ca. 95 Mk. — sofort erlegt würde. Hierauf regte sich Tokes Mutter, und am nächsten Tage erschien ein Chinese bei mir, welcher Tokes Schwiegervater zu sein vorgab, und zahlte die Summe, indem er vollkommen ungeniert einen Diskont forderte. Ich erwiderte, er werde nicht einen Cent bekommen. Dann klagte er, daß er verschiedene Male für Tokes Langfingereien habe zahlen müssen, und setzte hinzu, dies sei nun das letzte Mal.

Mittlerweile aber hatte Tschin begonnen, seine Streiche auszuführen. Als ich ihm eines Tages den Mehrbetrag des Geldes, das ich ihm zur Bezahlung einer Rechnung gegeben hatte, abverlangte, antwortete er gleichmütig: „Ich habe es alles ausgegeben; bitte, rechne mir es an, Herr!“ Zwei Tage später lief auch er davon und nahm einen wertvollen Chronometer mit, an den ich nur zu oft erinnert wurde, wenn ich ihn auf meiner Reise brauchen wollte. Obgleich ich der Polizei Anzeige machte, wurde Tschin doch nie erwischt — vermutlich hatte er aus der doppelten Festnahme und doppelten Bestrafung des Toke eine gute Lehre gezogen. Da bot mir Herr Gould, der gerade von Bangkok nach England zurückkehrte, seinen Diener Kao an; Kao wurde als zuverlässig und treu bezeichnet und war für einen Chinesen ein großer Sprachkenner: er sprach siamesisch, birmanisch, malaiisch und gebrochen englisch. Er war freilich etwas furchtsamer Natur und konnte oft seinen Mut nur mit Schwierigkeit auf die Höhe der Zeit erheben, aber er war durchaus ehrlich und in jeder Hinsicht vertrauenswürdig bis auf einen Punkt: er dolmetschte nämlich gerade dann, wenn ich mich am meisten auf seine Dienste verlassen mußte, nicht immer richtig. Ich glaube nicht, daß er absichtlich falsch übersetzte; bisweilen waren seine Kenntnisse nicht ganz ausreichend, bei andren Gelegenheiten veranlaßte ihn seine Furchtsamkeit, meine Ausdrücke zu mildern, wenn er vermutlich dachte, daß gemäßigte Sprache zornige Regungen ablenken würde, während nur entschiedenes Auftreten und schnelles Handeln irgend einen Erfolg haben konnte.

Beispiele davon später. Außerdem mietete ich noch einen Koch und zwei Jäger.

Abwechselung in die kleinlichen mit dem Mieten von Dienern und Bestrafen ihrer Übelthaten verbundenen Sorgen brachte Herr Libby durch die Einladung, mit ihm und einigen anderen Bekannten einen Ausflug stromauf nach Ajuthia, der alten Hauptstadt von Siam, zu unternehmen. Wir verließen Bangkok am 4. August morgens auf einem kleinen Flußdampfer, welcher nach dem Hotel, dessen stehendes Anhängsel er war, „Oriental“ hieß. Unsre Gesellschaft bestand aus General Holderman, dem Gesandten der Vereinigten Staaten, in welchem sich der Soldat, der Gelehrte und der geistvolle Gesellschafter aufs glücklichste vereinigten; Herrn Hamel, dem holländischen Generalkonsul, einem lustigen Gefährten; Herrn Riechmann, dem österreichischen Konsul, der über einen unerschöpflichen Vorrat von Anekdoten verfügte; Herrn Xavier, einem trefflichen Kenner des Siamesischen, mit reichem Schatze von Belehrung über jedweden interessanten Gegenstand, an dem wir vorüberkamen; zuletzt, nicht zu wenigst, aus unserem liebenswürdigen Wirte, Herrn Libby, dessen treffliche Gesellschaft und auserlesene Unterhaltung den Europäern, welche in Siam verweilt haben, stets unvergeßlich sein werden. Noch muß ich unter all den frohen Erinnerungen an das Picknick erwähnen, daß Kapitän Salje, der Befehlshaber und Mitbesitzer des „Oriental“, bekannt als Feinschmecker, das Schiffchen in der vollkommensten Weise verproviantiert hatte. Mit größter Bereitwilligkeit gab er über die Geschichte eines jeden Gegenstandes an den Ufern, zu dessen Erklärung das vereinigte Wissen der anderen Herren etwa nicht ausreichte, die zuverlässigste Auskunft.

Ajuthia, die alte im Jahre 1350 gegründete Hauptstadt Siams, wurde von den siegreichen Birmanen 1767 in Trümmer gelegt. Von der ehemaligen Pracht der Stadt zeugen nur noch Reste, weit und breit über die niedrig liegenden Reisfelder zerstreut. Die Stadt war offenbar sehr ausgedehnt. Man erzählt, daß ein gewisser Pya, die Gründung der Stadt beabsichtigend, angewiesen wurde, einen Pfeil abzuschießen, und da, wo der Pfeil fiele, sollte die Stadt sich erheben. Als er schoß, fing der Hanuman*) den Pfeil auf und steckte ihn in den Boden. Mittlerweile wuchs des Hanumans Schwanz zu außerordentlicher Länge, und die Linie, bis zu welcher der Schweif reichte, sollte die Grenze der Stadt sein. Eine ähnliche Sage geht über die Stadt Lampun. Der Hanuman versprach, der Stadt im Falle einer Gefahr auf den Ton einer Trommel zu Hülfe zu kommen. In Bangkok ist eine solche Trommel. Es heißt, daß die Siamesen einst, begierig den Hanuman zu sehen, die Trommel schlugen; wirklich kam der Helfer,

*) So nennen die Siamesen dieses fabelhafte Wesen; bei den Laoten heißt es Hoalaman.

aber als er fand, daß es blinder Lärm war, wurde er zornig, verfluchte sie und ist seitdem nie wieder erschienen.

Der beigefügte Holzschnitt zeigt den Hanuman nach der Vorstellung der Laoten. Das Bild ist nach einer farbigen Zeichnung gefertigt, die mir ein einheimischer Künstler zu Tschengmai lieferte. Zu Ehren des Hanuman oder Hoalaman wird in Bangkok während des zweiten siamesischen Monats ein Fest gefeiert, das sog. „Schwingfest“.



Der Hanuman oder Hoalaman.

Die jetzige Stadt Ajuthia, welche man nach siebenstündiger Fahrt gegen schnelle Strömung erreicht, ist etwa vor 60 Jahren gebaut worden. Sie ist von zahlreichen Kanälen durchschnitten. Eine Eigentümlichkeit von ihr ist der Umstand, daß die Zahl der schwimmenden Häuser die der feststehenden weit überwiegt. Diese Flußhäuser erschweren in Verbindung mit den vielen Handelsbooten — denn mit Bangkok wird starker Handel getrieben; namentlich kommen in der Reisernte hunderte von großen Lastbooten nach Ajuthia, um volle Ladung zu holen — die Schiffahrt auf dem Strome beträchtlich. Die Gewerbthätigkeit ist eine ziemlich bedeutende: man hat Kalköfen, mehrere Ziegeleien, welche Dachziegel und Mauersteine liefern, und viele Töpferwerkstätten.

Tempel und Tempelruinen giebt es hier, wie überall in Siam, in Hülle und Fülle. Der anziehendste Gegenstand der Nachbarschaft ist jedoch die riesige Elefanten-Einzäunung, in welche die wilden Elefanten aus dem

Dschangel zusammengetrieben werden, wenn die Prinzen sich gelegentlich an einer Elefantenjagd ergötzen wollen.

Die „elefantensichere“ Einzäunung besteht aus großen Tiekbäumen, welche etwa 2 Fuß (= ca. 60 cm) von einander entfernt tief in den Boden eingerammt sind. Ist einmal ein Elefant durch die Eingangsöffnung gebracht, so folgt ihm der ganze Trupp nach wie eine Schafherde, freilich mit nicht gerade an Lämmer erinnerndem Schreien und Trompeten. Außerhalb der Einzäunung ist an einem passenden Platze ein großer Stand errichtet, von dem aus die Prinzen und andere Personen, welche an der Treibjagd selbst nicht teil zu nehmen wünschen, das aufregende Schauspiel beobachten können. Herr Riechmann erzählte uns, daß er auf diesem Stande einst Zeuge eines Treibens gewesen war, bei dem mehr als 200 Elefanten durch eine ganze Armee von Jägern unter dem Befehle des Tschau Fa Maha Mala in die Einzäunung gejagt wurden.

Nahe dabei liegt ein ausgedehnter Palast, vom verstorbenen Könige manchmal bewohnt, jetzt in Trümmer fallend, da der gegenwärtige König sich zu Bang Pa In, am Flusse einige Meilen (1 engl. Meile = 1609 m) unterhalb Ajuthia, eine neue Sommerresidenz erbaut hat, welche wir am nächsten Tage auf unserem Rückwege nach Bangkok besuchten.

Die Residenz ist ein großes Gebäude in halb europäischem Stile, weiß angestrichen; an der Vorderseite stehen Säulen, welche zur Vermeidung von Einförmigkeit hellblaue Farbe erhalten haben. Den hübschesten Anblick aber gewähren die zum Palaste gehörigen Parkanlagen, geschmückt mit Springbrunnen und Statuen, durchschnitten von Kanälen, die mit netten Brücken überspannt sind, und einen schönen Teich enthaltend, in dessen Mitte sich ein allerliebster Pavillon in echt siamesischem Stile erhebt — mit dem dreifach abgeteilten Dache, den vielspitzigen Giebeln, dem schlanken Turme in der Mitte. Die Wirkung dieses sehr eigentümlichen Baues, wie er sich in dem ruhigen Wasser so klar und deutlich abspiegelte, ist eine so auffallende, daß ich mir eine Photographie von ihm verschaffte — die Vorlage zu nebenstehendem Bilde.

Ich kann mich nicht enthalten, hier hinzuweisen auf die merkwürdige Ähnlichkeit zwischen dem siamesischen Baustile und demjenigen, welchen wir an den aus dem 11. und 12. Jahrhunderte stammenden sog. „Stavekirker“ Norwegens finden. Die Beispiele dieses Stiles — z. B. zu Hitterdal und Borgund, gewiß allen Besuchern Norwegens bekannt — zeigen eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit siamesischen Gebäuden besserer Art, von denen der Pavillon zu Bang Pa In und das königliche Wat zu Lakon (vgl. Kap. 14) als Muster dienen können. Hier sowohl wie in Norwegen haben wir dieselben hohen, spitzwinkligen Dächer mit den schuppenförmigen Schindeln,



Pavillon der königlichen Sommerresidenz zu Bang Pa In

mit dem in eine hohe Spitze auslaufenden Turme in der Mitte, und auch die abenteuerlichen Giebel, ja sogar die zu ungeheuerlichen Tiergestalten geschnitzten Balkenköpfe fehlen nicht. Fast will es scheinen, als ob dieser Baustil vor Jahrhunderten aus dem fernen Osten durch Rußland nach dem nordwestlichen Europa gewandert sei. Dieser Meinung scheint noch der Umstand größere Wahrscheinlichkeit zu geben, daß in den Palastgärten zu Bang Pa In eine sonderbare Schaukel sich vorfindet, dergleichen ich nirgends außer in Kopenhagen gesehen habe. Sie besteht aus einem in regelmäßig sich hebender und senkender Schlangen- oder Wellenlinie angelegten Bauwerke, auf dem ein kleiner Wagen hinläuft, welcher sich natürlich auch abwechselnd hebt und senkt und so bei den Insassen fast das Gefühl verursacht, als ob sie in einem von regelmäßigem Wellenschlage gehobenen und gesenkten Boote säßen. Der Wagen wird zuerst eine steile Ebene hinaufgewunden — an beiden Enden der Schaukel ist eine solche — und die Wucht, welche derselbe durch das Herabgleiten auf ihr erhält, ist hinreichend, ihn über ein halbes Dutzend oder noch mehr Hebungen und Senkungen hinweg zu befördern.

In sonderbarem Gegensatze zu dem oben berührten rein siamesischen Bau steht das königliche Wat gegenüber dem Palaste: das Wat ist nämlich das getreue Abbild einer gotischen Kirche. Betrachtet man ihn, so glaubt man sich in ein christliches Land versetzt; innen ist er sogar — ganz abweichend von Buddhistischen Formen — mit richtigen Kirchenstühlen ausgestattet. Die Ähnlichkeit wird noch gesteigert durch ein gemaltes Glasfenster über dem Eingange, das S. Majestät den König von Siam in seinem Krönungsgewande vorstellt. Nur der Altar mit seinen vielen Bildsäulen, namentlich der großen in der Mitte, verkündet sofort den Buddhistischen Tempel.

In den Palasträumen ist nichts von Bedeutung. Im Speisesaal bemerkte ich eine Anzahl eingerahmter Zeichnungen. Besonders fiel darunter das Bild des Kromatah in die Augen.

Der König zieht sich gelegentlich in seine Sommerresidenz zurück, wenn er einmal die Sorgen des Staates von sich werfen will. Ungefähr vor 3 Jahren erlitt er bei einem solchen Besuche in Bang Pa In einen herben Verlust durch das Ertrinken seiner ersten Gemahlin, Sunanda Kumaritana, und ihres kleinen Töchterchens. Ihre Majestät fuhr auf einem kleinen Vergnügungsboote im Schlepptau einer Dampfbarkasse stromauf; bei einer Biegung des Flusses geriet das Boot durch die starke Strömung ins Schaukeln und schlug um. Mehr als ein halbes Jahr verstrich, ehe die Reste der Königin verbrannt wurden. Inzwischen wurde, lediglich zum Zwecke der Verbrennung, ein prachtvolles Gebäude, das Pramene, errichtet;

es erstreckte sich fast über einen Acker Landes (= ca. 40 Ar) und glich mit seinen vielgiebeligen, hochzugespitzten Dächern, mit seinen vielen Zinnen und Stockwerken in seiner äußeren Erscheinung ganz einem wirklichen Palaste.

Ein Teil dieses umfangreichen Baues stand noch, als ich 1881 in Bangkok ankam. Eine Vorstellung von der Ausdehnung und der Kostbarkeit des Pramene und von den mit Verbrennung eines Gliedes der königlich siamesischen Familie verbundenen Feierlichkeiten kann die folgende Beschreibung der bei dem Tode eines Königs oder einer Königin beobachteten Gebräuche geben.

Befehle gehen aus zu „allgemeiner Trauer“, die, wie schon bemerkt, im Rasieren des Kopfes besteht. Früher war das Rasieren zwangsweise eingeführt, bei Strafe einer derben Züchtigung; jetzt ist es zwar allgemein üblich, doch wird niemand mehr dazu gezwungen. Gleichzeitig wird das Volk aufgerufen, den Resten des Königs ein Opfer darzubringen; diese Maßregel ist für viele in Wahrheit äußerst drückend. Sogleich geht auch den Statthaltern der Nordprovinzen, in denen großer Holzüberfluß vorhanden ist, die Weisung zu, daß jeder einen der vier langen Stämme für die Mittelpfeiler des Pramene liefern soll. Diese Stämme müssen von tadelloser Beschaffenheit sein, ganz gerade, 200 Fuß (= ca. 60 m) lang und verhältnismäßig dick. Bespielsweise betrug, wie mir gesagt wurde, ihr Umfang bei der Bestattung der Königin nicht weniger als 12 Fuß (= ca. 3,6 m).

Außer diesen größten Pfeilern werden von anderen Statthaltern 12 kleinere verlangt, ebenso wie alle anderen nötigen Stoffe. Da heiliger Brauch die Verwendung von schon früher benutzten Stämmen verbietet, müssen zur Verbrennung eines Königs stets neue beschafft werden. Vier Stämme von so riesigen Maßen sind nur sehr schwer zu finden, und obendrein können sie nur bei großer Wassermenge im Menam nach Bangkok hinunter geflößt werden; daher der häufig so lange Verzug der Begräbnisfeierlichkeiten. Auf dem Verbrennungsorte werden die 4 Hauptpfeiler 30 Fuß (= ca. 9 m) tief in den Boden gegraben, so daß sie, nicht weniger als 40 Fuß (= ca. 12 m) von einander entfernt, die vier Ecken eines Quadrates bilden; ein wenig nach innen geneigt, sind sie der Grundstock zu einem nach oben sich verjüngenden etwa 170 Fuß (= ca. 51 m) hohen Turme, auf dem eine achteckige pagodenförmige Spitze errichtet wird, welche die Höhe des Baues noch um 50—60 Fuß (= ca. 15—18 m) vermehrt. Dieser Oberteil wird dermaßen mit gelbgefärbten Zinnplatten und Flittergold bedeckt, daß er vollkommen einem goldenen Kegel ähnelt; die Täuschung ist in solcher Höhe nicht bemerkbar.

An jeder der vier Ecken dieser luftigen Pyramide wird vermittelst der 12 kleineren Balken je ein bedeckter Bau hergestellt, welcher sich von dem



Juwelenbesetzte Urne mit der Asche der Königin.

Hauptpfeiler etwa 40 Fuß (= ca. 12 m) weit erstreckt. Jeder dieser Nebenbaue hat auch einen pagodenförmigen spitzen Aufsatz, der ebenfalls mit Flittergold bedeckt, aber um 50—60 Fuß (= ca. 15—18 m) niedriger ist. Zwischen allen diesen Eckbauten ist eine herrlich geputzte Halle, nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Ist das Pramene dergestalt vollendet, so wird innen die eigentliche Ruhestätte für den zu verbrennenden Körper errichtet, das sog. „Pra Bentscha". Auch dies ist eine Pyramide, dick mit feinem Golde überzogen, welches sorgsam bearbeitet ist, so daß es Schnitzwerke gleicht; viele kleine eckige und runde Spiegelstücke sind, wie Gemmen in Ringe, in den Goldgrund eingesetzt. Diese einfache Verzierung wirkt ganz zauberisch, namentlich des Abends, wenn das ganze Innere des Gebäudes glänzend erleuchtet ist.

Der Goldüberzug, welcher bei der Verbrennung des letzten Königs bloß auf dem Pra Bentscha lag, wog, wie mir der Exregent mitteilte, 190 Katties, in Silber das Sechzehnfache ihres Gewichtes wert, d. h. 243200 Tikal = 145920 mexikanischen Dollars = ca. 620000 Mk. Dieser Überzug wurde später in ein Buddhabild umgewandelt, welches in dem Wat Pra Kao steht als ein Andenken an den verstorbenen König.

Auf dem Pra Bentscha liegen die königlichen Reste 7 Tage lang in „Parade"; dann leitet der König selbst die Verbrennung dadurch ein, daß er die brennbaren Stoffe unter dem Pra Bentscha entzündet; hierauf werfen die Prinzen, Edelleute und Priester Kerzen in die Flammen. Dabei macht sich kein unangenehmer Geruch geltend, sondern eher ein starker Duft wie von Weihrauch, weil immer eine Masse des wohlriechenden Adlerholzes bei der Verbrennung von Personen hohen Ranges verwendet wird.

Während der sieben Tage nimmt das gewöhnliche Volk an der Feierlichkeit teil, indem es sich aller Arten von Vergnügungen — z. B. Lotterien, theatralischen Vorstellungen, Feuerwerken ꝛc. — erfreut, indessen vom Könige an Priester und Volk sehr reiche Geschenke verteilt werden. So geschah es auch 1881 bei der Verbrennung der letzten Königin in verschwenderischester Weise. Es wurden z. B. Ziegelsteine unter die Menge geworfen, welche Gold- oder Silbermünzen oder Lotterielose enthielten, und unter den Lotteriegewinnen befand sich ein Elefant, mehrere Pferde, Hornvieh u. s. w. Die glücklichen Gewinner der Reittiere mußten vor Sr. Majestät vorbeireitend mit gefalteten Händen drei Verbeugungen ausführen. Sie gehörten dem niedrigen Volke an und saßen, der Reitkunst unkundig, höchst ungeschickt auf den Pferden; aber ihre Bemühungen, ihren Sitz zu behaupten, trugen nur noch zur Vermehrung der allgemeinen Heiterkeit bei. Übrigens beruht solche Verteilung von Geschenken ꝛc. nicht auf religiösen Vorschriften, sondern auf allgemeinem Gebrauche.



Die Königin von Siam.



Der König von Siam mit dem Kronprinzen.

Nach erfolgter Verbrennung wurde die Asche der Königin in eine prächtige juwelenbesetzte Urne gesammelt, an deren Entwurfe und Ausführung die Hofjuweliere ihre höchste Kunst und Geschicklichkeit hatten erweisen müssen (vgl. die Abbildung auf Seite 72). Diese Urne schmückt jetzt die Halle des Palastes Pra Maha Prasat.

In der genannten Halle liegt der Körper eines verstorbenen Königs auf dem Paradebette, während der Scheiterhaufen errichtet wird. Als der letzte König am 1. Oktober 1868 verschieden war, so wurden nach dem amtlichen Berichte in der Frühe des nächsten Morgens die sterblichen Reste Sr. Majestät gebadet, in königliches Gewand gekleidet, in eine goldene Urne gelegt, in feierlichem Zuge getragen und noch am selben Tage auf einen Thron im Maha Prasat gesetzt, in Übereinstimmung mit dem üblichen Herkommen.

Die jetzige Königin, Swang Wadhana, deren Porträt hier beigefügt ist, ist eine Schwester der ertrunkenen Fürstin. Der König hat, beiläufig bemerkt, außer dem Kronprinzen nicht weniger als 42 Kinder. Ein Aussterben der königlichen Familie ist also nicht zu befürchten.

Achtes Kapitel.

Aufbruch nach der Westküste — Ausreißer — Einheimische Fischer zu Ban Lem — Hunde — Petschaburi — Besuche — Höhlen zu Petschaburi — Gottesdienst im Tempel — Dünne Leitern — Einfache Brücke — Kriegsgefangene — Häuptling Rang Ram — Tättowierung für den königlichen Dienst — Ban Kau Jai — Nahrungsmittel — Besuch von Karen — Der Berggeist — Die Hügelbewohner — Ein Karen-Dorf und sein Häuptling — Gefahren des Porträtierens — Reizen der Geister — Sitten und Gebräuche der Karen — Zu Radburi — Begegnung mit dem Exregenten von Siam — Gottesdienst in einem Sala — Kanburi — Langsame Rechtspflege.

Donnerstag den 11. August brach ich in dem kleinen Dampfer „Krokodil“, den Se. Excellenz der Kromatah mir gütigst zur Verfügung gestellt hatte, nach der Westküste auf. Kao hatte, um seine Reisevorbereitungen zu treffen und Abschied von seiner Frau zu nehmen, einen Tag Urlaub erhalten; der Koch wollte Buddha seine Ehrerbietung erweisen. Beide waren pünktlich da; nicht so die zwei Jäger, welche im letzten Augenblicke fehlten; auch Tschin glänzte durch Abwesenheit. Indessen, die Maschine war geheizt, und so ging es denn Nachmittag halb fünf Uhr fort. In vier Stunden erreichten wir Paknam und gingen, angeblich um einen Lotsen zu erwarten, vor Anker.

Es war heller Mondschein, und ich zweifelte etwas an der Wahrheit des angegebenen Grundes, fügte mich jedoch in den Verzug und versuchte ihn zu verschlafen. Aber die Moskitos verhinderten meinen Schlaf; ich erhob mich und bestand auf sofortiger Weiterfahrt. Nach einem etwas langen Palaver willigten Kapitän und Mannschaft ein, und gerade bei Tagesanbruch waren wir in Sicht von Petschaburi, der alten weiß getünchten Residenz des Königs, welche, umgeben von Tempeln und Pratschedis, auf einer beträchtlichen Anhöhe steht.

Langsam dampften wir an der niedrigen, mit Fischfallen und Reusen eingefaßten Küste hin und langten um neun Uhr bei dem Dorfe Ban Lem an. Da es eben Ebbe war, konnten wir nicht über die Barre und mußten uns damit begnügen, die Eingeborenen zu beobachten, wie sie in ihren großen, offenen Booten eifrig angelten und ihre Beute, so rasch als nur die Leine eingeholt werden konnte, in Sicherheit brachten; oder wie sie nach Muscheln tauchten, welche hier massenhaft vorhanden sind; oder endlich die Fische sammelten, welche das abfließende Wasser in den sinnreich erdachten Fallen zurückgelassen hatte.

Es war drei Uhr, ehe ein Lotse kam, um uns in die Bai zu steuern, und er brachte es glücklich fertig, zweimal aufzulaufen, ehe er uns nach Ban Lem, einem kleinen, hauptsächlich von chinesischen Entenzüchtern und siamesischen Fischern bewohnten Dorfe, führte.

Nur mit Schwierigkeit waren einige kleine Boote zu bekommen, und es war beinahe Mitternacht, ehe wir nach Petschaburi, welches fast nur von herrenlosen Hunden bevölkert zu sein schien, gelangten. Wenigstens waren es die einzigen Geschöpfe, die von unserer Ankunft irgend welche Kenntnis nahmen; sie begrüßten uns mit einem solchen Höllenlärm, daß ich mich wundere, wie nicht das ganze Dorf auf die Beine gebracht wurde. Indessen heulen und bellen die Hunde so ununterbrochen, daß viel wahrscheinlicher ihr Schweigen ein Ereignis sein würde, welches allgemeinste Aufmerksamkeit erregte.

Da es so spät war, konnte ich keinen Beistand finden, und es blieb mir nichts anderes übrig, als Kao auf die Suche nach einem Beamten des Statthalters zu schicken. Nach einstündiger Abwesenheit kehrte er mit einem Diener des Unterstatthalters zurück. Ich erfuhr, daß der Statthalter in Radburi bei dem Exregenten zum Besuche war; die Sommerresidenz des letzteren sei zu meiner Verfügung; es war dies ein weiß angestrichenes Gebäude, an dessen einer Mauer eine Tafel mit folgender englischen Inschrift sich befand: „His Excellency the Prime Minister of Siam, A. D. 1881.“*)

*) S. Excellenz der Premierminister von Siam, 1881.

Das Haus war klein, zweistöckig — eine sehr bescheidne Wohnung für einen so reichen und hochstehenden Mann. Nach seiner Verwahrlosung zu urteilen, konnte es seit Jahren nicht bewohnt worden sein. Die Treppe war von weißen Ameisen fast aufgefressen, und die Luft im Innern war verdorben, da die Fenster seit undenklichen Zeiten nicht geöffnet worden waren.

Am folgenden Tage machte ich dem Unterstatthalter meine Aufwartung, den ich in niedergedrückter Stimmung fand; er hatte eben eines seiner Kinder verloren und war mit Weib und Dienern eifrig beschäftigt, Vorbereitungen zur Verbrennung zu treffen. Dann besuchte ich die amerikanische Mission, wo Herr und Frau McClelland und zwei offenbar in ihren Erwartungen getäuschte Damen mittleren Alters ein christliches Werk verrichteten, indem sie ein paar junge Siamesen unterrichteten.

Zwei von des Statthalters Söhnen waren so gut, mir die Hauptmerkwürdigkeiten des Ortes zu zeigen, darunter zwei Höhlen, welche, wie gewöhnlich, als Tempel ihren Nutzen bringen müssen. Tritt man aus dem Sonnenglanze in diese Höhlen, so erscheinen sie natürlich zuerst sehr finster; als wir aber einige Meter weit hinein geschritten waren, fanden wir mehrere natürliche Öffnungen, welche, damit sie keinen Regen eindringen lassen, mit Attapdächern überdeckt sind, so daß die Gläubigen innen ihre Gebete verrichten und ihre Opfer darbringen können, ohne naß zu werden. In der größten Höhle findet sich auf beiden Seiten eine förmliche Galerie von Buddhabildsäulen in verschiedenen Stellungen; an den Wänden sind viele Tafeln mit vergoldeten Basreliefs, „Sama“ genannt. Auf dem Gipfel des Hügels, in welchem die Höhlen liegen, erheben sich zwei Tempel mit einem großen Pratschedi in der Mitte.

Zu den Sehenswürdigkeiten Petschaburis gehört ferner der ebenfalls auf einem Hügel gelegene königliche Palast, den wir schon vom Meere aus auf unserer Fahrt nach Ban Lem gesehen hatten. Er bildete einst den Lieblingsaufenthalt des letzten Königs, befindet sich aber jetzt in einem traurigen Zustande der Vernachlässigung.

Es ist eine sonderbare Thatsache, daß die Siamesen zwar immer bauen, aber nur selten, wenn überhaupt je, Maßregeln zur Erhaltung ihrer Gebäude, seien sie heilig oder weltlich, zu treffen scheinen. Und daß sie angefangene Baue unvollendet lassen, ereignet sich öfter, als das Gegenteil. Ein Gebäude, welches auf der Stelle fix und fertig gemacht worden ist, ist eine große Ausnahme, und eine noch größere ist es, wenn Ausbesserungen vorgenommen werden.

Die Zimmer des Palastes waren klein und enthielten eine erstaunliche Menge von Glasschränken, in denen eine bunte Sammlung von Porzellan und eine Anzahl von Flaschen mit französischen eingemachten Früchten auf-

gespeichert waren. Aus den Fenstern hat man eine schöne, weithin reichende Aussicht auf das Land. Als wir vom Palaste hinunterstiegen, kamen wir an einem Wat auf dem Abhange eines Hügels vorbei; neugierig trat ich ein, fand aber keine Priester drinnen, sondern eine Anzahl alter Weiber, welche einem alten, vor der Schar der Andächtigen sitzenden Manne nachbeteten; andere brachten Blumenopfer dar, indem sie jasminartig duftende, weiß und gelb gefärbte Blüten, den Buddhisten heilig — „lan tom“ genannt — rings um einen Stand in Form eines T streuten, auf dem Wachskerzen brannten. Die frommen Frauen vermieden gewissenhaft das Betreten des den Priestern angewiesenen Platzes, welcher durch Teppiche abgeschlossen und mit Spucknäpfen versehen war; indessen schienen sie doch nicht ganz in ihren Gottesdienst versunken zu sein; denn einige von ihnen kamen herzu und boten meinen einheimischen Begleitern Tabak und Sirih an.

Die Eingeborenen der Gegend waren alle eifrig mit Reisbestellung beschäftigt; es war deshalb schwierig, Jäger zu mieten. Aber mit der gütigen Unterstützung des Unterstatthalters sicherte ich mir die Dienste eines Mannes Namens Pan als Führers und Dolmetschers. Auch gab mir der genannte Herr einen Empfehlungsbrief an den Häuptling des Dorfes Ban Kau Jai, in welchem Schreiben letzterer angewiesen wurde, mir bei dem Sammeln naturgeschichtlicher Gegenstände behülflich zu sein.

Ich verließ Petschaburi am 18. August. Mein Gepäck wurde auf zwei Ochsenwagen befördert, ich hatte durch die Güte des Statthalters ein Pony zum Reiten. Der Weg, nicht beschwerlich, führte über Flachland, welches mit Dickichten von stachligem Bambus bedeckt war. Hier und da fand sich ein offener zum Reisbau benutzter Platz, oder ein Trupp von „ton tan“ oder Zuckerpalmen, welche majestätisch alles andere rund herum überragten. Die Eingeborenen erklimmen die hohen Stämme dieser Palmen, um die Früchte, aus denen der Zucker gewonnen wird, zu holen. Zur Erleichterung des Aufstieges gebrauchen sie Leitern, dünn wie Draht, aus Bambusrohr, welches in gewissen Zwischenräumen so um den Stamm befestigt wird, daß der Kletternde dasselbe mit der Hand halten kann, während er seine Füße gegen den Stamm preßt. So gewinnt er sichern Halt. An dem Wege entlang waren oft große quadratische Vertiefungen zu sehen, „Baw“ genannt, als Wasserbehälter benutzt.

Ein Ritt von etwa drei Viertelstunden brachte uns zu dem Dorfe Tapanjihon; es ist hauptsächlich von östlichen Laoten bewohnt, Nachkommen von Kriegsgefangenen, welche vor 60 Jahren für immer hierher versetzt worden waren. Es giebt in diesem Teile Siams, westlich von Bangkok, mehrere solche Niederlassungen. Hinter Tapanjihon mußten wir einen kleinen, aber — da es Regenzeit war — wasserreichen Fluß überschreiten. Die

Ochsen wurden in einer Furt hinübergebracht: denn eine kleine Holzbrücke, die vorhanden war, eignete sich nur für Zweifüßler.

Die Brücke war aus Stämmen hergestellt, welche, nach der Mitte hin höher als an den Ufern, paarweise durch Tiekplanken oder -stangen verbunden waren. Über diese „Brückenjoche" hinweg lagen der Länge nach drei Bretter. Das war der ganze Bau.

Am Nachmittage erwischte uns ein heftiger Platzregen mit Blitz und Donner. Ehe wir das nächste Dorf erreichen konnten, waren wir durch und durch naß. Wir rasteten nachts in einem anderen Laotendorfe, „Rongtschick" genannt. Hier hat der König ausgedehnte Reisfelder, welche die Bevölkerung für ihn bebauen muß. Der Häuptling Rang Ram, ein sehr hübscher alter Mann, erzählte mir seine Geschichte: er war seiner Angabe nach vor 56 Jahren in Saigon geboren und als Kind von 6 Jahren mit seinem Vater und den übrigen Bewohnern seines heimatlichen Dorfes als Kriegsgefangener nach Siam gekommen.

Als Häuptling von Rongtschick erhält Rang Ram jährlich 32 Tikal (= ca. 80 Mk.) als festen Gehalt von der Regierung und gelegentlich Geschenke an Geld, Kleidung 2c. vom Könige. Außerdem übt er über seine Unterthanen gewisse Rechte aus; er kann z. B. jedes Jahr 2 Monate lang die Arbeit von 1000 Leuten beanspruchen; früher konnte er es sogar 3 Monate hindurch; aber durch ein kürzlich gegebenes Dekret des Königs ist dieser Zeitraum beschränkt worden. Die Bevölkerung des Dorfes beläuft sich auf etwa 5000 Seelen; indessen beklagte sich der alte Häuptling sehr über die große Zahl von Männern — über 800 —, welche während der zwei letzten Jahre als Soldaten weggenommen worden waren. Wie er sagte, mußte er in einigen Tagen in Radburi einen siamesischen Beamten abholen, welcher die jungen Leute im Dorfe für den Dienst des Königs zeichnen würde.

Einem alten Gesetze nach wird angenommen, daß jedweder Mann in Siam jedes Jahr eine gewisse Anzahl von Wochen für den König arbeite; wer es jedoch ermöglichen kann, kauft sich los. Für derartigen Dienst, welcher „tam ratschakan" heißt, wird ein kleiner Lohn gezahlt, der zur Beköstigung mit Reis während der Arbeitszeit hinreicht. Jeder Mann wird inwendig am linken Arme mit ein paar Buchstaben tättowiert, welche angeben, zu welchem besonderen Zwecke er auserwählt worden ist. Zum Zwecke dieses Zeichnens werden jährlich von Bangkok aus „Ka Hluangs", königliche Diener, nach verschiedenen Teilen des Königreiches gesendet. Die verschiedenen Dienstzweige haben verschiedene Buchstaben; z. B. Kroma Wang: Wächter im königlichen Palaste; Kroma Muang: Dienerschaft zur Besorgung der Wände der königlichen Paläste; Kroma tschang: do. für die königlichen

Elefanten; Kroma ma: do. für die königlichen Pferde; Kroma Sanom: Bedienung der königlichen Nebenfrauen; Kroma Tahan: Bedienung von kriegspflichtigen Männern; u. s. w. u. s. w. eine ganze Reihe von „Kromas“.

Die Häuptlinge einer jeden von den erwähnten Dienerschaften wohnen in Bangkok, und man führt Listen über die zu jeder Dienerschaft gehörenden, über das ganze Land verstreuten Leute.

Am nächsten Morgen kamen wir nach Ban Kau Jai (Ban = Dorf; Kau = Berg; Jai = groß), ebenfalls einem Laotendorfe. Es liegt auf einer offenen Ebene, zum Teil den Augen verborgen durch Gärten und kleine Pflanzungen; hinter dem Dorfe erhebt sich ein einzelner Berg. Hier schlugen wir unser Quartier im „Sala“ oder öffentlichen Ruheplatze auf, welcher sich fast in jedem Dorfe von Siam und Lao findet — in der Regel eine große auf Balken ruhende Holzbude mit Dach, welche nach allen Seiten hin offen ist. Anscheinend hat niemand die Pflicht, diese Buden in Ordnung zu halten; sie sind daher im allgemeinen in einem elenden Zustande, voll von Schmutz und Ungeziefer aller Art. Hier wie allerwärts bestellte die ganze Bevölkerung emsig ihre Reisfelder; nur die alten Frauen waren daheim, um sich der Säuglinge, und die jüngeren Kinder, um sich der Büffel und des anderen Hornviehs anzunehmen; den Schweinen überließ man es, sich ihrer selbst anzunehmen.

Die Hitze war drückend; wir hatten Nachmittags 3 Uhr im Schatten über 90° Fahrenheit (= ca. 26° R.). Die Moskitos plagten uns jämmerlich. Selbst die Eingeborenen konnten sich ihren Angriffen nicht geduldig aussetzen, sondern brannten jede Nacht unter den Häusern, wo das Vieh ruhte, Feuer an, um sich und ihre Tiere vor diesen Insekten zu schützen.

Am Tage nach meiner Ankunft machten mir ein paar Häuptlinge ihre Aufwartung und jeder beschenkte mich mit einem Huhne und mit Reis, sowie mit „het“ oder Pilzen; letztere gelten bei Siamesen und Laoten als Leckerbissen, gerade wie bei uns. Als ich Abends die Frauen aus dem Walde heimkehren sah, war ich neugierig zu erfahren, womit sie ihre Körbe beladen hätten. Kao sagte, es sei nur „makkan“ (Nahrung); da dies jedoch eine sehr unbestimmte Angabe war, da die Nahrung doch in jedem Lande eine andere ist, bat ich, selbst nachsehen zu dürfen; darüber ergötzten sich die Frauen, die sich nur mit großer Zurückhaltung einem „farang“ (foreigner, d. h. Fremden) näherten. Unter den wertvollsten Gegenständen in den Körben waren Frösche und Pilze; ferner eine Menge von „Mengda-na“, einer Art von belostoma oder Wasserkäfer, zu der Ordnung hemiptera gehörig, in Schlamm und Teichen vorkommend; einige der großen in den Reisfeldern so häufigen Süßwassermuscheln, ampullaria, bei den Siamesen „hoi khong“ genannt und mit gewürztem Reis gegessen; die Stengel eines Aron-

stabes (Art von amorphophallum), auch mit Gewürz gegessen; eine Anzahl von Wespennestern mit den Maden der Tiere, welche nach der Behauptung der Eingeborenen sehr fett und ölreich sind und, mit Schweinefett gemischt, als vorzügliches Gericht gelten.

Lebensmittel waren hier sehr billig: Hühner kosteten nur 4 *d* (= ca. 34 ₰) das Stück, Reis und Früchte nach Verhältnis. Die Karen — unabhängige Stämme auf der Bergkette, welche sich von Norden nach Süden durch Siam nach der Halbinsel von Malakka hinzieht — pflegten zum Reiseinkaufe herunter zu kommen. Eines Tages kam eine Anzahl von ihnen ins Dorf, um die gekauften Lebensmittel mit ihren plumpen Ochsenwagen fortzuschaffen. Ich ging zu ihnen und brachte es durch Pan fertig, einige Worte mit ihnen zu wechseln. Sie suchten sogleich Nutzen aus der Gelegenheit zu ziehen, indem sie um Pulver und Korallenperlen bettelten. Ich gab ihnen beides, in der Absicht, mir einen freundlichen Empfang zu sichern, wenn ich mein Vorhaben, sie in ihrem Bergverstecke aufzusuchen, ausführte. Ich vernahm, daß ihre Heimat nur eine Tagereise weit entfernt sei, am Fuße der benachbarten von Ban Kau Jai aus ganz deutlich sichtbaren Berge, und teilte meinem Pan sogleich mit, ich würde diesen Ort nicht verlassen, ohne die Hügelstämme in ihren Behausungen gesehen zu haben. Er sagte jedoch, das sei in dieser Jahreszeit unmöglich: das Dschangel sei gefährlich; wenn wir zu vier die Reise unternähmen, so würden zweie sicherlich unterwegs am Fieber sterben. Ich erwiderte ihm, wir würden in nicht größerer Todesgefahr schweben als die Karen; gehen würde ich unbedingt, und er müsse — sei es auch nur für einen Tag — mit mir gehen. Aber Tag für Tag verstrich, und immer vermehrten sich die Schwierigkeiten; für jede, die ich glücklich beseitigte, kamen zwei neue zum Vorscheine. Endlich aber versprach er gnädigst, unter der Bedingung, daß ich nur einen Tag bei den Karen verbliebe, mitzukommen.

Donnerstag, den 25. August, packte ich die notwendige Ausrüstung zusammen; es war nicht viel: nur ein paar Decken, Lebensmittel und ein Moskitonetz, alles zusammen noch nicht 40 Pfund (= ca. 18 kg) wiegend. Aber als am nächsten Morgen zwei Kulis anlangten, welche die Last zwischen sich tragen sollten, murrten sie doch über das Gewicht. Ich suchte sie dadurch zu beschämen, daß ich ihnen erzählte, in Borneo und in Sumatra trage jeder Kuli ohne Murren 50—60 Pfund (= ca. 22—27 kg), und endlich waren auch ihre Bedenken besiegt, und ich verließ mit Kao und einem einheimischen Führer, der den Weg durch das Dschangel kannte, das Sala. Da fand ich denn Pan, welcher auf dem Grase kniete, in ernstes Gebet versunken und alle Augenblicke nach dem nahen einzelnen Berge starrend. Als er fertig war, stand er auf, zündete eine Wachskerze an und steckte sie

auf den Stamm eines abgestorbenen Baumes; in einen Gabelast des Baumes legte er noch ein ganzes Bündel von Kerzen als ein Opfer für den Berggeist, dessen Hülfe gegen Krankheit und Unglück auf dem Wege er angerufen hatte. Sodann kam er zu uns; auf meine Frage, wo das von Petschaburi mitgebrachte Pony sei, antwortete er mit ganz ruhiger Miene, es sei krank und habe einen schlimmen Fuß. Als ich es besehen wollte, hieß es, das Pferd sei in den Wald gelaufen. In der Wirklichkeit hatte er es fortgeschickt, in der Meinung, ich würde nun die Reise aufgeben. Ohne mit unnützem Unterhandeln Zeit zu verlieren, sagte ich ruhig: „Dann gehe ich zu Fuße; komm!“ Wohl oder übel mußte der arme Pan sich dem guten Willen des Berggeistes anvertrauen.

Meist führte der recht rauhe Pfad über allmählich ansteigendes Land, von kleinen Flüssen durchschnitten und mit niedrigem Dschangel bedeckt; große Bäume fehlten; gelegentlich fanden sich Bodensenkungen mit dichtem Bambusgebüsch oder mit dickem, manchmal 6 Fuß (= ca. 1,8 m) hohem Grase. Was die Reise aber besonders unangenehm machte, das war die dumpfe, schwüle und eigentümlich übelriechende Luft, erfüllt mit dem Dunste der verwesenden Pflanzen und schwanger mit Fiebern, welche Pans Abneigung gegen die Reise hervorgerufen hatten.

Ich suchte unterwegs nach Insekten, fand aber nur wenige. Etwa halbwegs stießen wir auf einen großen hohlen Baum, an dessen Stamm ich zweimal anschlug, um zu sehen, ob irgend welche Kriechtiere, Insekten rc. innen versteckt seien. Pan war außer sich darüber und bat mich, es nicht wieder zu thun, sonst würden die Waldgeister geweckt. Nach einem mühsamen Aufstiege kamen wir gegen 4 Uhr Nachmittags auf eine mit Wald und hohem Grase bedeckte Ebene, eine vollkommene Wildnis, etwa 800 Fuß (= ca. 240 m) über dem Meeresspiegel; hier lag das Karen-Dorf. Nahe dabei war eine Laoten-Niederlassung, aus nur einem halben Dutzend Häusern bestehend, wo wir uns zur Nachtruhe einrichteten. Wir alle waren müde genug; seit 8 Uhr morgens waren wir ohne Ruhepause fortwährend aufwärts gegangen. Als wir uns dem Karen-Dorfe näherten, kamen wir zuerst zu einer einsam im Walde stehenden Hütte, welche auf Pfosten ruhte. Mein Führer riet mir, sie zu betreten. Ich stieg also eine schwankende Leiter hinauf und fand mich drei Frauen und zwei jungen Männern gegenüber. An ersteren fielen mir sofort ihre ganz zigeunerähnlichen Gesichtszüge auf; bei allen Frauen, die ich später sah, machte ich die gleiche Bemerkung. Wie bei den Dajaks, so haben auch bei den Karen die Männer und besonders die Frauen große Schlitze in den Ohrläppchen; die Frauen tragen runde Holzzierraten darin, die Ohrläppchen der Männer sind durch 3 oder 4 Zoll (= ca. 76—100 mm) lange und einen Zoll (= ca. 25 mm) dicke Bambuscylinder ausgedehnt.

Beide Geschlechter tragen Perlenhalsbänder und Schnuren kleiner, runder, siamesischer Münzen (Vierteltikals). Die ersten Worte, welche der Sprecher der Familie hören ließ, oder wenigstens die ersten, welche Pan mir übersetzte, waren: „Dies ist nicht des Häuptlings Haus“. Ich frug: „Wie weit?“ Die Antwort lautete: „Wenn wir unsre Holztrommel schlagen, so können sie's an des Häuptlings Hause im Dorfe hören“, — eine eigentümliche Art, die Entfernungen zu berechnen. Nach 7 oder 8 Minuten weiteren Gehens kamen wir zu der Niederlassung, wo man uns zur Hütte des Häuptlings wies. Sobald ich die schmale Galerie außerhalb derselben betreten hatte, breitete der Häuptling eilig eine Matte aus, auf die ich mich niederlassen sollte, während seine Frau und seine Töchter zum Vorschein kamen und mich ohne die geringste Scheu begafften und belachten. Ihre seltsamen Zigeunerzüge standen in auffallendem Gegensatze zu dem wirklich recht häßlichen Antlitze des Mannes, welches obendrein Unglück und Krankheit gefurcht hatten. Ich begriff nicht, wie die Karen ihn jemals zum Häuptlinge gewählt hatten. Sein rechtes Auge war blind; Pupille und Iris bedeckte der graue Star; sein Gesicht war furchtbar pockennarbig und überdies entsetzlich schmutzig. Seine Kleidung bestand aus einem Lappenstücke um die Lenden und einer ebenso zerlumpten Jacke, welche in längst vergangenen Zeiten weiß gewesen war.

Ich bat den Häuptling um Erlaubnis, sein Weib zu zeichnen, und er willigte sofort ein. Kaum hatte ich die ersten Umrisse gezogen, als sie sich umdrehte, um zu sehen, wie die Zeichnung fortschritt. Um sie nun wieder in ihre frühere Stellung zu bringen, berührte ich ihr Kinn. Augenblicklich änderte sich ihr Gesichtsausdruck, sie sprang auf und enteilte in ein inneres Gemach. Ich sah den Häuptling an; sein Gesicht war sehr zornig, und er konnte seinen Ärger nur mit Mühe unterdrücken, während er Pan erklärte, daß ich mit meiner Berührung einen argen Verstoß gegen die Etikette begangen hätte. Keinem sei es erlaubt, ein Karenweib zu berühren. Wäre es ein Eingeborener gewesen, so würde er eine Strafe für die Beleidigung haben zahlen müssen. Ich hielt das jedoch nur für eine List, mir etwas Geld abzupressen, beachtete daher, scheinbar nichts von allem verstehend, seine Worte gar nicht und bat, einen der jungen Männer, dem ich ein Geldgeschenk versprach, zeichnen zu dürfen. Nach einigem Hin- und Herreden schien sich des Mannes Ärger abzukühlen, und das Geschenk wirkte wie Öl auf bewegtes Wasser. Die Frau, deren Würde ich unabsichtlich verletzt hatte, sah während der ganzen Zeit, in welcher ich ihres Sohnes Gesicht zeichnete, um die Ecke der Zimmerabteilung herum zu, und der Häuptling verließ offenbar beruhigt die Hütte. Aber ich war eben nur mit der Zeichnung fertig, als die Mutter hervor kam und ihres Sohnes Abbildung sehen wollte.

Sie warf einen Blick darauf und rief: „Es ist ein böser Geist; mein Sohn wird krank werden“. Dann rannte sie hinaus und rief laut nach ihrem Manne. Mittlerweile hatte sich eine große Menge um die Hütte versammelt, und als der Häuptling auf die Rufe seiner Frau herbei kam, war ihr Benehmen so drohend, daß ich Unheil ahnte. Kao, Pan und der Führer baten mich alle, die Eingeborenen durch Aufopferung der Zeichnung zu begütigen. Ich hatte jedoch keine Lust, die Frucht meiner Arbeit zu verlieren — noch weniger, mich bedingungslos zu ergeben. Der Häuptling schenkte indessen den halb wahnsinnigen Beschwörungen seiner Frau Gehör und sagte dann, ich hätte durch Berührung einer Karenfrau und durch Darstellung des Geistes von seinem Sohne auf meinem Papier die Geister beleidigt; wenn ich nicht das Papier der Mutter zum Vernichten gäbe, dürfe nicht ein einziger von uns den Platz verlassen. Unheil verkündende Unruhe und unterdrückte Rufe unter der außen stehenden Menge schienen des häßlichen Häuptlings häßlicheren Worten Nachdruck zu verleihen, und ich sah, daß nur Nachgiebigkeit retten könne. So begann ich denn einen Handel. „Wenn du die Menge, Männer und Weiber, heim sendest, werde ich die Zeichnung an die Mutter des Burschen ausliefern“. Nach einigem Zögern willigte man ein, und als der Häuptling die Hütte verließ, um die Menge fortzuschicken, ging ich mit ihm hinunter und fertigte hastig hinter dem freundlichen Schutze eines Baumes eine zweite Zeichnung des Jünglings an. Die erste aber verbarg ich und wartete nun, bis die Menge sich zerstreut hatte. Dann zeigte ich die Nachzeichnung dem Vater, der Mutter und dem Sohne, riß sie einmal durch und gab die Stücken der Mutter. Die vollendete das Werk der Zerstörung und schaffte zu ihrer völligen Genugthuung das böse Ding, Geister und alles dadurch, daß sie das Papier in winzige Fetzen zerriß, aus dem Wege. Die eigentliche Zeichnung aber giebt der beigefügte Holzschnitt wieder — hoffentlich ohne Spur einer Einwirkung der bösen Geister, welche durch meinen Bleistift erweckt wurden.

Die Männer bei den Karen tragen ihr Haar lang, gerade wie die Birmanen. Aber anstatt es mit einem Wirbelknoten oben auf dem Kopfe zu sammeln, haben sie ihren Knoten an der Seite des Kopfes über dem rechten Ohre. Das Haar wird quer über die Stirne weg gezogen, so daß das Gesicht erst von den Augenbrauen an sichtbar ist. Bisweilen deckt ein Stück roten Kalikos das Haar und endigt mit einer Spitze da, wo der Knoten verborgen ist; doch wird diese Kopfbedeckung nicht immer getragen. Da nichts von der Stirn sichtbar ist, sehen die Leute etwas wie Idioten aus.

Es wurde nun dunkel. Wir kehrten daher nach dem Laotendorfe zurück, nachdem wir alle Erinnerung an böse Geister durch Verteilung von Geld, Tabak und Perlen vertrieben hatten. Am nächsten Tage langten wir

zur Freude meiner furchtsamen Begleiter glücklich wieder in Ban Kau Jai an.

Einige Tage später erwiderten einige der Karen meinen Besuch und bettelten um noch mehr Pulver und Glasperlen. Ich gab ihnen das Erbetene und porträtierte dafür einige. Zwei dieser Zeichnungen sind hier wiedergegeben.







Karen aus dem Petschaburi-Distrikte

Niederlassungen von Karen sind in ganz Siam und Lao hoch oben in den Gebirgen zu finden; viele von ihren Dörfern beherbergen eine Anzahl Elefanten. Aber die richtige Heimat dieser Leute ist im Nordwesten von Lao, umzogen von Gebirgen und im Westen an Britisch-Birma grenzend. Hier geben sie häufig Veranlassung zu Verwickelungen, indem sie gegen britische und siamesische Unterthanen Straßenräubereien begehen. Ehe sie sich in eine solche Unternehmung einlassen, beten sie erst sorgsam und opfern den Geistern des Dschangels, um guten Erfolg ihres Vorhabens zu erbitten.

Ihre Waffen bestehen in Armbrust und Pfeil. Mit anderen Stämmen von ihnen traf ich im Lakon-Distrikte von Lao zusammen. Hier zeichnete ich noch einen Mann und ein Mädchen. (Vgl. Kap. 15.)

Am 8. September verließ ich Ban Kau Jai, um nach Radburi am Flusse Meklong oder Menam Radburi zu gelangen. Das Land an meinem

Wege war dicht bevölkert, und während zweier Tage war nichts zu sehen als unendliche Reisfelder und Gruppen von Hütten, nach allen Richtungen hin verstreut. Als wir gegen 11 Uhr Nachts in Sicht von Radburi kamen, ging eben der Mond auf, und über den Fluß herüber wurden die Klänge einheimischer Musik aus zahlreichen Lakons getragen. Ich begab mich zur Wohnung des Exregenten, in der Hoffnung, meinen Freund Kapitän Hicks, den Sekretär des Exregenten, welcher hier Erholung und frische Luft suchte, im Gefolge Sr. Hoheit zu finden. Glücklicher Weise war Kapitän Hicks in seinem Quartiere, einer reizenden Villa, in der er mich herzlich willkommen hieß. Er führte mich sofort in die Residenz des Exregenten; wir trafen hier dessen Lieblingsenkel, Khun An, in der Veranda beim Schachspiele. S. Hoheit selbst hatte sich soeben zur Ruhe begeben; aus seinem Privatlakon tönte langsame Musik herüber: es ist nämlich üblich, so lange zu spielen, bis der frühere Beherrscher Siams wie ein Kind in Schlaf gelullt ist.

Am nächsten Tage machte ich dem Exregenten meine Aufwartung. Seine erste Frage war, ob ich viele Zeichnungen hätte. Ich holte ihm alle, die ich besaß. Dann fragte er mich, ob ich irgend etwas brauchte. Ich erwiderte, daß ich gern nach Kanburi reisen möchte, und sofort gab er Befehle, mir ein Boot mit Bemannung und Lebensmitteln für letztere in Bereitschaft zu halten. Ich wurde eingeladen, mit ihm und seinen Enkeln zu frühstücken, und des Nachmittags schickte er mich zur Besichtigung des königlichen Palastes und des Wat aus. Beide Gebäude liegen auf dem Gipfel eines Hügels; ein halbstündiger Ritt brachte mich an Ort und Stelle.

Am 13. September fuhr ich in einem bequemen Boote, mit einer Mannschaft von 7 Köpfen, nach Kanburi ab. Gegen 4 Uhr langten wir bei Potaram an, einer großen Stadt. Sie ist fast nur von Chinesen bevölkert, deren viele große Zucker- und Kaffeepflanzungen besitzen; zwei Tagereisen weit zogen sich dieselben am Flusse hin; in kurzen Zwischenräumen folgten nunmehr auf beiden Ufern beträchtliche Dörfer. Am 16. September kamen wir zu einem Wat, wo neun Priester dem Volke geistlichen Trost spendeten, und als wir, um Frühstück zu halten, ans Ufer gingen, fand ich, daß ein siamesischer Feiertag war. Zuerst kamen die Frauen und Kinder und boten dem Oberpriester ihre Opfer an Reis, Früchten, Fischen, Betelnüssen dar. Dann begaben sie sich alle zum Sala und erwarteten dort die Ankunft der Priester, welche um 8 Uhr früh Gottesdienst halten sollten. Viele Salas sind daher mit Kanzel und anderen gottesdienstlichen Gegenständen versehen. Als die Priesterschaft erschien, beugte sich jeder zwei- oder dreimal zur Erde nieder; hierauf setzten sie sich auf den Fußboden, erhoben ihre Hände in betender Haltung zur Stirne und stützten die Ellenbogen auf die Knie. Ehe

der Oberpriester den Gottesdienst begann, kamen mehrere Kinder und brachten Betelnüsse, Tabak und Buris dar. Jetzt sang der Oberpriester, seinen großen Fächer vor das Gesicht haltend, einige Gebete. Die fromme Herde war nicht allzu aufmerksam; insonderheit bemerkte ich eine alte Großmutter, welche die Gelegenheit ergriff, ein kleines kaum zweijähriges Mädchen zu belehren, wie man vor einem Priester sich zu verbeugen habe. Nach einer Weile begann der alte Priester selbst, die Cigaretten zu zählen, von denen er einige seinen Amtsbrüdern zur Linken zuwarf; unterdessen erfüllte einer seiner Gehülfen die Pflicht, etliche Palisätze herzusagen.

Vier Uhr Nachmittags erreichten wir Kanburi, welches reizend in einem flußdurchströmten Thale liegt; auf beiden Seiten treten hohe Berge dicht heran.

Kanburi war ehedem befestigt; die alten, über 5 Fuß (= ca. 1,5 m) dicken Wälle sind noch vorhanden; hier und da zeigen alte Kanonen friedlich ihre Mündungen, innerhalb deren jetzt Schlangen hausen und Spinnen ihre Netze weben.

Auch hier finden wir wieder arbeitsame, nirgends fremde Chinesen in voller Thätigkeit; bald bebauen sie Zucker- und Tabakpflanzungen, bald kaufen sie das Sapan-Holz (das „mai fang" der Siamesen) auf, welches massenhaft im Dschangel wächst. Die einzige, allerdings ziemlich bedeutende, einheimische Industrie scheint Mattenverfertigung zu sein — eine Arbeit der Frauen, welche unter den Häusern sitzen und abwechselnd Bambus- und Rindenstreifen zu Matten mit karriertem Muster verflechten: die Rinde sieht braun, der Bambus hellgelb. Diese Matten, außerordentlich dauerhaft und billig, werden in großen Mengen nach Bangkok gesendet. Die Siamesen nennen dieselben „sua".

Ich begab mich sofort mit Kao zum Statthalter, welcher erst kürzlich in sein Amt eingesetzt worden war und in einem großen, aber verwahrlosten Bambushause wohnte. Er bedauerte, keine Unterkunft für mich zu haben — aber ich sagte ihm, daß ich sehr gern in einem Sala bleiben würde, wenn er einen reinigen, mit Schutzwänden versehen und des Nachts während meines Aufenthaltes bewachen lassen wolle. Demgemäß mußten einige Gefangene eine geflochtene Bambuswand rund um einen Teil des Sala ziehen und eine Abteilung für meine Dienerschaft herrichten. Das Sala war zum Teil von einem Birmanen aus Mulmen bewohnt; dieser hielt sich mit 3 Dienern schon 7 Monate hier auf und wartete auf die Untersuchung gegen einen Karen, welcher des Mordes angeklagt war. Im vergangenen Jahre nämlich hatte der Bruder des Birmanen mit etwa 800 Tikal (= ca. 2000 Mk.) Birma verlassen, um in Tschengmai einen Elefanten zu kaufen. Auf seiner Reise dahin wurde er ermordet. Das letzte, was man von ihm

vernommen hatte, war, daß er sich unter den Karen befand; einer derselben war sein Führer gewesen, aber allein in seine Hütte zurückgekehrt. Seitdem hatte man das Gewehr des Verschwundenen im Besitze dieses Mannes gefunden. Natürlich war Verdacht auf ihn gefallen, er war verhaftet und hierher gebracht worden. Er war einer von den Gefangenen, welche die Einrichtungen im Sala für mich treffen mußten. Selbstverständlich leugnete er, aber die Verdachtsgründe gegen ihn waren sehr stark, und es war wohl kaum zu zweifeln, daß er der Schuldige war und wirklich den Raubmord begangen hatte. Er konnte u. a. keine genügende Erklärung für das Verschwinden des Birmanen geben, dem er doch nach seinem eignen Geständnis als Führer gedient hatte. Der Bruder des Ermordeten sagte mir, er habe, seit seiner Abreise von Mulmen, schon eine beträchtliche Summe allein für Unterhalt und Reisekosten ausgegeben; obgleich er mit allen nötigen Beweismitteln versehen sei, könne er es nicht zur Festsetzung des Tages der Untersuchung bringen; möglicher Weise habe er bis zu dem Termine noch 7 Monate länger zu warten. Mittlerweile war der Kare, mit der Möglichkeit der Todesstrafe vor seinen Augen, in jeder Hinsicht glücklicher und besser daran — trotz der Handschellen — als sein Ankläger. So langsam wird in diesem Teile der Erde die Rechtspflege gehandhabt!

Am nächsten Tage erhielt ich den Besuch des Statthalters und Unterstatthalters; sie beschenkten mich mit Geflügel, Eiern und Schweinefleisch. Nachmittags besuchte ich das hauptsächlichste Wat, „Tschai Sumpun", unter Obhut eines hohen Priesters. Auf dem Altare lagen, in schönster Unordnung durcheinander, Buddhas, Vasen, Leuchter, Papierblumen, in Salzwasser aufbewahrte Blumen, Lampen, Uhren und zuletzt, hinter einer großen Vase versteckt, eine Bambuspfeife von eigentümlicher, etwas unanständiger Form. Bei ihrem Anblick fiel mir sofort ein, wie ganz unpassend sie für einen Priester sei. Ich ersuchte ihn daher, sie mir gegen eine englische Pfeife umzutauschen, was er mit größtem Vergnügen that.

Neuntes Kapitel.

Rückkehr nach Radburi — Berühmtes Heiligtum — Einweisung buddhistischer Priester — Ein erlauchter Novize — Kirchenregiment — Besuch bei einem hohen Würdenträger der Kirche — Leben eines buddhistischen Priesters — Rückkehr nach Bangkok.

Nachdem ich mich in Kanburi und in Radja, einem kleinen etwa 8 Meilen (= ca. 12—13 km) nordwestlich gelegenen Dorfe, ein paar Tage aufgehalten hatte, kehrte ich nach Radburi zurück. Unterwegs besuchten wir das Dorf Tarua, Sitz eines Gouverneurs und letzte Station auf dem Wege nach dem berühmten Wallfahrtsorte Praten. Tausende von Wallfahrern strömen jedes Jahr dahin, um einem heiligen Steine in dem Wat ihre Verehrung zu erweisen. Kao war entzückt, daß er mit so guter Gelegenheit das Heiligtum sehen konnte. Da der Weg im Walde damals teilweise unter Wasser stand, lieh mir der Gouverneur gütigst ein Reitpferd. Der Stein wird in einem kleinen Wat aufbewahrt, welcher von mehreren zur Unterkunft der in der trockenen Jahreszeit herzuströmenden Pilger errichteten Salas umgeben ist. Seine Länge beträgt 17 $^1/_2$ Fuß (= ca. 5,3 m), seine Breite 6 $^3/_4$ Fuß (= ca. 2 m); aber die Masse der auf ihm liegenden Opferstücke — Kleider 2c. — war so groß, daß ich ihn nur mit einiger Mühe sehen konnte. Der obere Teil des Steines ist unzweifelhaft Ziegelwerk, der untere ist mit einem eckigen Muster verziert. Der ganze Stein ist vergoldet. Wie die Priester sagen, befindet sich innen in dem Ziegelbau ein natürlicher Stein. Über diesem Heiligtume erhebt sich ein doppelter Baldachin, an dessen unterer Kante Reihen von Glaskugeln und Perlenfransen hängen. Vor dem Steine ist eine Darstellung von Buddhas Fußsohle mit den 108 Zeichen, und darunter ein kleiner Altar mit einigen Vasen und vergoldeten Steinen. Hier zündete der fromme Kao seine Lichtchen an, steckte sie in die Vasen und murmelte seine Gebete. Außerhalb des Wat hängen drei alte Glocken, deren schöner Klang die Gläubigen jeden Morgen zum Gebete ruft.

Gegen Abend war ich wieder in Tarua. Der Gouverneur gab mir zu Ehren eine Lakon-Vorstellung, welche bis zum frühen Morgen währte. Der Einförmigkeit des Spieles überdrüssig, zog ich mich um Mitternacht zurück. Während des Abends bot mir einer von den Burschen des Gouverneurs eine Cigarette an, die er erst der einheimischen Sitte gemäß selbst angeraucht hatte.

Bei meiner Rückkehr nach Radburi vernahm ich, daß Khun An, des Exregenten Enkel, in den Priesterstand eingetreten war. Ich machte ihm daher im Wat Suriwongse meine Aufwartung.

Seine Zulassung zum priesterlichen Stande war eine bloße Äußerlichkeit; er mußte aber all den religiösen Formen und Ceremonien sich unterziehen, gerade als ob der Tempeldienst sein lebenslänglicher Beruf werden sollte. Hat nämlich ein Jüngling das Alter von 21 Jahren erreicht, so wird nach buddhistischem Glaubensgrundsatze angenommen, daß er in den Priesterstand eintritt, und obgleich man natürlich in den unteren Volksschichten dieser Voraussetzung nicht huldigt, beachtet man sie unter dem Adel aufs strengste. Sobald ein junger Mann mit sich über das besondere Wat, in das er eintreten will, im reinen ist, besucht er die Prinzen, die Edelleute und älteren Mitglieder seiner Familie und thut ihnen seine Entschließung kund; dann tilgt er alle seine Schulden und läd einen Priester oder mehrere ein, ihn zu besuchen und in seinem Hause zu beten. In der ersten Nacht geht es im allgemeinen fidel zu; am nächsten Morgen werden die Priester vor Mittag bewirtet. Unmittelbar darauf wird eine Prozession veranstaltet. Zuerst kommt ein Reiter mit dem unvermeidlichen Reistopfe und Fächer für den Novizen; sodann ein zweiter mit dem gelben Kleidungsstoffe desselben, dem „krai set“. Gleich hinter ihm reitet der Novize selbst, ganz rasiert, sogar die Brauen eingeschlossen; denn es ist für einen Priester sündhaft, unrasiert zu erscheinen. Wurde doch auch Buddha in seiner Zurückgezogenheit im Himalaya durch Indra unter der Baniane rasiert und mit dem dunkelgelben Priestergewande bekleidet.

Ich habe derartige Aufzüge öfters gesehen und immer den Eindruck gehabt, als ob der zukünftige Priester ein Jammerbild wäre. Weiß gekleidet, mit einer der königlich siamesischen ähnlichen vergoldeten Krone und einer Menge von Ringen an den Fingern, reitet er feierlich auf einem Rosse, dessen Zügel er nicht halten kann, und das daher von einem Diener geführt werden muß, weil er seine Hände, zwischen deren Flächen eine Lotosblume eingeklemmt ist, in betender Haltung bewahren muß. Hinter ihm kommen nun seine Familie und Freunde mit noch mehr gelbem Tuche, mit Sonnenschirmen, Lampen, Schuhen und vielen anderen Dingen zu seinem, des künftigen Priesters, Gebrauche. Die Umzugsfeierlichkeit heißt „Buat Nack“, der Novize selbst „Nack“. Bei dem Tempel angekommen, steigt der Nack vom Pferde und zieht die Schuhe aus, weil die Religion das Tragen von Schuhen im Tempel verbietet, die Krone jedoch behält er auf dem Haupte. Nachdem er nun mit den anderen Teilnehmern an dem Aufzuge dreimal den Tempel umwandelt hat, betritt er das Schlafgemach, wo er seine Kleidung wechselt. Dann kehrt er zum Tempel zurück, und der Oberpriester bekleidet unter Beistand von zwei anderen Priestern — „Ku suat“ und „Hupacka“ genannt — den Nack mit der priesterlichen Amtstracht. Währenddem legen die Priester dem Novizen verschiedene Fragen vor — z. B. ob er in den Priesterstand

eintritt auf seinen eignen Wunsch oder unter Zwang seitens seiner Eltern oder Geldes wegen: denn es ist nicht selten, daß verschuldete Siamesen jemanden, der eine Buddha wohlgefällige That thun will, überreden, ihre Schulden zu tilgen — unter der Bedingung, daß sie Priester werden. So entgehen sie lebenslänglicher Gefangenschaft in Ketten und Banden. Andere Fragen beziehen sich auf die verwandtschaftlichen Verhältnisse des Nack: ob er Vater und Mutter und Geschwister, ob er — was noch wichtiger — Frau und Kinder habe, ob Eigentum, ob Schulden u. s. w. Diese Fragen werden dreimal gestellt; antwortet der Nack jedesmal dasselbe, so wird gebetet und eine Predigt an den neugeweihten „Pra" gerichtet. Nun wird sein Name und das Datum seiner Zulassung in ein zu diesem Zwecke in jedem Wat vorhandenes Buch eingetragen. Er muß unter der Gerichtsbarkeit des ersten Priesters in dem Kloster leben und dem Beispiele seiner Amtgenossen folgen. Seine erste tägliche Pflicht ist, Almosen, d. h. eigentlich seine Nahrung, zu erbetteln. Jeden Morgen kann man auf den Wegen oder in Booten auf dem Flusse Reihen von gelbgewandeten Priestern treffen, welche, jeder mit einem Fächer in der Hand und einem Eisentopfe unter dem Arme, von Haus zu Haus betteln gehen.

Mein siamesischer Gewährsmann erzählte mir, der niedrigste Priestergrad — „Nane" genannt — müsse 200, der höchste — „Pra Song" — 500 Gebote erfüllen. Die Hauptgebote sind: Glaube an den allein wahren Buddhismus; gehorche Vater und Mutter; du sollst nichts Lebendes töten oder verletzen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht Alkohol trinken oder rauchen; du sollst nicht mehr essen oder trinken denn nötig; du sollst nicht faul oder weibisch sein, z. B. keine Wohlgerüche anwenden u. s. w.

Die kürzeste Prüfungszeit für einen Priester währt sieben Tage, thatsächlich aber ist die Durchschnittszeit etwa ein Vierteljahr. Ich habe viele Priester gekannt, welche, nur auf einen Monat oder zwei eingetreten, zwei oder drei Jahre im Tempeldienste geblieben waren, bis sie sich vorteilhaft verheiraten konnten oder bis sich irgend etwas anderes für sie fand. Mein junger Freund Khun An wollte nur 3 Wochen Priester sein, mußte jedoch vollkommen kahl rasiert bleiben, und sein Aussehen war durch das Abscheren seiner Brauen rc. so verändert, daß ich ihn kaum wieder erkannte. Außer den schon erwähnten Gegenständen erhält der Novize gewöhnlich Geschenke je nach seinem Range. Khun An, der einflußreichsten Familie in Siam angehörig, hatte eine ganze Menge von schönen Sachen bekommen — Tintenfässer, Papierbeschwerer, Cigarrenbehälter und andere Luxusartikel, mit denen er die Entbehrungen seines nicht allzu langen oder entsagungsvollen Priesterlebens lindern konnte. Den Tempel, den er gewählt hatte, der Wat Sri Suriwongse, war vom Exregenten selbst erbaut und mit allen Erfordernissen

reicher und bequemer ausgestattet, als irgend ein andrer. Tempel, Klöster, Türme ꝛc. waren alle von Ziegelsteinen errichtet, reinlich gehalten und weiß getüncht. In den hübschen Anlagen befand sich auch ein Teich mit Lotosblumen, so daß die Priester stets den nötigen Blumenvorrat zu ihren Festen hatten. Der Oberpriester hatte ein besonderes Ziegelhaus für sich allein, ebenso Khun An -- eine lauschige kleine Behausung mit zwei Oberstuben und einer Art von Küche unten.

Die Priester haben ein eigenes Gesetzbuch und Selbstregierung, an deren Spitze Sombeth Tschau Pra steht, Onkel des jetzigen Königs, ein Mann, in dessen Antlitze große Milde und Ergebung sich abspiegeln. Er lebt im Wat Buromanivet, wo ich ihn eines Tages besuchte. Er ist oberster Priester und höchste Autorität in Siam und hat über alle religiösen Angelegenheiten dem Könige Vortrag zu halten. Ihm zunächst im Range kommt der Sombeth Pra Tomoro Wodom, den ich mit dem unermüdlich gefälligen, der Landessprache, wie schon erwähnt, ganz mächtigen Herrn Salomon oft besuchte, um mich in seinem Raritätenladen — so nannte ich etwas unehrerbietig seine beiden düsteren Wohnräume im Wat Sutat Tape Pataram — ein wenig umzusehen. Er ist schon 40 Jahre lang Priester und nach und nach zur zweiten kirchlichen Stelle aufgerückt. Er gilt für einen sehr gelehrten Palikenner, deren es, beiläufig gesagt, nur sehr wenige in dem Königreiche geben soll.

Gewöhnlich besuchten wir den Sombeth Pra unmittelbar nach Mittag und fanden ihn fast immer auf einer gelben Sammetmatratze ruhend, mit einer Anzahl von Kissen um und unter dem Kopfe und einem Haufen von Palihandschriften zur Seite, im Munde die Cigarrette. Obgleich den Priestern Rauchen verboten zu sein scheint — vielleicht ist auch nur übermäßiges Rauchen gemeint —, so darf man doch sagen, daß alle Priester Raucher und Betelkauer sind. Niemals stand er auf, sondern bot uns nur mit gewinnendem Lächeln die Hand — manchmal die rechte, manchmal die linke — und winkte uns, auf einer Matte in seiner Nähe Platz zu nehmen. Das Zimmer war mit allen möglichen Gegenständen vollgestopft, von denen er die meisten als „pra“ oder heilig bezeichnete. Da gab es z. B. eine schöne Vasensammlung; porzellanene Theetöpfe — es ist nämlich den Priestern streng verboten, goldene oder silberne Geräte zu haben — und kleine Tassen und Schalen; Spucknäpfe aus emailliertem Messing oder aus Porzellan; gewöhnliche böhmische Glaswaren; Lampen, alle aus Europa; eine Masse Stöcke, vom kostbaren schwarzen Korallen- oder Ebenholzstocke bis zum dünnen Spazierstöckchen; mehrere Schränkchen mit Palihandschriften; eine Auswahl von Fächern und Almosentöpfen, den Abzeichen seines Amtes u. s. w. Auf einem kleinen Altare an der Rückseite des Zimmers standen ein ver-

goldeter Buddha, eine Anzahl von alten französischen Vasen, teils leer, teils mit Blumen, ferner billige amerikanische und deutsche Uhren, und — was meine größte Bewunderung erregte — ein sehr alter, kostbarer Schrank



Hoher Priester zu Bangkok.

wunderschön und wirkungsvoll mit Perlmutter in solcher Verschwendung eingelegt, daß das Holz kaum sichtbar war. Darin lagen die heiligen Palihandschriften, jede in gelbe Seide gewickelt und mit Bindfaden zugebunden. Im anstoßenden dunkeln Zimmer, in welches nie ein Sonnenstrahl drang, schlief der verehrungswürdige Priester.

Jedem Wat sind einige Burschen beigegeben, welche die niederen Dienste — Reinigen, Kochen ꝛc. — verrichten, aber auch dunkelgelbe Gewänder tragen, wie sie im übrigen nur den Priestern zukommen. Nach unseren

westeuropäischen Begriffen ist das Leben eines Buddha-Priesters ein faules: bei Sonnenaufgang läuten sie die Glocken oder schlagen die Trommel; einige von ihnen gehen unterdessen in den Tempel und sagen Pali-Gebete her; dann beginnen sie ihre alltägliche Runde zu Wasser oder zu Lande und sammeln ihr „täglich Brot“ — Reis, Fisch, Früchte, Gemüse; auch Tabak und Betelnüsse werden nicht verachtet; die Leute geben gern und reichlich; sie wissen, daß sie sich dadurch ein Verdienst erwerben und von ihrem großen Gesetzgeber Buddha hier und im Jenseits Belohnungen erhalten. Ist der Topf voll, so kehren die Priester zum Tempel zurück und halten Mittagsmahlzeit; was übrig bleibt, werfen sie auf den Erdboden — gierig fallen die Hunde, die Vögel, besonders die Raben, deren es in Bangkok Millionen giebt, darüber her. Nach Mittag dürfen die Priester bis zum nächsten Sonnenaufgang, mit Ausnahme einer Tasse Thee, nichts zu sich nehmen.

Während der Regenzeit bleiben die Priester in den Klöstern oder Tempeln, in der trockenen Jahreszeit aber wandern sie im Lande umher zu verschiedenen Plätzen von Wichtigkeit, besonders zum Pra Bat, wo Buddha seine Fußspur hinterlassen haben soll. Der Vollmond des 3. Monats (unser Februar) ist die anerkannte Zeit für den Beginn dieser Wallfahrt, und alsdann sieht man die Priester zu Tausenden dahin ziehen.

Am 5. Oktober reiste ich von Radburi nach Bangkok ab; denn es kam nun die Zeit heran, die Reise nach Norden zu beginnen. Der Exregent befahl, mir zu meiner Rückfahrt Boot und Mannschaft zu stellen; aber als ich früh morgens zum Flusse kam, sah ich zu meiner Überraschung, daß der Gouverneur mir ein gewöhnliches Handelsboot ohne Kajüte oder sonstiges Obdach gegeben hatte. Da ich zur Rückkehr einen der zahlreichen das Delta des Menam mit dem Meklong verbindenden Kanäle*) zu benutzen gedachte, wo Moskitos in ungezählten Millionen hausen, und schwere Handelsboote gar nicht selten tagelang fest sitzen, klagte ich Pra Maw, einem Enkel des Exregenten, meine Not. Pra Maw sagte, es sei eine Beleidigung, mir ein solches Boot anzubieten, besonders angesichts der Befehle des Exregenten. Sofort versorgte er mich mit einem leichten Boote und 4 Ruderern. Zwei Tage später war ich nebst Kao — mein Gepäck sollte in dem Handelsboote nachkommen — wieder in der Stadt der Tempel.

*) Siam ist, wie Holland, mit Kanälen wohl versehen. Sie sind meist durch chinesische Kulis gebaut worden und vielleicht eine Kleinigkeit übelriechender als die holländischen.

Zehntes Kapitel.

Besuch der Tempel durch den König — Bootaufzug — Glänzendes Schauspiel und Gegenstück dazu — Ein Weib zum Tode verurteilt — Urteilsverkündigung — Erwarten der Hinrichtung — Letzte Scene — Enthauptung — Den Geiern zum Fraße.

Während der letzten Vorbereitungen zur Reise durch Obersiam und Lao war ich Zeuge zweier Vorgänge, welche, in ihrer Art ganz verschieden, beide für Bangkok sehr bezeichnend und überdies sehr fesselnd waren. Der erste war die alljährliche Feierlichkeit des „Katin“, d. h. der Besuch des Königs in den Tempeln oder wenigstens in den dem Könige geweihten oder von ihm selbst erbauten Tempeln. Da die Erbauung von Tempeln bei den Buddhisten als sehr verdienstlich gilt, wetteifern alle Bevölkerungsschichten hierin mit einander. Es giebt vier Klassen von Tempeln:

1. Solche, welche auf königlichen Befehl erbaut oder ihm geweiht sind — „Wat Hluang“ genannt.
2. Solche, welche auf Befehl von Prinzen erbaut sind — „Wat Tschau“.
3. Solche, welche von Edelleuten erbaut sind — „Wat Kun Nang“.
4. Solche, welche das Volk erbaut — „Wat Ratsadahn“.

Fast alle von Edelleuten errichteten Tempel werden schließlich dem Könige geweiht, kommen also in die erste Klasse.

Ratsadahn-Tempel werden von Beisteuern aus dem Volke erbaut. Zu diesem Zwecke wird gewöhnlich ein Ausrufer ausgesandt, welcher verkündet, daß in dem und dem Distrikte ein Tempel erbaut werden soll; alle guten Buddhisten werden zur Beteiligung an diesem frommen Werke eingeladen. „Kommet, ihr Reichen! Kommet, ihr Armen! Kommet alle und steuert, jenachdem ihr habt, bei!“ Bisweilen wird auch ein Rundschreiben herumgeschickt, in welchem Männer und Frauen herzlich aufgefordert werden, sich zu dem guten Werke zu vereinigen.

Die Anweisung eines Platzes zu dem Tempel muß in aller Form vom Könige erbeten werden, welcher allein die Macht hat, ein Grundstück unwiderruflich zu den Zwecken eines Buddhisten-Tempels zu weihen. Liegt der Platz in einer Provinz, so muß die Bitte durch den Statthalter eingereicht werden. Ist nun der Platz pflichtgemäß überwiesen, so wird mit acht runden Steinen — „luk nimit“ geheißen — nach den vier Haupt- und vier Nebenhimmelsgegenden ein Parallelogramm bezeichnet; über jedem dieser 8 Steine wird — gleichviel wie lange nachher — ein kleiner, rund abgedachter Ziegelbau errichtet, entweder quadratisch oder sechseckig, 4—6 Fuß (= 1,2—1,8 m)

in der Quere, etwa 5 Fuß (= 1,5 m) in der Höhe messend, mit 4 Portalen. Den Abschluß eines jeden solchen Baues nach oben bildet ein roter Sandstein oder Marmorstein, 16 bis 20 Zoll (= 40—50 cm) hoch, 10—12 Zoll (= 25—30 cm) breit, in Form eines Blattes behauen. Diese Steine heißen „bysema“ — „sema“ im Sanskrit = Grenze — und bezeichnen die Grenze des „obosot“, welches, obgleich abgesondert vom Wat erbaut, als dem Allerheiligsten der jüdischen oder der Kanzel der christlichen Gotteshäuser entsprechend angesehen werden kann. Dieses „obosot“ ist bestimmt, die heiligsten Götzenbilder aufzunehmen; kein Weib darf es betreten. Hier werden bei dem „Katin“ die königlichen Geschenke verteilt.

Die mit diesem Katin im Zusammenhang stehenden Festlichkeiten beginnen am 15. Tage des zunehmenden Mondes im 11. siamesischen Monate, d. h. etwa am 8. Oktober, und währen einen Monat hindurch.

Während dieser Katinfeste bietet der mächtige, stets belebte und fesselnde Menam vielleicht das imposanteste Schauspiel, was er überhaupt bieten kann: nämlich dann, wenn der König unter Entfaltung allen Glanzes zu den Tempeln auf der westlichen Seite hinüberfährt.

Zuerst werden die Tempel in der Stadt selbst besucht. Der erste von diesen war der Wat Buromanivet. Ich begab mich also früh am Tage dorthin, um noch vor Ankunft des Königs die getroffenen Vorbereitungen zu sehen. Die Tempelanlagen waren mit Seesoldaten und Infanterie besetzt; eine Menge von siamesischen Offizieren mit prächtigen Uniformen und Ordenssternen war da; ringsum drängten sich Männer, Frauen, Kinder, um womöglich einen Blick auf ihren Herrscher werfen zu können. Der Fußboden des Tempels war heute mit Matten belegt, und ein reichvergoldeter Armstuhl aus dem königlichen Palaste, mit gelbem Seidenüberzug, der das königliche Wappen in Stickerei zeigte, stand nahe am Altare. Daneben standen ein kleiner runder Marmortisch und einige Stühle für die Prinzen und das übrige Gefolge. Auf einem Tritte gegenüber, wo die Priester des Tempels sitzen sollten, lagen die königlichen Geschenke für dieselben aus, meist Packete gelben Stoffes zur Kleidung.

Kurz vor 11 Uhr Vormittags wurde der König in siamesischer, goldglitzernder Gala auf einem Tragsessel hereingetragen und verteilte die Geschenke. Danach hielt der Oberpriester eine Predigt und erflehte Buddhas Segen für den König.

Sieben Tage lang folgten nun ähnliche Feierlichkeiten in anderen hauptsächlichsten Wats. Aber alle wurden an Pracht und Wirkung überragt von dem Bootaufzuge, mit welchem der König zu den Tempeln auf dem anderen Flußufer überfuhr. Da entfaltete sich auf dem Menam aller Glanz, über den Bangkok verfügte, und gewährte in seiner strahlenden

Gesamtheit ein Schauspiel, wie es kaum irgendwo anders im verschwenderischen Osten dargeboten werden kann.

Hinter mehreren schönen Booten mit Prinzen und hohen Würdenträgern des Staates kam des Königs Barke, unendlich lang, mit hohem Vorder- und Hinterteil, reich geschnitzt und durchaus vergoldet, mit 120 Ruderern bemannt; letztere hatten sich schon seit einem Monate tagtäglich stromauf und stromab eingeübt und ruderten mit maschinengleicher Pünktlichkeit und Genauigkeit. Bei jedem Schlage hoben sie die Schaufeln ihrer Ruder über den Kopf empor. Die Zeit zum Senken und Heben der Ruder wurde in jedem Boote durch zwei Leute mit langen quastenverzierten Stangen gegeben. In der Mitte der königlichen Barke war ein erhöhter Sitz angebracht, auf welchem unter goldenem Baldachine der Herrscher thronte, „jeder Zoll ein König", umgeben von Dienern, welche ihm zu Füßen saßen und die königlichen Insignien trugen. Dahinter kamen noch wenigstens 50 andere königliche Barken, alle prächtig und groß, aber natürlich der mit dem Könige selbst nachstehend. In ihnen saß das vornehme Gefolge. In respektvoller Entfernung schwärmten auf allen Seiten festlich beflaggte Boote herum. Der Eindruck dieses Schauspiels und der Umgebungen — der Abglanz des wolkenlosen Himmels in dem mächtigen Strome, der jeden schimmernden Gegenstand auf seiner Fläche zu verdoppeln schien, die wehenden Flaggen und glitzernden vergoldeten Turmspitzen auf beiden Ufern — wird nie aus meiner Erinnerung schwinden.

Einen oder zwei Tage darauf ereignete sich der andere Vorfall, welcher jene Zeit meines Aufenthaltes in Bangkok bezeichnete und, wie schon bemerkt, einen auffallenden Gegensatz zu dem eben beschriebenen Feste bildete. Auch dieser Vorfall war eine „Staatsangelegenheit", aber eine etwas andere. Am 15. Oktober war ich eben vom Frühstücke bei meinem Freunde, Herrn Torrey, und seiner gastfreien Gattin in der amerikanischen Gesandtschaft zurückgekehrt, als Herr Salomon an meine Thüre anklopfte und mich in einem „garrie" zu einer Hinrichtung abholte. Vierzehn Tage vorher war nämlich Bangkok durch einen schrecklichen Mord, den eine Edelfrau an einer ihrer Dienerinnen begangen, erschreckt worden. Die Einzelheiten des Verbrechens sind zu gräßlich und ekelhaft, als daß sie hier erzählt werden könnten. Es genüge zu sagen, daß Eifersucht die letzte Veranlassung zu der mit teuflischer Grausamkeit ausgeführten Unthat war. Der Fall war ganz unzweifelhaft; das Todesurteil erfolgte, und der König, sonst abgeneigt, ein solches zu unterzeichnen, zauderte dieses Mal nicht. Wie üblich, war die Verurteilte drei Tage vor dem festgesetzten Zeitpunkte ihrer Hinrichtung in Ketten durch die Straßen gezogen und hatte ihre verbrecherische That und ihre gerechte Bestrafung aller Welt verkündet. Es hatte sich aber aus irgend einem Grunde das Gerücht verbreitet, daß der Urteilsspruch nicht vollzogen werden würde.

Indessen der Tag war gekommen, und die Gerechtigkeit erhielt freien Lauf. Wir fuhren also rasch zum Wat Ko, in dessen unmittelbarer Nähe die Hinrichtung auf einem Felde stattfinden sollte. Die ganze Straße dahin war voll von Leuten — Männern, Frauen, Kindern —, welche die auf 3 Uhr angesetzte Enthauptung sehen wollten. In der engen Gasse von der Hauptstraße zum Felde war geradezu ein Gequetsche — Siamesen, Chinesen, Malaien und ein paar Europäer suchten mit aller Gewalt hier durchzukommen, um einen Blick auf das verurteilte Weib werfen zu können.

„Wo ist sie?“ war die allgemeine Frage.

„Jedenfalls dort in dem Sala“, sagte Herr Salomon, „denn ich sehe dort eine Kompagnie Soldaten stehen“.

So bahnten wir uns denn, so gut wir konnten, einen Weg durch die dichte Menge, dichter, als ich je eine gesehen habe, rund um den Sala, die letzte Wohnstätte, welche die Verurteilte benutzen sollte. Es waren genug Soldaten da, um Ordnung zu halten, aber Ordnung gab es trotzdem nicht, und den Befehlen, wenn überhaupt welche erteilt worden sind, wurde nicht Gehorsam geleistet. Herrn Salomon, der seine volle Uniform als Polizeiinspektor trug, machte man aber doch etwas Platz, und ich folgte ihm so nahe als nur möglich. Wir stiegen hinauf, wo die Verurteilte auf dem Fußboden saß. Ihr Kopf wurde durch zwei lange Stangen rechts und links und zwei Querhölzer — eines davon unter dem Kinne, das andere hinter dem Nacken — festgehalten, so daß er nicht heraus konnte. Die Enden der Stangen reichten noch vorn hin auf den Boden und waren durch ein drittes Querholz verbunden. Die Hände waren mit Handschellen zusammengeschlossen, an den Füßen klirrten schwere Eisenketten. Ich näherte mich ihr bis auf zwei Fuß (= 60 cm); sie hielt ihr Gesicht zu Boden gekehrt; nur ein- oder zweimal blickte sie sich langsam um; es schien, als wäre ihr ein Einschläferungsmittel beigebracht worden; denn sie war sehr schlaftrunken und ganz gleichgültig. Drei ihrer Freundinnen saßen bei ihr, sprachen ihr Mut ein und stellten ihr vor, wie glücklich sie nun bald sein werde. Ein vor ihr sitzender Priester murmelte Gebete, denen sie nicht die geringste Aufmerksamkeit zu schenken schien. Der einzige empfindliche Teil an ihr war der Rücken, auf welchen sie in drei Abteilungen wohlverdiente 90 Hiebe empfangen hatte, die höchste zulässige Zahl. Viele überleben eine solche Züchtigung nicht.

Als wir alles gesehen hatten und mehr, als wir wünschten, begaben wir uns zum Hinrichtungsplatze selbst. Das Gedränge nach dem Sala war jetzt so arg, daß wir größere Mühe hatten herauszukommen, als hinein. Gerade, als wir uns dem Felde näherten, hörten wir ein lautes Krachen hinter uns: ein Teil des Salabodens hatte nachgegeben, und ein Haufen

Leute war durchgebrochen. Glücklicher Weise war niemand ernstlich verletzt worden. Während man die Folgen des kleinen Unglücksfalles wieder gut machte, war die Zeit der Hinrichtung da. Die Gefängniswärter, durch Soldaten begleitet, erschienen pünktlich 3 Uhr mit der Schuldigen. Die Soldaten stellten einen offenen Raum her, in dessen Mitte das Weib gesetzt wurde. Die zwei Stangen mit den Querhölzern wurden nun abgenommen, so daß ihr Kopf frei war, und sie mußte sich auf den Boden setzen mit dem Rücken gegen ein paar kleine Holzpfähle, an die ihre Oberarme und ihr Oberleib durch einen der Scharfrichter angebunden wurden. Es gab deren sechs, jeder in einer Scharlachjacke, am Rande mit Goldschnur besetzt, und mit Scharlachkappe. An ihrer Stirne hatten sie alle etwas weiße Kreide oder Kalk — ich weiß nicht aus welchem Grunde. Jeder war mit einem scharfen japanischen Schwerte bewaffnet. Ich fragte, warum so viele Scharfrichter gebraucht würden. Herr Salomon antwortete, dies sei eine Vorsichtsmaßregel, im Falle dem ersten oder zweiten der Hieb mißlinge.

Nachdem der erste Scharfrichter die Frau an die Pfähle gebunden hatte, schnitt er ihr langes Haar ab, so daß ihr Nacken deutlich sichtbar wurde. Danach knetete er etwas Thon und verstopfte ihre Ohren, damit sie den vorgehenden Lärm nicht hören sollte; auch die Nase wurde ihr verstopft. Auf die Stelle, wohin der Hieb fallen sollte, legte der Scharfrichter auch etwas Thon. Während dieser Vorbereitungen rief die Frau laut: „Nehmt mir das Leben rasch! Nehmt es rasch!“

Nun erfolgte eine Art Tanz, indem die Scharfrichter hinter einander in kurzer Entfernung von dem Opfer ein- oder zweimal vor- und rückwärts tanzten und die Schwerter in der Luft schwangen. Hierauf sprang der erste von ihnen vorwärts und trennte mit einem einzigen Streiche den Kopf vom Körper. Ein Blutstrom spritzte aus dem Halse empor, während das Haupt auf dem Boden gerade auf uns los rollte, bis es beinahe unsre Füße berührte. Die Menge zerstreute sich nun langsam; hier und da murmelte man: „Sie hat ihren Lohn!“ Sogar bei ihren Verwandten wurde kein Wort des Bedauerns laut.

Jetzt machten sich die Scharfrichter daran, ihr Werk zu vollenden. Anstatt die Ketten um die Füße der Frau loszuschließen, hieben sie einfach die Hacken ab, und die Ketten fielen von selbst ab. Dann wurde der Körper zerstückelt und die Fleischteile von den Knochen getrennt, ganz ähnlich wie es mit den Leichen der Armen am Wat Sikhet geschah. Die zerfetzten Reste blieben den Geiern, der Kopf wurde der Sitte gemäß auf eine hohe Bambusstange gesteckt, so daß er von allen Seiten des Feldes her gesehen werden konnte.

Elftes Kapitel.

Auf nach Norden! — Bangkok vom Flusse aus bei Nacht — Eine riesige Buddhabildsäule — Paknam Po — Mit Stangen stromauf — Ban Put Pisai — Wie man einen Gouverneur findet — Toter Häuptling auf Verbrennung wartend — Tauchen nach Muscheln — Seltsamer Zauber — Überschwemmt — Verlust des Bootes — Gebet um glückliche Reise — Ausreißer — Aussicht vom Flusse aus — Ankunft zu Kamp heng Pet — Mittag bei dem Gouverneur — Schein-Champagner — Mondfinsternis — Großer Tempel in Ruinen — Natur und Kunst.

Am 9. November 1881 verließ ich Bangkok in einem mir vom Könige gütigst zur Verfügung gestellten kleinen Dampfer unter dem Kommando des Kapitäns Richelieu. Ich sollte mit meinen Leuten so weit, als der Fluß fahrbar war, vordringen. Außer Kao, meinem Dolmetscher, hatte ich einen chinesischen Koch, der eine unselige Schwäche für starke Getränke besaß, und zu meiner persönlichen Bedienung zwei chinesische Burschen, Namens Yang und Kien, welche zwar etwas furchtsam waren, aber sich beide als treue Diener erwiesen. Beide bereiteten sich dadurch zur Reise vor, daß sie sich von den Priestern eines der „luk sakhot" genannten Zaubermittel geben ließen, das sie als den höchsten ihrer irdischen Schätze ansahen. Kien war ein auffallend hübscher Bursche; obgleich er sich als Chinesen bezeichnete, bin ich doch sicher, daß er europäisches Blut in seinen Adern hatte.

Ich erinnere mich des Tages genau: nach scheinbar fast endlosen Verzögerungen und nach einer Krankheit, welche meine lange beabsichtigte Reise vollkommen zu vereiteln drohte, befand ich mich endlich unterwegs — dank der Geneigtheit und thätigen Mitwirkung des Königs selbst, während S. Hoheit Tschau Fa Maha Mala, der Minister des Nordens, mich mit einem offenen Briefe an die Beamten der Distrikte, welche ich durchreisen mußte, und an die Häuptlinge der Tributstaaten ausgerüstet hatte; alle wurden darin aufgefordert, mir zur Fortsetzung meiner Reise Erleichterungen zu gewähren.

Klar zeichnete sich vom hellblauen Himmel die königlich englische Standarte ab, welche zu Ehren des Geburtstages Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Wales über der englischen Agentur wehte. Der Tag selbst war, wie ich meinte, von guter Vorbedeutung, und das Wetter vollkommen schön. Es war Abend, und als der strahlende Tag den schnell herabsinkenden Schatten der tropischen Nacht wich, erhob sich glänzend der Vollmond über die Stadt der goldenen Tempel und warf einen langen Silberstreifen über die breiten Fluten des Menam. Langsam dampften wir stromauf. Hunderte von Lichtern schimmerten durch die Fenster der langen, auf beiden

Flußufern meilenweit sich ausdehnenden Häuserreihen; über das Wasser her drangen hier und da Laute von Vergnügungen und schwacher Widerhall der musikalischen Begleitung bei Tänzen und Lakon-Vorstellungen in den einheimischen Theatern.

Allmählich entschwanden die zitternden und flackernden Lampenflämmchen unserem Auge, und das Funkeln der Sterne am dunklen Himmel, deren strahlendes Bild auf der noch dunkleren Wasserfläche sich abspiegelte, verbunden mit der mächtigeren Lichtflut des aufgehenden Mondes bot einen ergreifenden Anblick. Ringsum herrschte der tiefste Nachtfrieden; die Scene war in der That poesievoll — da ertönte plötzlich der Schrei: „Ruder verloren!“ Das hätte auch den gefühlvollsten Schwärmer zur prosaischen Wirklichkeit zurückgebracht! Der Ruf erschallte aus einem Boote, welches unser Dampfer schleppte, und welches S. Hoheit Prinz Devan mir gütigst geliehen hatte, damit ich auf ihm meine Reise fortsetzen könnte, wenn der Fluß für den Dampfer zu seicht würde. Die Maschinen wurden angehalten, und zur Ausbesserung des Schadens wurde ein Mann in das Boot geschickt. Glücklicher Weise fand sich, daß nicht das ganze Ruder, sondern nur die Ruderpinne verloren war. Aber schon eine halbe Stunde später erhob sich wieder dasselbe Geschrei, und diesmal mit nur zu gutem Grunde. Kapitän Richelieu mußte noch zwei Leute in das Boot senden, welche es mit Handrudern steuern sollten.

Früh am folgenden Tage erblickten wir in der Ferne nach Nordosten zu das Gebirge Pra Bat („Pra“ = Herr oder heilig, „Bat“ = Fuß), so genannt nach dem berühmten Fußabdruck Buddhas, welcher in der trockenen Jahreszeit das Wallfahrtsziel so vieler Tausende von Siamesen bildet.*)

Ungefähr eine Tagereise von dem Punkte, den wir erreicht hatten, befindet sich das Wat Tja Jo, mit einer riesigen weiß angestrichenen Buddhafigur, deren Kopf und Oberkörper über den dichten Waldwuchs am Ufer des Stromes emporragt und vom Flusse aus deutlich gesehen wird.

In Zwischenräumen von nur wenigen Meilen sind die Flußufer mit Dörfern besetzt. Der Menam fließt hier durch eine niedrige Anschwemmungsebene, welche dicht bevölkert und mit Tempeln und Pratschedis übersät ist. Die kegelförmigen Türme derselben unterbrechen anmutig die Einförmigkeit des Anblicks. Das Land ist sehr fruchtbar, aber vom Flusse aus ist kein Zeichen von Anbau zu sehen, indem die Reisfelder etwas vom Wasser entfernt hinter Dörfern und Waldungen versteckt liegen.

Allmählich wurde der Strom seichter, und häufig erschwerten Sand-

---

*) Ein vorzüglicher Aufsatz über dieses Pra Bat aus der Feder des britischen Agenten zu Bangkok, Palgrave, ist erschienen in Macmillan's Magazine, 1883.

künkt die Fahrt. Die Wirkung der trockenen Jahreszeit äußerte sich nicht bloß in der schnellen Verminderung der Wassermasse des Menam, sondern auch in der runzeligen Erscheinung der Blätter, welche ihr glänzendes, glattes Grün zu verlieren begannen.

Nachdem wir vier Tage mit einer Schnelligkeit von etwa 6 Meilen (= ca. 9,6 ko) in der Stunde gegen eine Strömung van 4 Meilen (= ca. 6,4 ko) gefahren waren, erreichten wir Paknam Po. Diese Stadt liegt an der Vereinigung des Menam mit dem Menam Jai oder Großen Menam, welch letzterer aber trotz seines Namens an Schiffbarkeit seinem Bruderstrome nachsteht. Hier verabschiedete ich mich von Kapitän Richelieu und seinem bequemen Dampfer; es begann nun die zweite Abteilung meiner Reise in Prinz Devan's Boote mit einer Bemannung von 9 Köpfen. Ein zweites Boot mit vier Leuten und meinem Gepäcke folgte. Zur Fortbewegung der Boote wurden keine Ruder angewendet, sondern Stangen; nur mühsam und langsam kamen wir in dem seichten, schnell strömenden Wasser vorwärts. Die Schnelligkeit des Stromes war in der That sehr überraschend; denn noch immer behielt das Land zu beiden Seiten des Flusses viele Meilen weit den Charakter einer niedrigen angeschwemmten Ebene, und überdies war ja die trockene Jahreszeit eingetreten. Wir brauchten dritthalben Tag, um nach dem nur 20 Meilen (= ca. 32 km) oberhalb Paknam Po gelegenen Ban Put Pisai zu kommen. Hier begab ich mich auf den Weg zum Gouverneur. Unterwegs erfuhr ich von einigen siamesischen Frauen, der Gouverneur sei tot, und alle Männer des Ortes fällten im Walde Holz zu den Bauten, welche bei den Festlichkeiten der bevorstehenden Gründungsfeier Bangkoks errichtet werden sollten. Trotzdem entschloß ich mich zu einem Besuche der Gouverneurswohnung; sie unterschied sich, wie man mir sagte, von den anderen Wohnungen durch ihren großen, von drei ungeheuren Tiekbäumen gebildeten Eingang: zwei stünden aufrecht, der dritte sei quer über die beiden anderen gelegt. Derartige einfache, massive Thorwege, hoch genug, um den größten Elefanten durchzulassen, sind überall in Siam an den Wohnungen der Stadt-Gouverneure als Zeichen ihrer Würde angebracht. Bisweilen entfernen sie sich ein wenig von der strengen Einfachheit der erwähnten Anordnung der Stämme und



Eingang zu einer Gouverneurswohnung.

nehmen die Form an, welche die umstehende in Radburi gefertigte Zeichnung darstellt.

Die Wohnung selbst setzte sich aus einer Reihe von Bambusbauten zusammen, welche auf Holzpfählen ruhten und durch Planken mit einander verbunden waren. Auf einem offenen Platze im Mittelpunkte der Gebäude befand sich ein großer Tritt, welcher den Eingang bildete. Hier saß die Witwe des Gouverneurs. Bei meiner Annäherung erhob sie sich plötzlich und verschwand eilig im Hauptgebäude, wo sie sich einriegelte. Die anderen Frauen jedoch, etwa ein Dutzend an der Zahl, Kebsweiber des Verstorbenen, setzten ruhig ihre Unterhaltung, welche im Kartenspiel bestand, fort; um sie her standen Gruppen von Kindern, gleich als ob sie schon die Grundzüge des beliebten Zeitvertreibes beherrschten. Alle die Frauen waren in tiefer Trauer, d. h. sie trugen schneeweiße Kalikokleidung und hatten den Kopf ganz kahl rasieren lassen. Das verlieh ihnen ein sehr abstoßendes Äußere; ein Phrenolog aber hätte die schönste Gelegenheit gehabt, ihre Schädelbildung zu studieren. Sie kümmerten sich wenig oder gar nicht um mich, bis Kao sie anredete. Hierauf antworteten sie, eine nach der anderen, daß sie nichts thun könnten; der zweite Gouverneur*) sei mit den Männern im Walde; es stehe mir frei, auf seine Rückkehr zu warten oder fortzugehen.

Ich konnte sagen, was ich wollte: sie verharrten in ihrer unthätigen Zurückhaltung. Ich überlegte, welchen Schritt ich zunächst thun sollte, als ein gefälliger alter Chinese herbei kam und sich erbot, mit einem meiner Leute den Häuptling im Walde zu suchen und zu mir zu führen.

In einem offenen Raume, unmittelbar am Hauptgebäude, stand auf hohem Tiekgerüste der Sarg mit den Resten des toten Gouverneurs und wartete der Verbrennung, für welche den Priestern Befehle aus Bangkok in Aussicht standen. Die Leiche hatte schon 7 Monate dort gelegen, und wahrscheinlich war nur noch sehr wenig von ihr vorhanden; im Boden des Sarges war, wie üblich, eine Bambusröhre angebracht, welche die flüssigen Zersetzungsprodukte der Mutter Erde zuführte.

Bis der zweite Gouverneur herbei kam, unternahm ich mittlerweile einen Gang in das benachbarte Dschangel und fand eine Anzahl Muscheln, meist vitrina und bulimus, stieß jedoch auf nichts Neues. Erst am nächsten Morgen kam der Erwartete. Sofort gab er Befehle, mir neue Mannschaft zu verschaffen, so daß ich meine Reise ohne längeren Aufenthalt fortsetzte.

---

*) Die Titel der verschiedenen Beamten, mit denen man auf einer Reise in Siam zusammentrifft, sind: „Tschau muang", immer im Range eines „Pya", der Gouverneur einer Stadt oder einer Provinz; „Palat jai", Häuptling eines großen — „Palat rong", eines gewöhnlichen Dorfes; „Kam nan jai", kleiner Häuptling; „Kam nan rong", Häuptlingsassistent (niedrigste Würde).

Am folgenden Nachmittage wurde Ban (= Dorf) Den erreicht. Hier gab es wieder eine Unterbrechung, weil wieder andere Bemannung gemietet werden mußte; denn die Leute wollten nicht über die Grenze ihres eigenen Distriktes hinausgehen.

Große Exemplare von unio (Flußperlmuschel) sind hier sehr häufig. Die Eingeborenen holen sie durch Taucher aus dem Flusse, werden dabei aber ungemein durch die von ihnen sehr gefürchteten Krokodile gehindert. Sie verkaufen die Muscheln an die Chinesen; letztere schätzen dieselben sehr wegen der Perlmutter.

Der Gouverneur des Ortes gab mir einen eigentümlich zusammengedrehten Baumzweig, der eine vollkommene 8 bildete. Ob das ein zufälliges Naturspiel war, oder ob man, was wahrscheinlicher ist, den jungen Schoß künstlich so geflochten hatte, konnte ich nicht ergründen. Man versicherte mir aber, daß solche Dinge ein wertvolles Arznei- oder Zaubermittel seien — eine wirkliche Panacee für alle Arten von geistigen wie körperlichen Übeln.

Indessen half mir der Zauber nicht viel: vielleicht weil mir der Glaube daran fehlte. Anderseits hätte ich versucht werden können, ihm eine ganze Reihe von Widerwärtigkeiten, die mich bald nachher trafen, zur Last zu legen. Gleich in der ersten Nacht nach unserer Abreise von Ban Den wurden wir durch einen furchtbaren Regenguß beinahe ertränkt. Trotz der herrschenden „trockenen Zeit" ließ Jupiter Pluvius seine Macht gründlich fühlen: es regnete nicht „mit Wassereimern", sondern in einem ununterbrochenen Strome. Die Schleußen des Himmels öffneten sich, und mein Boot war keine schützende Arche. Es füllte sich mit Wasser, und Schlaf kam gar nicht in Frage. Nach unaufhörlichem Schöpfen versuchte der Koch etwas Reis zu einem zeitigen Frühstücke zuzubereiten. Aber nur dadurch, daß wir mit größter Sorgfalt das wenige trockene Brennholz, dessen Beschaffung er ermöglichte, behüteten und den Feuerplatz fortwährend mit einem Regenschirm schützten, glückte ihm sein Beginnen.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Das zweite Boot, in welchem zwei Leute zur Hut des Mundvorrates gelassen worden waren, wurde in der Nacht, während die beiden Männer schliefen, und die übrigen wie gewöhnlich mit ihren Stangen am Ufer waren, weggeschwemmt. Erst am Morgen hörte ich das Unglück; es stellte sich heraus, daß das Boot eine Strecke lang ruhig stromab geschwommen und dann in die Strudel geraten war, bevor die Männer erwachten und ihre Gefahr sahen. Ihre Hülferufe waren nicht zu meinen Ohren gedrungen, und die anderen Eingeborenen bekümmerten sich, wenn sie überhaupt das Geschrei gehört haben, mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit nicht um das Geschick ihrer Landsleute. Wenig-

stens machten sie keinen Versuch, Männer und Boot zu finden, bis ich am Morgen erwachte. Glücklicher Weise war das Boot an einen im Flusse festgerammten Baumstamm angefahren, an welchem sich die Leute die ganze Nacht hindurch festhielten. Abgesehen davon, daß sie wie gebadete Mäuse trieften und tüchtige Angst ausgestanden hatten — für die Zukunft eine heilsame Warnung gegen sorgloses Anbinden des Bootes — befanden sie sich ganz wohl, obgleich sie nur ganz knapp dem Verderben entronnen waren. Eine große mit Zinnblech überzogene Reiskiste freilich und eine andere mit getrocknetem Fisch, der mehrere Monate hätte reichen können, waren aus dem Boote gefallen und verloren.

Ein weiteres Mißgeschick stellte sich im Laufe des nächsten Tages heraus: das Boot war sehr leck. Die Salzsäcke wurden naß, und das ganze Salz zerfloß, so daß auch nicht ein Körnchen blieb. Die getrockneten Fische schwammen. Alle Versuche, das Leck zu verstopfen, schlugen fehl. Schließlich mußte ich Kao zum nächsten Dorfe, Ban Krue, vorausschicken und ein anderes Boot nebst Lebensmitteln holen lassen.

Unterdessen erbaten meine Leute Urlaub, um an dem Altare Santschau Taw Hok opfern zu können. Hier, auf dem linken Ufer des Flusses, auf einem freien Platze im Walde, nahe an einigen mächtigen Bäumen, hatten die Siamesen zwei kleine Weihkapellen errichtet, wie man sie ganz ähnlich in Italien und Tirol trifft. Einer nach dem andern von der Mannschaft begab sich hin und betete für glückliche Reise; jeder opferte eine Kokosnuß oder ein paar wohlriechende Brennstöckchen, welche letzteren angezündet und in kleine auf dem Altare stehende Töpfe gesteckt wurden. Der Altar selbst sah schäbig aus und verschwand fast ganz unter Flaggen und Fetzen, Buddhafiguren, Puppen und anderen Geschenken der Eingeborenen.

Ungefähr zu Mittag langten wir in Ban Kem an, wo ich nur so lange zu weilen beabsichtigte, bis wir einen Imbiß eingenommen hätten. Aber meine Leute, entschlossen, für ihre Gebete zu Santschau Taw Hok Erhörung zu finden und keinen weiteren Gefahren auf dieser Reise entgegen zu gehen, machten sich alle mit Ausnahme von zweien aus dem Staube, und ich mußte mich an den Kam nan jai wenden, um Ersatz zu erhalten. Der eigentliche Häuptling hatte sich nämlich nach Kamp heng begeben. Sein Assistent zeigte sein Gefühl für die auf ihm ruhende Verantwortlichkeit durch solche Verschleppung der Angelegenheit, daß es Nacht war, ehe ich eine neue Mannschaft zusammen hatte.

Folgenden Tages erreichten wir Krong Krung, einen fast nur in seinem Namen bestehenden Ort: er war nämlich bloß der zeitweilige Aufenthalt eines birmanischen Holzhändlers und weniger Siamesen während der zum Gewinnen von Baumharz passenden Jahreszeit. In der Nacht entlief

meine neue Mannschaft samt und sonders, und da es unmöglich war, Ersatz zu finden, wo es keine Bevölkerung gab, mietete ich von den siamesischen Händlern ein leichtes Boot und sandte Kao zwei Tagereisen weit voraus nach Kamp heng Pet an den Gouverneur mit der Bitte, mich mit frischer Mannschaft zu versorgen. Des nötigen Nachdruckes wegen gab ich meinen Regierungspaß mit. Zum ersten und beinahe letzten Male lernte ich hier siamesische Pünktlichkeit kennen, welche Thatsache pflichtgemäß aufgezeichnet werden muß: Kao verließ mich am 27. November und kam am 2. December mit 12 Mann wieder; ohne viel Schwierigkeit hatte er den Häuptling von Kamp heng Pet bewogen, sich meiner anzunehmen. Zwei Tage später langte ich in diesem Orte an; er ist von Paknam Po auf dem Flusse etwa 100 geographische Meilen (= ca. 742 km) entfernt, und um diese Strecke zurückzulegen, waren infolge der teils durch die natürliche Schnelligkeit der Strömung, teils durch die natürliche Langsamkeit der Leute veranlaßten Aufenthalte 21 Tage nötig gewesen. Die Geschwindigkeit der Strömung ist um so merkwürdiger, weil das Land zu beiden Seiten des Flusses niedrig und flach ist, auf den unbewohnten Strecken bedeckt mit üppigem Graswuchse oder dichtem Walde. Von Kamp heng Pet an werden die Berge von Raheng sichtbar, aber unterhalb des genannten Ortes giebt es nicht viel Abwechselung in der Landschaft. Das Land scheint nur dünn bevölkert zu sein, wenn mir auch der Gouverneur von Kamp heng Pet versicherte, es gebe 68 Dörfer zwischen diesem Platze und Paknam Po. Auf jeden Fall zeigt sich wenig Unternehmungsgeist bei dem Volke; die zwei Versuche, welche zur Verwertung der hier befindlichen bedeutenden Tiekwälder gemacht worden sind, gehen in letzter Linie auf birmanische Anregung von Mulmen oder Rangun zurück.

Unmittelbar nach meiner Ankunft zu Kamp heng Pet begab ich mich zum Gouverneur, um ihm meinen Dank für seine schnelle Erledigung meines Anliegens abzustatten — einen Dank freilich, welcher durchblicken ließ, daß ich noch mehr Gunstbeweise von ihm erhoffte und dieselben bereits als geschehen betrachtete. Mußte ich ihn doch um Besorgung einer Unterkunft für die Nacht und um Bestellung anderer Leute zur Fortsetzung meiner Reise am nächsten Morgen bitten.

Der Gouverneur hatte die Güte, mir durch einen Beamten ein Sala, in welchem ich mein Heim aufschlagen konnte, anweisen zu lassen. Ehe ich mich aber verabschiedete, lud er mich für den nächsten Tag zum Mittagsmahl ein. Dieser Einladung folgte eine Anfrage an mich, ob ich meinen Koch entbehren könne, damit letzterer die Mahlzeit zubereiten helfe, und eine zweite Frage unter der Hand an Kao, ob ich Champagner hätte; der Gouverneur wünsche ein paar Flaschen zu kaufen. Ich hatte nun freilich keinen

Sekt, verriet das aber dem Gouverneur nicht, sondern sendete ihm mit verbindlichstem Gruße vier Flaschen Zoedone.

Die Mittagsgäste des Gouverneurs beschränkten sich auf den zweiten Gouverneur und meine Wenigkeit. Die beiden Beamten trugen volle siamesische Hoftracht bis herab zu den weißen Strümpfen und den Schnallenschuhen. Die allgemeine Umgebung war allerdings nicht von hochfeiner Beschaffenheit.

Die Tafel war mit einem Streifen weißen Kalikos, welcher ein Tafeltuch vertreten mußte, bedeckt, und in gehöriger Weise mit Silberzeug und Bestecken geziert; altmodische Becher dienten als Weingläser. Die Speisen waren gut, und die Bedienung würde einem Hotel ersten Ranges Ehre gemacht haben. Kao, selbst ein erfahrener Meister der Küche, hatte meinem Koche geholfen, und beide hatten für sich, für ihren Herrn und für ihren Lehrer Ehre eingelegt. Es gab zuerst Hühnersuppe, dann Hühnerkoteletten, Geflügelpasteten, Schweinebraten und gefüllte Ente, zum Nachtische Biskuit und siamesisches Zuckerwerk. Der „Champagner“ machte bedeutenden Effekt. Als Kao die Flaschen entkorkte, schäumte die Flüssigkeit wahrhaft herzerhebend und entlockte den beiden siamesischen Beamten die Bemerkung, sie sei sehr fein. Im ganzen verging der Abend sehr lustig, sollte aber nicht so angenehm enden. Gleich nach Mitternacht, als ich eben von der gastfreien Tafel des Gouverneurs zurückgekehrt war, störten mich die Töne von Trommeln und Gongs, begleitet von sinnlosem Schießen auf allen Seiten. Hastig stand ich auf und eilte zu einem Tempel gegenüber meinem Sala. Hier fand ich die Priester vollzählig versammelt, inmitten einer aufgeregten Menge von Eingeborenen, alle nach dem großen Drachen starrend, der den Mond verschlinge, und aus Leibeskräften bemüht, dieses Unglück durch schauderhaften Lärm abzuwenden. Mit anderen Worten: es war eine Mondfinsternis. Daher der plötzliche Lärm, der meine Ruhe zu so unzeitigem Ende gebracht hatte.

Am 7. December schied ich von Kamp heng Pet mit angenehmsten Erinnerungen an meinen Aufenthalt. Einige Stunden lang mußten nun unsre Kähne gegen starke Strömung geschoben werden. Dann kamen wir zu dem Dorfe Nonkling, in dessen Nähe die Trümmer eines großen Tempels, des „Wat Awat“, sich befinden. Er soll vor 400 Jahren erbaut worden sein, als Kamp heng ein Königreich war. Aber alle Herrlichkeit der Erde ist wie Gras: der Stempel der Vergänglichkeit ist diesem wie unzähligen anderen Überbleibseln früherer Größe aufgedrückt, und zwar um so deutlicher und offenbar unauslöschlicher, je weiter nach Norden man vordringt. Bis der Strom der Civilisation umkehrt oder, in seinem westlichen Laufe verharrend, zuletzt in voller Kraft seinen einstigen Ausgangspunkt im Osten erreicht,

werden diese Gegenden die verborgenen Denkmale entschwundenen Ruhmes von längst vergangenen Geschlechtern sein. Bis die Kultur des Westens die toten Reste derselben Civilisation des Ostens, welche die Wiege der ersteren war, dem Leben zurückgiebt, wird dieser Teil Asiens nie seine unermeßlichen natürlichen Fähigkeiten entfalten.


Buddha predigend.

Ich brannte darauf, das alte Wat, diesen Überrest aus längst vergangener Zeit, zu sehen. Aber die Eingeborenen legten mir alle möglichen Hindernisse in den Weg: es sei weit entlegen im Walde und wegen zahlloser Wassertümpel unzugänglich. Trotzdem beschloß ich, die angeblichen Gefahren des Waldes und Wassers zu bestehen und bewog, um sparsam mit meinen Stiefeln umzugehen, einen der Beamten, mir ein Pferd zu leihen. Letzteres bekam ich, aber ohne Sattel und Zaum: ein Pferd war eben nur ein Pferd, ohne solche Zuthaten. Ein sattelloses Roß war jedoch immer noch besser als eine Fußwanderung durch Urwald mit tiefem Schlamme und gelegentlichen knietiefen Wasserlachen. Nach Überwindung eines derartigen, zwei Meilen (= ca. 3,2 km) langen Weges fand ich denn die Tempelruinen.

Die von den noch stehenden Mauern eingeschlossene Fläche bezeugte die frühere große Ausdehnung des Gebäudes; sein Alter verriet sich in der Beschaffenheit des Mauerwerkes, welches aus Blöcken groben rotbraunen Sandsteins, 18 Zoll (= ca. 45 cm) lang und 6 Zoll (= ca. 15 cm) breit und dick, bestand. Auf jeder Seite des ehemaligen Haupteinganges befanden sich, in Stein gehauen, zwei Ratschasis — Ungeheuer, an Löwen erinnernd, in

der buddhistischen Litteratur heilig, als die mächtigsten Geschöpfe der Welt angesehen. Innerhalb der Außenmauern erblickte ich die Trümmer einer Menge von massiven Pfeilern, von denen nur kurze Bruchstücke sich erhalten hatten. Bronzefiguren von Buddha waren allüberall zerstreut; meist hatten sie einen Arm oder den Kopf verloren. Später erfuhr ich von den Priestern zu Nonkling, daß die erlesene Auswahl von Buddhabildsäulen, welche früher hier vorhanden gewesen, nach und nach von frommen Geistlichen und Wallfahrern weggeholt und an verschiedene Tempel geschenkt worden waren. Der Oberpriester erlaubte mir, ein paar Figuren mitzunehmen — darunter einen schönen Buddha in königlicher Haltung, die Hände zum Predigen erhoben (s. die umstehende Abbildung; mehr hierüber Kap. 22).

Unter den Ruinen befinden sich mehrere Türme oder Pratschedis, meist in sehr verfallenem Zustande, aber in vielen Fällen mit eigentümlichen Dachformen: anstatt nämlich, dem gewöhnlichen Gebrauche gemäß, von einer Spitze überragt zu werden, war das Dach oben gerundet oder abgeflacht wie ein gotisches Dach, dem die Spitze abgeschnitten ist.

In jeder Mauerspalte dieser Bauten wuchsen Pflanzen — Farnkräuter, Gräser, Schlingpflanzen, hin und wieder sogar große Bäume, majestätisch die Trümmer überragend; die Natur hatte, gleichsam aus Scham über die Zerstörung, welche sie an den Werken von Menschenhand geübt hatte, ihr Bestes gethan, die Schäden zu verhüllen und gleichzeitig die Überlegenheit ihrer unvergänglichen Verjüngung zu beweisen, während die schönsten Schöpfungen von Menschenhand dem unaufhaltsamen Untergange verfielen.

War die Nähe dieser Ruinen die Ursache oder nicht — genug, der Gouverneur von Nonkling schien ganz besonders fromm zu sein: er hielt sich so streng an den Buchstaben, wenn nicht an den Geist der Lehre Buddhas, daß das Gebot: „Du sollst keinem Dinge das Leben nehmen" ihn veranlaßte, meine Bitte um Lieferung einigen Geflügels abzuschlagen. Endlich überwand er seine Gewissensbedenken insoweit, daß er mir erlaubte, die Vögel, die ich brauche, zu schießen, unter der Bedingung, daß ich die Eigentümer dafür bezahlte — eine Bedingung, welche mir als Europäer nicht so unvernünftig erschien, wie sie vermutlich orientalischer Auffassung vorkam.

Zwölftes Kapitel.

Raheng — Die Hauptstadt Nordsiams — Hazardspiel auf der Straße — Merkwürdige Höhle — Wichtige Militärstation — Sträflinge bei der Arbeit — Holzhandel — Waldbrände — Handel zu Raheng — Eisenbahnprojekt — Bahn von Bangkok nach Raheng — Ihre Zukunft — Arbeiterfrage — Chinesen als Arbeiter — Essen bei dem Gouverneur — Siamesische Münzen.

Am 10. December erreichte ich Raheng, wie Kamp heng Pet Sitz zweier Gouverneure und bei weitem die wichtigste Stadt in Obersiam, mit einer Bevölkerung von etwa 9000 Seelen. Sie ist in drei deutlich geschiedene Bezirke geteilt, deren je einer von Siamesen, Laoten und Birmanen bewohnt wird.

Raheng liegt auf dem linken Ufer des hier über 400 Fuß (= ca. 120 m) breiten, aber etwas unterhalb der Stadt durch Sandbänke gesperrten Flusses und ist, wie alle siamesischen Städte, regel- und planlos gebaut. Hütten, Holzbuden und etwas bessere Häuser stehen in schönster Unordnung durcheinander, jedes eben da, wo der Zufall oder die Laune seines Eigentümers ihm den Platz anwies. Es giebt keine eigentlichen Straßen, sondern enge Gassen oder besser Durchgänge zwischen den Häusern, mit Schmutz aller Art verstopft und in ihrem Zusammenhange den Windungen und Drehungen und unerwarteten Ecken und Hindernissen eines künstlich angelegten Labyrinthes ähnelnd. Hier und da verstreut liegen kleine Holzbuden und Holzschuppen, in denen den ganzen Tag über Frauen sitzen und auf Kunden warten, die ihnen ihre Waren abkaufen oder umtauschen — ein ergötzliches Durcheinander von getrockneten Fischen in allen Stadien der Verwesung; Früchten, ebenso oder noch mehr verdorben als die Fische; Zuckerwerk, Kalikoballen, Eisengeräten und noch anderem verschiedenen Krimskrams. In Zwischenräumen stößt man auf Arrakfabriken, in denen das volkstümliche Getränk „Samschu" aus gegohrenem Reis hergestellt und zum Trinken in und außer dem Hause verkauft wird. Nächstdem kommt etwa eine Spielhölle, wo die Eingeborenen — Männer Weiber und Kinder — ihrer Gier nach Glücksspiel und Wetten in vollstem Maße fröhnen können. Die sogenannten Straßen wimmeln von Kindern, welche ganz nach ihrem Belieben herumkriechen und herumlungern, und es ist nicht ungewöhnlich, daß sieben- oder achtjährige „Kleine", anstatt, wie verlangt wird, über das Wohl und Wehe der noch „Kleineren" ihrer Familie zu wachen, sich zusammenthun und mit allem erdenklichen Eifer auf das Glück älterer Spieler wetten. Es ist ein Spiel im Spiele. Würfelspieler setzen ihr Vermögen auf das Werfen einer

höheren Augenzahl oder eines Gewinners, und die Zuschauer wetten wieder auf das Glück der Würfelspieler.

Die Chinesen verwerten diese Spielleidenschaft zu ihrem Nutzen. Sie bieten alle Erleichterungen dazu, laufen selbst keine Gefahr möglichen Verlustes und ziehen von denen, welche ihre „Etablissements“ besuchen, großen Gewinn. Ein Lieblingsspiel ist folgendes: Ein kleines Brett wird in 8 Vierecke geteilt, auf deren jedes ein verschiedenes Tier gemalt ist. Die Spieler werfen Würfel, deren Seiten Bilder zeigen, die denen auf dem Brette entsprechen. Fallen die Würfel so, daß ihre obere Fläche dasselbe Bild zeigt, wie die Vierecke, auf denen sie liegen bleiben, so gewinnt der Spieler; andernfalls verliert er. Es giebt aber zahllose Abwechslungen des Spieles, und unendlich sind die Berechnungen, welche die Teilnehmer hinsichtlich der sich ergebenden Möglichkeiten zu machen haben. Auch Kartenspiel — mit kleinen, schmalen chinesischen Karten — ist bei alt und jung sehr verbreitet.

Der Verkehr, ohnehin infolge der Schneckengassen stets sehr erschwert, wird oft gänzlich gesperrt durch Haufen von erpichten Spielern; Leute, welche vielleicht zum Einkaufe von irgend welchen Lebensmitteln ihre Behausung verließen, halten unterwegs an, verlieren ihr Geld und müssen mit leeren Händen umkehren oder versuchen durch Fischen im Flusse ein Etwas zu erlangen, womit sie ihre Töpfe füllen können.

Das bequemste und vornehmste Gebäude in der Stadt ist der neue Gerichtshof, in welches der Gouverneur mich einquartierte. Der Bau wurde schon vor einigen Jahren begonnen; wie es jedoch in Siam Sitte zu sein scheint, zu beginnen und nie zu enden, so war auch dieses Gebäude noch bei weitem nicht fertig, und dem Anscheine nach bestand keine Lust, das Werk fortzusetzen. Mittlerweile hielten die Beamten ihre Sitzungen in einem offenen Schuppen nahe dabei.

Die Umfassungsmauern des Gerichtshofes waren von Ziegeln, weißgetüncht, und die innere Ausstattung von Tiekholz. Die Decke der luftigen Räume wurde von massiven Pfeilern getragen; viele derselben zeigten in Schnitzerei die beliebten und allbekannten allegorischen Figuren, welche man in ganz Siam und Lao überall antrifft.

Außer diesem Gebäude kann die Stadt keinen Bau von einiger Bedeutung aufweisen. Ihre Tempel sind weder alt noch schön; am bemerkenswertesten ist vielleicht der Wat Doi Hoa Diet. Wenige Meilen außerhalb der Stadt stehen die Trümmer von ein paar Tempeln, die angeblich erst vor 80 Jahren gebaut wurden, aber schon in völligem Verfalle begriffen sind. Der Platz ist insofern wichtig, als er die Begräbnisstelle der Gouverneure von Raheng ist, deren verkohlte Gebeine nach der Verbrennung hier beigesetzt werden, noch mehr deswegen, weil er an eine merkwürdige natür-

liche Höhle oder vielmehr Vertiefung in der Seite eines Hügels stößt, welche für das Volk Gegenstand abergläubischer Verehrung ist. Siamesen und Laoten halten jedwede Laune der Natur in hohen Ehren, besonders wenn sie sich in der Form einer zum Gottesdienste verwendbaren Höhle äußert. Wirklich giebt es im ganzen Lande kaum eine solche, die nicht in einen Tempel mit Altar und Buddhabildern und allem nötigen Beiwerk umgewandelt wäre. Im vorliegenden Beispiele hat der Sturz einiger riesigen Felsblöcke von der darüber befindlichen Felswand die merkwürdige Vertiefung gebildet. Ihr Boden besteht aus mehreren, eine fast ebene Fläche darstellenden Steinen, das Dach aus einer einzigen Felsmasse, deren eines Ende fest in den Boden eingebettet ist, während das andere in einem Winkel von 45 Grad emporragt, ungefähr wie der Oberkiefer eines geöffneten Krokodilrachens. In der so entstandenen Höhlung befindet sich die übliche Masse von Opfergegenständen, vor allen eine Unzahl Buddhafiguren. Der Gouverneur von Raheng, welcher mich zu dem Orte begleitet hatte, erlaubte mir, ein paar besonders eigentümliche Bronzebildsäulen an mich zu nehmen.

Hat Raheng an sich nichts Anziehendes zu bieten, so verleiht ihm seine natürliche Lage große politische Bedeutung und viele Handelsvorzüge. Nahe den Grenzen von Birma und Lao gelegen, gilt es als wichtige Militärstation, und der Gouverneur des Ortes hat große Verantwortlichkeit.

Während meines Aufenthaltes kam, vom Minister für Nordsiam gesendet, ein Regierungsbeamter an, um die jungen Männer für den Dienst des Königs zu zeichnen. Dies geschieht, wie schon erwähnt, durch Tättowierung an der Innenseite des linken Armes — eine Maßregel, welcher sich alle mit Ausnahme der Jünglinge besserer Stände, die sich loskaufen können, unterwerfen müssen, wie ebenfalls schon gesagt wurde.

Raheng ist auch Strafkolonie. Eine Anzahl von Sträflingen muß hier im Walde Holz fällen und die Klötze, welche stromabwärts nach Bangkok gehen, zubereiten. Mit dieser Ausnahme ist der Holzhandel hier, wie an anderen Orten des Landes, in den Händen britischer Unterthanen aus Birma. Diese erkaufen die Erlaubnis, die Wälder auszubeuten, und die von ihnen gezahlte Holzsteuer bildet den größten Teil der Distriktseinkünfte. Die Abgabe beträgt 3 Tikals (= ca. 7,5 Mk.) auf jedes Stück Holz, gleichviel wie groß es ist, so daß es im Vorteile der Händler liegt, nur die größten Bäume zu fällen. 600 Elefanten, im Werte von 500 bis 2000 Rupien (= ca. 959—2800 Mk.) das Stück, schaffen das Holz aus dem Walde zum Flusse hinunter; hier wird die Steuer erlegt, jeder Stamm erhält als Quittung sein Brandzeichen, und nunmehr werden die Hölzer mit Rohrseilen zu ungeheuren Flößen zusammengebunden und schwimmen nach Bangkok hinab.

Die Käufer von Tiekholz im Innern des Landes haben allgemein geltende Maßbestimmungen für die Länge und Dicke der Stämme; in Bangkok jedoch sind die Maße je nach der Laune des Käufers verschieden. Gewöhnlich wird für jeden Stamm ein besondrer Wert, das „Pikat nua" (= nördlicher Tarif) angenommen, und wenn die Flöße in Bangkok ankommen, kauft der Holzspekulant dem Flößer entweder das ganze Floß für eine Summe in Bausch und Bogen ab, oder jeden einzelnen Stamm für einen besonderen Preis, der höher ist, als der im Norden angenommene. Bisweilen wird auch dem Maße nach verkauft, und wenn der Handel geschlossen ist, bringt der Holzhändler von Bangkok einen „Mai-wah"-Stock und besteht darauf, daß mit diesem die Länge des Stammes gemessen werde. Dieser Mai-wah-Stock wird zuerst in zwei gleiche Teile geteilt, von denen jeder „saung sauk" (d. h. zwei sauk) mißt. Nun wird eine zweite gleiche Teilung vorgenommen, und jedes der so erhaltenen Stücke heißt „sauk". Das Sauk wird wieder halbiert, und jede Hälfte wird „K'up" genannt. Letzteres zerfällt in 12 gleiche Teile, deren jeder „niew" heißt. Das Niew hat 4 „kabiet". Dieses Kabiet ist die Grundlage für Messungen bei nicht großen Längen. Sollen große Entfernungen gemessen werden, so geht man vom Mai-wah-Stocke aus. 20 Wah sind ein „Sen", 400 Sen ein „Yote". Der Kaufmann hat auch einen Rohrfaden und besteht darauf, daß damit der Umfang der Stämme gemessen werde. Jedes Niew des halben Umfanges heißt „Kam".

Wir erhalten also folgende Maßtabelle:

4 Kabiet = 1 Niew; 12 Niew = 1 K'up; 2 K'up = 1 Sauk;
4 Sauk = 1 Wah; 20 Wah = 1 Sen; 400 Sen = 1 Yote.

Das macht keine große Mühe. Aber wo bleibt nun die allgemein gültige Maßeinheit? Beim Einkaufe von Holz ist man der Gnade des Holzhändlers preisgegeben. Jeder Händler hat seinen eignen (natürlich kurzen) Mai-wah-Stock, von dem er nicht abgeht. Weigert man sich, nach diesem seinen Maße zu kaufen, so giebt er eben sein Holz nicht her. Macht man aber einem siamesischen oder chinesischen Händler ein Holzangebot, so zeigt er ein (natürlich langes) Wah und Sauk, und man hat die Wahl, sein Holz mit den Maßen des Händlers messen zu lassen oder die Ware zu behalten. Endlos sind die Benachteiligungen, welche durch die Ungleichheit der Maße und Gewichte in Siam entstehen. Es sollte durchaus ein einheitliches System angenommen und durch Regierungsmaßregeln erzwungen werden. Bis dies geschieht, muß der Handel notwendiger Weise verwirrt bleiben und Betrug hervorgerufen werden. Als unter der Regierung Sr. M. Sombeth Pra-nang-klau fremde Seeschiffe den Hafen von Bangkok besuchten, mußte jedes nach seinem Tonnengehalte Gebühren zahlen, und der

zur Vermessung benutzte Wah=Stock war bekanntermaßen ziemlich kurz; und als siamesische Beamte den Auftrag ausführten, Land, welches mit Genehmigung der Regierung verkauft worden war, auszumessen und abzugrenzen, wurde ein Senmaß verwendet, dessen zwanzig Rohrglieder je ein Wah darstellten; aber jedes Glied war ohne Ausnahme größer als irgend ein Wahstock, den irgend ein Holzhändler einem Käufer angeboten haben würde. Herr Samuel Smith, dem ich diese Einzelheiten verdanke, teilte mir mit, diese Unsicherheit hinsichtlich der von dem gewöhnlichen Volke gebrauchten Maße und Gewichte habe schon so lange bestanden, als er im Lande sei — d. h. beinahe 50 Jahre. Gegenwärtig kommt das Rohrglied der siamesischen Regierung der Länge von 80 englischen Zollen (= ca. 2 m) so nahe, daß ein richtiges Wah zu dieser Länge angenommen werden kann.

Die Flüssigkeitsmaße sind sehr einfach. 1 „K'anahn" ist eine Kokosnußschale, deren Rauminhalt zu 830 „Met=makahn" oder Tamarindensamen veranschlagt wird. Die Regierungs=K'anahn sind alle gleich groß. Das „Tschank" ist ein kleines Messinggefäß; 4 dergleichen gehen auf 1 K'anahn; 1 „Tang" ist ein Holzeimer, der 20 K'anahn faßt.

Das K'anahn ist auch das Grundmaß zur Messung trockener Waren. Die von den Händlern benutzten K'anahn schwanken zwischen 1½ Pint und 1 Quart englisch (= ca. 85 cl — 4,54 l). Das Maß ist gesetzlich, wenn das K'anahn 830 Tamarindensamen fassen kann. Größere Maße sind folgende:

25 K'anahn = 1 „Sat" (gewöhnlich ein Bambuskorb);
80 Sat = 1 „Kwien" (oder Karre);
oder: 20 K'anahn = 1 „Tang";
100 Tang = 1 Kwien.

Im März und April werden die Wälder zuweilen durch große Brände verwüstet, in denen außer den ungefällten Bäumen oft tausende von abgesägten zu Grunde gehen. Um solchem Mißgeschicke zu begegnen, häufen die Händler von Raheng ihr Holz möglichst in Bächen und auf seichten Stellen des Flusses auf. Vor dem Beginne der Flößzeit ist der Menam oft eine beträchtliche Strecke weit mit ungeheuren Holzstößen eingefaßt, bis die genügende Wassermenge eintritt.

Außer dem Tiekholze kommt auch viel Sapanholz, bei den Siamesen „Mai fang" genannt, in den Handel; es wird in kurze Blöcke geschnitten und in Booten verschifft. Man sammelt hier auch Harz in großen Massen; ferner werden Hörner, Häute und Bienenwachs verladen.

So viel von der Ausfuhr. Was die Einfuhr betrifft, so bemerkte ich in den Läden englische und deutsche Kalikos und gedruckte Zeuge, Eisen= und andre Kurzwaren.

Vermöge seiner großen natürlichen Vorteile zeigt Raheng sogar unter der jetzigen Verwaltung ganz deutliche Spuren von Gedeihen und bietet für Entwickelung zukünftiger Größe jedwede Erleichterung. Die landwirtschaftlichen Hülfsquellen des Distriktes, dessen Mittelpunkt und natürlicher Sammelplatz es ist, sind außerordentlich reich. Das Holz allein würde zur Sicherung des Wohlstandes hinreichen. Aber es giebt noch weitere Quellen des Reichtums in verschiedenen anderen selbstwachsenden Erzeugnissen des Landes und noch mehr in dem gänzlich unentwickelten Anbau des fruchtbaren Bodens. Nichts fehlt außer einer Eisenbahn, welche die Schätze des Landes zu jeder Jahreszeit und ohne Verzug dem Weltmarkte zugänglich macht und der wachsenden Bevölkerung die sofort nötig werdende sehr bedeutende Einfuhr erleichtert.

Eine Bahn von Bangkok nach Raheng würde den Ingenieuren keine Schwierigkeiten bereiten. Das ganze in Frage kommende Land ist eine große Ebene, der Anlegung eines Schienenweges noch weniger Hindernisse bietend als die amerikanische Prairie. Die Bahn würde hier noch den Vorteil haben, daß sie durch Gegenden mit vielen Dörfern ginge, deren jedes seinen Teil zum Verkehre beitragen würde. Der Fluß ist jetzt die einzige, notwendiger Weise sehr wichtige Verkehrsader; aber über Paknam Po hinauf ist er für Dampfer nicht fahrbar, und zahlreiche Sandbänke machen die Weiterfahrt auch für Boote gefährlich und unsicher. Die Reise von Bangkok bis Raheng erfordert unter den günstigsten Umständen 12 Tage; die Eingebornen brauchen in der Regel viel mehr Zeit. Die Fahrt stromab dauert ebenso lange, oft noch länger; denn der Notwendigkeit, gegen die Strömung zu kämpfen, überhoben, hören die Eingeborenen mit dem Rudern eben ganz und gar auf und überlassen einfach sich und ihre Ware den Launen des Flußgottes.

Durch eine Eisenbahn könnte die ganze Entfernung — etwa 300 Meilen (= ca. 480 km) — in ungefähr 15 Stunden zurückgelegt werden, angenommen, daß mit der Schnelligkeit von nur 20 Meilen (= 32 km) in der Stunde gefahren würde. Sogar orientalische Beschaulichkeit könnte jemanden kaum hindern, in Bangkok 6 Uhr morgens zu frühstücken und in Raheng 8 Uhr abends zu essen.

Das Land würde sich infolge des Baues einer Bahn nicht allein ungemein rasch entwickeln, sondern das angelegte Kapital würde sich auch meiner Überzeugung nach sofort hoch verzinsen. Hier giebt es keine Grundstücke, die teuer gekauft, keine, die auf dem Wege der Zwangsenteignung bezahlt werden müßten. Es braucht fast nichts weiter gethan zu werden, als die Linie abzustecken und die Schienen zu legen. Kein Damm, kein Einschnitt, kein Tunnel ist nötig, kaum eine Brücke.

Das Land verdient in jeder Beziehung erschlossen zu werden, und wenn eine zahlungsfähige Gesellschaft um die Erlaubnis einkäme, so würde der König ohne Zweifel seine Einwilligung gern geben. Denn er besitzt, wie gesagt, offenen Blick und große Bereitwilligkeit, die Errungenschaften der Civilisation zur Entwickelung seines Landes anzuwenden. Neuerdings hat S. Majestät, wie im ersten Kapitel erzählt, französischen Ingenieuren die Erlaubnis gegeben, eine Telegraphenlinie von Bangkok nach Saigon zu führen.

Nach der augenscheinlichen Begünstigung zu urteilen, welche der König europäischen Unternehmungen in Siam hat angedeihen lassen, darf man versichern, daß ein ernstliches Anerbieten zur Erbauung einer Bahn von Bangkok nach Raheng warm willkommen geheißen werden würde.

Um die Wahrscheinlichkeit des pekuniären Erfolges einer derartigen Unternehmung zu erweisen, braucht man nur zu bedenken, daß die Linie durch Gegenden führen würde, weit dichter bevölkert, als die sind, welche die Bahn im britischen Birma durchschneidet. Und doch zahlt diese Bahn eine gute Dividende, und hat eingestandenermaßen in vier oder fünf Jahren ihres Bestehens schon viel zur Entwickelung des Handels in allen seinen Zweigen beigetragen.

Nach allem läßt sich also einem Unternehmen, welches für Bangkok dieselben Dienste leistet wie die birmanische Linie für Rangun, eine glückliche Zukunft prophezeien.

Das einzige der Ausführung des Gedankens scheinbar im Wege stehende Hindernis ist der Mangel an Arbeitern; es ist zwar Überfluß an Bevölkerung vorhanden, aber der Siamese ist kein geborener Arbeiter. Harte Arbeit ist ihm ein Greuel. Die einzige Arbeit, die er gutwillig übernimmt, ist die Bebauung seiner Reisfelder, und hierbei genießt er die thätige Hülfe des Weibsvolkes. Der Unternehmer, welcher die Vollendung seines Beginnens mit siamesischen Arbeitskräften durchführen wollte, müßte sich eine Frist von nie dagewesener Länge ausbedingen. Glücklicherweise könnte der allgegenwärtige Chinese diese Lücke ausfüllen, um nichts von indischen Kulis zu sagen.

Chinesen würden die Arbeit für sehr geringen Lohn ausführen und sich auch aus möglichen Überstunden nicht viel machen — außerdem würden sie mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, festen Fuß in dem Lande zu fassen, und sich nach Vollendung der Arbeit als Ackerbauer oder Händler ansiedeln. Sie haben eine wunderbare Fähigkeit, Gelegenheiten zu sehen, die anderen Menschen entgehen. Wo immer das geringste Anzeichen von Mangel an irgend welchen Arbeitskräften zu Tage tritt, ohne daß von anderer Seite dem abgeholfen würde, da passen sie sich den Verhältnissen an und rufen, indem sie fast unmerklich einem kleinen Bedürfnisse entgegenkommen, ein großes hervor.

Alles in allem betrachtet bin ich überzeugt, daß die Erschließung des Landes durch eine Eisenbahn allen daran Beteiligten großen und sofortigen Nutzen gewähren würde, und da der gegenwärtige Herrscher allen Versuchen, die Interessen seines Landes zu fördern, seine Gunst zuwendet, so meine ich, die Zeit ist nicht fern, daß das Dampfroß zwischen Bangkok und Raheng läuft und die kostbaren Naturerzeugnisse Obersiams hinabführt, um im Austausch dafür englische Industriewaren, welche bald in großem und immer steigendem Maße verlangt werden würden, hinaufzubefördern. So würde die Bahn gleichzeitig einen Markt für die Rohprodukte des einen Landes und für die Industrie-Erzeugnisse des anderen eröffnen.

Ich verließ Raheng am 18. Dezember. Gouverneur und andere Beamte hatten mich höchst liebenswürdig behandelt, und ich nahm angenehme Erinnerungen an meinen Aufenthalt mit fort. Ganz besonders verbindlich hatte sich der zweite Gouverneur gezeigt und so die hohe Achtung, die er wegen seines zuvorkommenden Wesens und seiner Herzensgüte bei Siamesen, Birmanen und Chinesen genießt, völlig gerechtfertigt. Er schien der Liebling aller Schichten der Bevölkerung zu sein. Ich gab ihm zu Ehren eines Tages ein Essen und wurde in Erwiderung am Tage vor meiner Abreise mit dem Gouverneur und drei der nächsthöchsten Beamten von ihm zu Tisch geladen. Bei jeder Gelegenheit that mein Zoedone mit großem Erfolge gute Dienste als Champagner.

Merkwürdigerweise laufen siamesische Münzen nördlich von Raheng nicht mehr um, obgleich die offiziellen Berechnungen in Tikals angestellt werden. Die Rupie aus Britisch-Birma ist im Norden die landesübliche Münze. Ich mußte also vor Fortsetzung meiner Reise mein siamesisches Geld in Rupien umwechseln.

Die Landesmünze von Siam ist das Tikal oder „Baht", nach englischem Gelde 2 Schilling 6 Pence (= ca. 2 Mk. 50 Pf.) wert. Das „Tschang" oder „Katti" hat 80 Tikals und wiegt 2,675 Pfund Avoirdupois (= ca. 1,213 kg). Im Handel rechnen Siamesen und Chinesen bei großen Summen nach Kattis, aber in Wirklichkeit ist ein solches Geldstück selten zu sehen. Kleinere Silbermünzen sind das „Salung", ein Viertel-Tikal, und das „Fuang", der achte Teil eines Tikal. Es giebt auch kleine Kupfermünzen, „At" und „Pie" genannt, und in manchen Teilen des Landes habe ich Kauris gesehen, von denen 1200 Stück ein Fuang wert sind. Es sind alte und neue Münzen in Umlauf. Das alte Silber-Tikal ist ein unregelmäßiger Ball mit einer tiefen Spalte an der einen Seite, welche die Münzzeichen trägt. Das neue Tikal ist eine Münze nach europäischem Muster, ungefähr von der Größe einer Rupie, auf der Vorderseite der Kopf des Königs, auf der andern das königliche Wappen zeigend. Goldmünzen sind selten; der

Wert der wenigen vorhandenen berechnet sich auf das Sechzehnfache ihres Gewichtes in Silber. Sie werden aufbewahrt zu Spenden des Königs bei großen Veranlassungen, z. B. bei Verbrennung einer Leiche aus der königlichen Familie. Manchmal habe ich derartige Münzen als Merkwürdigkeiten zu sehen bekommen.

In allen Landesteilen fand ich eine Anzahl von Porzellanmünzen aller Formen und Größen mit verschiedenen chinesischen Buchstaben und Inschriften. Diese werden von Chinesen, die Monopole besitzen, ausgegeben und sind nur in den betreffenden Distrikten in Umlauf.

Dreizehntes Kapitel.

Abreise von Raheng — Elefantenritt — Heimat der Elefanten — Einöde — Muang Tunn — Dürre — Weihnachten — Ankunft zu Lakon — Suche nach einem Unterkommen — Ein ungefälliger Pya — Selbsthülfe — Unbeabsichtigtes Vergehen — Quartier im Gerichtshofe — Besuch eines Prinzen — Freund der Fremden — Erwiderung des Besuches — Fünf-Uhr-Thee in Lao — Silbergeräte — Lackierte Waren.

Als ich Raheng verlassen wollte, befahl ich dem Koche und Yang, mit dem größten Teile meines Gepäckes auf dem Flusse, welcher oberhalb Raheng den Namen Meping führt, nach Tschengmai zu fahren; ich selbst beabsichtigte mit Kao und Kien durch Lao ebendahin zu reisen.

Der Gouverneur von Raheng stattete mich demgemäß mit 6 Elefanten und Führern aus. Auf Elefanten zu reiten war mir neu, und obwohl ich einen bequemen Tragsessel hatte, verging doch einige Zeit, ehe ich mich an die eigentümliche schwingende Bewegung des Elefantenganges gewöhnte. Man hat ungefähr die Empfindung, als ob man in einer riesigen Wiege mit kreisförmiger Bewegung nicht eben zart herumgestoßen würde. Der langsame Schritt des Tieres macht diese Art der Fortbewegung im ganzen ziemlich langweilig, obgleich in ebener Gegend ein Vorteil darin liegt, daß man, 10 oder 11 Fuß (= ca. 3—3,3 m) über dem Boden sitzend, eine freie Aussicht hat. Die Elefanten tragen Glocken um den Nacken, damit durch deren Klang den etwa entgegen kommenden Karawanen das Zeichen ihrer Annäherung gegeben wird. Während die Tiere sicher ihren Weg verfolgen, holen sie sich gelegentlich einen saftigen Grasbüschel oder die zarten Schößlinge überhängender Baumäste. Es bedarf nur geringer Anstrengung, einen Zweig, der etwa dem Sessel in den Weg kommt, zu entfernen. Durchwaten

sie einen Fluß, so nehmen sie gewöhnlich den Rüssel voll Wasser, mögen sie nun durstig sein oder nicht. Glücklicher Weise ist das Land von unzähligen Wasserläufen durchschnitten; denn es ist wesentlich, das Nachtlager nahe bei einem Gewässer aufzuschlagen. Fast von jedem Orte aus trifft man sogar in der trockenen Jahreszeit — und auf diese beschränkt sich eine Landreise — wenigstens auf einen Bach, wenn nicht auf einen größeren Fluß.

Das Land nördlich von Raheng nach der Grenze der Staaten Niau und Lao hin, etwa 20° n. Br., darf gleichsam als die Vorratskammer bezeichnet werden, aus der die Elefanten in Siam kommen. Während die Hauptthätigkeit des Menschen in der Errichtung von Tempeln bestanden zu haben scheint, hat, soweit die Tierwelt in Frage kommt, die Natur offenbar ihre ganze Kraft in der Vermehrung der Elefanten geäußert.

Unser Ritt führte zuerst durch dünnen Wald, in welchem ein Überfluß junger Tiekpflanzen kommenden Jahren eine schöne Ausbeute versprach. Am zweiten Tage kamen wir an unzähligen überall herumliegenden Granitblöcken bedeutender Größe vorüber; hier und da machte der Wald offenen Flächen Platz, auf denen das Gras 10—15 Fuß (= ca. 3—4,5 m) hoch stand, so daß es oftmals nicht allein die Rücken der Elefanten, sondern sogar die Decken der Tragsessel überragte. Kein Tier außer dem Elefanten könnte ohne große Schwierigkeit in solcher Gegend fortkommen. Hier, wo kein Baum Schutz gewährte, wurde die Hitze während des Tages erdrückend, und die Nachttemperatur infolge der Ausstrahlung natürlich sehr kühl. Starker Nachttau durchtränkte alles, aber in einer Stunde oder zweien verwischte die Sonnenhitze alle Spuren der Feuchtigkeit. Die mittlere Temperatur am frühen Morgen war 50° F. (= 8° R.), während wir am Nachmittage 85° F. (= ca. 23° R.) hatten.

Fünf Tage lang stießen wir auf keine Wohnung und trafen keine Seele. Erst am 22. Dezember nachmittags erreichten wir nach Überschreitung des Menam Vang, eines Nebenflusses vom Meping, die Stadt Muang Tunn. Sie liegt auf dem rechten Flußufer und zählt etwa 1000 Einwohner — ungerechnet Frauen und Kinder, welche nicht für wichtig genug erachtet werden, in der offiziellen Bevölkerungsangabe Platz zu finden.

Muang Tunn liegt zwar noch innerhalb der Grenzen von Siam, in der Luftlinie etwa 60 Meilen (= ca. 96 km) von Raheng entfernt, ist aber eine rein laotische Stadt; nicht ein einziger Siamese lebt hier.

Auf den Flußniederungen der Nachbarschaft wird während der vier trockenen Monate im Jahre eine bedeutende Menge Tabak gebaut.

Ich blieb nur eine Nacht hier, besorgte frische Elefanten und Führer und brach am nächsten Morgen nach Lakon auf. Es ging auf der rechten

Seite des Menam Bang hin durch welliges, mit Bambusdickichten bedecktes Land.

Allüberall zeigten sich die Spuren des Regenmangels in dem welken und bleichen Aussehen der Blätter; der ganze Pflanzenwuchs ermangelte des frischen Grüns, welches dem Laube und Grase während der Regenzeit eigen ist. Der Nachttau ersetzt bisweilen den mangelnden Regen und erhält die Lebenskraft der Bäume; aber hier schien das Land von ernster Dürre heimgesucht worden zu sein. Hier und da fand sich ein Flußlauf, gegenwärtig zu einem bloßen Graben zusammengeschrumpft und unter dem dichten Gewirre von Urwaldunterholz halb versteckt, aber in der Regenzeit augenscheinlich ein breiter, tiefer, reißender Strom, bis in bedeutende Entfernung durch den Streifen glänzenden Grüns, welches an seinem willkommenen Gewässer sich hinzog, kenntlich. Im allgemeinen jedoch war der Wald vertrocknet.

Als wir ins höhere Land kamen, wurden die Wasserläufe zahlreicher und der Pflanzenwuchs sah kräftiger aus; der Weg freilich wurde mehr und mehr beschwerlich. Am Weihnachtstage erreichten wir unsern höchsten Punkt, 1500 Fuß (= ca. 450 m) über dem Meere, indem wir in einem tiefen, vom Me Tam (einem beträchtlichen Zuflusse des Menam Bang) durchströmten Passe eine Bergkette überschritten. Wir befanden uns nun wirklich in den halbunabhängigen Gebieten von Lao. Gerade ehe wir den Fluß überschritten, begegneten wir einem birmanischen Viehhändler mit einer Herde von mehr als 100 Büffeln, die er im Tschengmai-Distrikte gekauft hatte und in Mulmen verhandeln wollte. Ganz in der Nähe, sagte er mir, liege das Dorf Tschau Tam im Lakon-Distrikte. Nachdem ich mich einen ganzen Tag lang auf ungewöhnlich steilem und holperigem Wege von meinem Elefanten hatte herumwerfen lassen, lagerte ich mich am Stromesufer und hielt mein Weihnachtsmahl — Entenfleisch aus Büchsen, Kokosnußmilch, eingemachte Birnen und ein Glas Branntwein mit Wasser, das ich meinen fernen Freunden in Europa zu Ehren leerte.

Von hier an wurde die Bevölkerung dichter und dichter. Alle Tage ritten wir durch Dorf auf Dorf — alle nett und sauber, in scharfem Gegensatze zu denen, welche ich hinter mir gelassen, und auch, wie sich später herausstellte, zu denen, in welche ich noch kommen sollte. Viele Elefanten und große Herden von Hornvieh (als Lasttiere benutzt) waren in jedem Dorfe zu sehen. Wasser gab es genug, da in geringen Entfernungen von einander tiefe Brunnen gegraben waren. Im ganzen schienen die Leute wohlhabend und im Fortschritte begriffen. Große Flächen waren mit Baumwollstauden bepflanzt. Baumwolle, Harz und Gummi sind hier bedeutende Handelsartikel.

Am 27. Dezember erreichten wir Lakon, einen Platz von einiger Bedeutung, wie alle Laoten-Städte mit Wällen umgeben. Hier waren sie 6 oder 8 Fuß (= ca. 1,8—2,4 m) dick und von dünnen Ziegeln gebaut, aber verfallen. Das Sala oder Unterkunftshaus war ein altes vernachlässigtes Gebäude mit sehr beschädigtem Dache und mit so breiter überhängender Traufe, daß das Tageslicht beinahe gänzlich ausgeschlossen war. In der Hoffnung, eine bequemere Unterkunft zu finden, begab ich mich zur Wohnung des siamesischen Kommissärs; aber unglücklicher Weise war er abwesend. Nun machte ich mich zum Tschau Hluang auf. Mein Weg führte über einen offenen Platz in der Mitte der Stadt, wo ein seltsames altes Tiefhaus stand, das ich für ein anderes Sala hielt. Auf meine an einige Beamte in der Nähe gerichtete Frage nach dem Hause des Häuptlings wurde sehr kurz dahin geantwortet: er sei fortgegangen, um nach seiner Reisernte zu sehen, und es sei niemand zu Hause. Hierauf machte ich ihnen mein Verlangen nach einer Unterkunft kund, da das Sala fast eine Ruine sei, und brachte sie nach einiger Verzögerung dazu, daß sie mir einen Führer gaben, der mich nach einem angeblich „neuen" und „für mich ganz geeigneten" Hause geleiten sollte.

Dieses „neue" Haus stellte sich aber als eben das Sala heraus, das ich schon besehen, und über das ich mich beschwert hatte. Also kehrte ich zurück und verlangte ein bequemeres Unterkommen. Die Beamten, an ihrer Spitze ein alter Pya, weigerten sich, mir ferner zu helfen und führten, wie Kao mir im Vertrauen mitteilte, eine höchst beleidigende Sprache: da der siamesische Kommissär sich entfernt habe, würden sie den „farang" (Fremden) nicht in ihrer Stadt bleiben lassen; sie seien glücklich, zeitweilig von dem Siamesen befreit zu sein, und hätten kein Verlangen nach einem andern gehässigen Fremden.

Das schon erwähnte Gebäude, welches ich für ein Sala hielt, war mit Ausnahme eines kleinen Raumes an seiner Rückseite, leer. Daher bat ich um Erlaubnis, mich dort einrichten zu dürfen. Als ich auf diese Bitte keine Antwort erhielt, wendete ich mich durch Kao an den alten Pya, als die vornehmste Person der Anwesenden, und ließ ihm sagen, ich würde mich, wenn er mir nicht eine bessere Wohnung finden helfe als das alte Sala sei, in den leeren Räumen des fraglichen anderen Hauses einrichten. Um mein Verlangen zu unterstützen, zeigte ich ihm das Regierungsschreiben, welches die Häuptlinge aller von mir besuchten Orte aufforderte, mir beizustehen. Aber der alte Mann blieb taub und saß da wie ein Stock, ohne meiner Rede auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Nunmehr befahl ich zum offenbaren Erstaunen der Zuschauer, die herbeigeströmt waren,

um den weißen Mann anzuglotzen, meinen Leuten, mein Gepäck in das Gebäude zu schaffen.

Jetzt begann der Pya laut zu schimpfen, und seine Worte waren, wie Kao sagte, höchst drohenden Inhaltes. Also wendete ich mich zum letzten Male an ihn. Aber wenn immer ich sprach oder vielmehr Kao für mich sprechen ließ, wurde er sofort stumm. Dieses Benehmen ärgerte mich so, daß ich die Geduld verlor und ihm mit meinem Stocke zwei Hiebe auf den Rücken gab. Die Wirkung war zauberhaft. Ich fürchtete, in ein Wespennest gestochen zu haben und erwartete, daß die dabei stehenden Leute Vergeltung üben würden. Statt dessen jedoch änderte sich das Betragen des Pya völlig zum bessern: er wurde ganz willfährig, langte eine große rotbemalte Holzkelle von einem Regale hinter ihm herunter und hielt sie mir hin, damit das Schreiben, welches er vorher anzublicken verweigert hatte, darauf gelegt würde. Als ich ihn zum Lesen aufforderte, erwiderte er, er könne das nicht wagen, obgleich es offen sei, sondern müsse die Rückkehr des Häuptlings abwarten. „Außerdem“, fügte er hinzu, „könnte ich doch kein Wort verstehen; ich kann die neue siamesische Schrift nicht lesen“. Das war aber nur ein Vorwand und eine Entschuldigung für seine frühere Weigerung.

Dann zog ich die siamesische Flagge mit dem weißen Elefanten an einer Stange vor dem Gebäude auf, und in wenigen Minuten waren hunderte von Männern, Weibern und Kindern da, um den Farang (Fremden) anzustarren, der den Pya geschlagen und seine Wohnung im Gerichtshofe genommen hatte!

So war ich denn, unbekannt mit der Bestimmung des Baues und absichtlich von dem hartnäckigen alten Pya in Ungewißheit erhalten, durch etwas kurzes Verfahren in den Gerichtshof geraten. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, daß ich zwar nicht Recht gesprochen, aber wenigstens an dem widerspenstigen Vertreter des Gesetzes derb und rasch Gerechtigkeit geübt hatte. Sehr bald wurde ich durch den Besuch des Radjaput, ältesten Sohnes des vorhergehenden Häuptlings, erfreut. Der Radjaput war eine durchaus nicht für sich einnehmende Persönlichkeit, und sein schiefer Blick trug zur Vermehrung seiner Reize nicht gerade bei. Er bat um Entschuldigung, daß die Leute mich so anstarrten, und daß der alte Pya so unliebenswürdig gewesen war. Dann befahl er einigen seiner Leute, einen Feuerplatz für mich zu machen und in jeder Hinsicht meinen Wünschen nachzukommen.

Ich setzte ihm den Zweck meines Besuches auseinander und reichte ihm den Brief, dem der Pya erst solche Verachtung und dann solche vorgebliche Ehrfurcht erwiesen hatte. Auch der Radjaput schien nicht zu wagen, ihn zu berühren, bis ich ihm versicherte, es sei keine Gefahr dabei; das Schreiben

sei offen und für jeden, den die Sache etwas angehe, bestimmt. Darauf nahm er es beiseite, und nach wenigen Augenblicken hörte ich einen seiner Untergebenen es vorlesen.

Nachmittags erwiderte ich den Besuch des sehr gefälligen Fürsten. Er war sehr mitteilsam und erzählte mir u. a., daß er im Begriffe sei, eine der Töchter des Häuptlings zu heiraten; gleichzeitig lud er mich ein, der Feierlichkeit beizuwohnen. Natürlich nahm ich seine Einladung aus mehr als einem Grunde mit Freuden an und versicherte ihn meiner besten Wünsche für sein Glück.

In mein Quartier zurückgekehrt, erhielt ich den Besuch eines jungen Mannes, den ich, da er mich mit Händedruck begrüßte, für einen Ttschau oder Fürsten hielt. Nur sehr wenige der Laoten, sogar unter den höheren Beamten oder Fürsten, hatten irgend welche Kenntnis von der europäischen Sitte des Händeschüttelns. Zuweilen wurde mir allerdings, wenn ich die Hand zur Begrüßung ausstreckte, eine Hand — gewöhnlich die linke — mit weit geöffneten Fingern entgegen gehalten; aber sogar diese linkische und ungeschickte Anpassung an die fremde Sitte wurde nur bei der gewähltesten Gesellschaft der Laoten angetroffen. Die Art des Grußes, an welche ich bei meinen Besuchen am meisten gewöhnt war, bestand in einer Art Grunzen — an die Laute erinnernd, mit welchen ein Schwein seine Zufriedenheit zu erkennen giebt, wenn es sich in einem ungewöhnlich stinkenden Schmutzhaufen herumwälzt. Zum Beweise, daß mit dieser undeutlichen Äußerung keine Beleidigung verbunden sein sollte, erfolgte nach oder mit ihr eine Einladung oder ein Zeichen, Platz zu nehmen. Ich vermutete daher nach meinen Erfahrungen, daß mein Besucher eine hochgestellte Person sei, und durch Kaos Erkundigungen ergab sich die Richtigkeit meiner Vermutung: er war der jüngere Sohn des Häuptlings. Die Unterhaltung begann damit, daß er mir versicherte, er habe die Fremden gern und wolle gern mein Freund sein. Darauf lud er mich ohne weiteres ein, den Abend bei ihm zu verbringen; sein Haus war, wie er mir zeigte, nur wenige Meter entfernt. Gegen 5 Uhr stieg ich denn die Leiter zu der Galerie empor, welche nach siamesischer Bauart den Eingang zu einem großen ganz aus Tiekholz gebauten Hause bildete; daran stießen mehrere kleinere Gebäude, Räume für die Sklaven enthaltend. Die Galerie führte zu dem Hauptzimmer. Bei meinem Eintritte wurden zwei Teppiche ausgebreitet, einer für den Tschau, der andre für mich, jeder mit einem dreieckigen Kissen am Rande. Nun kam der Tschau, schüttelte mir nochmals die Hand — eine Verfeinerung, die er seiner Äußerung nach in Bangkok erworben hatte — und nötigte mich zum Niedersetzen. Unmittelbar hierauf brachten zwei Frauenzimmer — eines war die Schwester des Tschau — zwei schöne vollständige Betelgeschirre mit

Spucknäpfen und allem Zubehör, eines ganz von Gold, das andere von Silber. Ersteres wurde mir, letzteres dem Tschau hingesetzt. Dann wurden zwei Silberterrinen mit Wasser und je einer silbernen Trinkkanne herzugetragen, und endlich ein sehr großes silbernes Brett, auf dem Gläser mit einheimischem Branntwein standen. Nunmehr waren wir recht hübsch umringt mit Gefäßen kostbaren Metalles und verschiedener Form und Größe — genug, um einen Betelkauer und Arraktrinker äußerst glücklich zu machen. Da ich aber nicht in dem beliebten Reizmittel schwelgte, bot man mir eine Cigarrette an, und während der Tschau kaute und ich rauchte, entspann sich etwa folgende Unterhaltung: „Ich bin sehr erfreut, dich zu sehen, und werde immer dein Freund sein", sagte der Tschau.

„Deine Freundschaft macht mich sehr stolz", erwiderte ich, „und ich hoffe zuversichtlich, daß du mir in der allseitigen Erforschung eures Landes beistehen wirst. Wie viele Einwohner giebt es in Lakon?"

Der Tschau: „Wir führen genaue Listen über die Geburten und Todesfälle. Aber es würde unschicklich für mich sein, meines Freundes Frage zu beantworten; der Häuptling allein kann das thun. Aber ich bin dein Freund, und meine Elefanten, Pferde und Rinder sind dein".

Ich: „Du hast viele schöne Elefanten. Giebt es viele Pferde in Lakon?"

Der Tschau: „Wir wissen, wie viele Elefanten und Pferde hier sind; jeder hat ein Verzeichnis davon einzureichen; aber ich kann es meinem Freunde nicht sagen: der Häuptling allein kann es".

Ich: „Ich möchte den Häuptling gern sehen; aber ich weiß nicht, wo er ist. Darf ich zu seinen Reisfeldern gehen, um ihn zu suchen?"

Der Tschau: „Ich kann nicht sagen, wo der Häuptling ist; er wird aber bald wieder da sein".

So erhielt ich auf jede Frage dieselbe Antwort. Der junge Tschau konnte oder wollte mir keinen Aufschluß über Bevölkerung und Land geben, war dagegen sehr neugierig hinsichtlich meiner Ziele und Absichten.

Mittlerweile wurde Thee aufgetragen. Die silberne Theekanne war ein sehr schönes Erzeugnis einheimischer Kunstfertigkeit. Der Thee wurde in kleinen Tassen ohne Untersatz gereicht. Der Tschau jedoch zog es vor, sein Getränk unmittelbar von der Quelle zu bekommen und trank aus der Schneppe der Theekanne.

Die Laoten sind in der Herstellung von Silberwaren geschickt, und einige ihrer Arbeiten sind wirklich sehr gut ausgeführt. Die Nachfrage nach Theekannen, Betelgeschirren und anderen Geräten, welche bei Laoten wie Siamesen als Rangabzeichen gelten, ist beträchtlich. Jedes Dorf hat wenigstens einen Silberschmied. Die am meisten gesuchten Gegenstände sind Betelbüchsen, „App" geheißen, Terrinen, Fußringe, Armbänder, Haarnadeln u. s. w.

Das Verfahren der Herstellung ist sehr einfach. Wenn eine Büchse oder Terrine verfertigt werden soll, wird sie zuerst aus dünnen glatten Silberblechen zusammengesetzt, und der hohle Raum inwendig mit einer Mischung aus Harz und Wachs angefüllt. Das Muster wird sodann bloß mit Hammer, Stift und einer Art von stumpfem Meißel ausgearbeitet. Die Grundfläche wird, indem die bildsame Füllung den Schlägen nachgiebt, solange eingetrieben, bis das Muster, gemeiniglich ein Durcheinander sagenhafter Vogel- und Tiergestalten und Schnörkeleien, hoch erhaben hervortritt. Zuletzt wird die Füllung herausgenommen, und das Gefäß ist fertig. Die Arbeit entbehrt allerdings der höchsten Vollendung und darf nicht zu genau geprüft werden, wirkt aber im allgemeinen sehr überraschend. In den Mustern mangelt es sehr an Abwechselung, da jeder eine Ehre darin sucht, die von seinem Vater und Großvater erstrebten Figuren nicht aus dem Gedächtnisse zu verlieren; alle arbeiten nämlich frei nach ihrer Erinnerung, nicht nach Vorlagen und Zeichnungen.

Der Wert solcher Silbersachen wird stets nach dem Gewichte des verarbeiteten Metalles unter Zuschlag von 50 Prozent Arbeitslohn bestimmt.

Den Silberschmieden machen die Lackwarenarbeiter Konkurrenz. Leute, welche sich keine silbernen „Apps" erzeugen können, müssen sich mit lackierten Gefäßen begnügen, und Gegenstände dieser Art sind sehr gesucht. Sie werden aus feinem Bambusgeflechte gefertigt und mehrmals mit dem kostspieligen einheimischen schwarzen Firniß, „Rack" genannt, überstrichen. Ist der letzte Überzug trocken, was trotz der Hitze der Luft sehr lange dauert, so wird die Oberfläche mit Reisschalen und Wasser poliert. Dieses Politurmittel wird auch bei Holz und Metall anstatt des Sandpapiers und Glättholzes angewendet. Dann werden mit einem Stifte Blumen oder Schnörkel eingeritzt, und das Ganze mit roter oder brauner Farbe überzogen. Lack-Betelbüchsen sind gewöhnlich rund, im Durchmesser 4—8 Zoll (= circa 10—20 cm) groß und 3½—5 Zoll (= ca. 9—12,5 cm) hoch. Sie bestehen stets aus drei Teilen: der eigentlichen Betelbüchse, einem Futterale und einem genau passenden Deckel. Ein gutes großes App, wie die Laoten es fertigen, kostet 6 Rupien (= ca. 11,4 Mk.), während die gewöhnlich im Handel befindlichen in Birma oder Niau gearbeiteten Apps von geringerer Güte sind und von 1 Rupie (= ca. 1 Mk. 90 Pf.) an zu haben sind.

Mundtassen, Reisterrinen und andere Gegenstände für häuslichen Gebrauch sind Lackware, und in den meisten Familien kann man zu Zeiten ein Mitglied oder mehrere mit Anfertigung von nützlichen Lackgeräten beschäftigt finden.

———

Vierzehntes Kapitel.

Pyas und Tschaus — Stellung laotischer Fürsten — Regierung der Laoten-Staaten — Abgaben — Offizielle Wucherer — Art der Begrüßung — Sklaven — Seltsame Münzen — Gefangen — Geldstrafe — Gute Miene zum bösen Spiele — Scene im Gerichtshof — Prügel — Sonderbare Uhr — Buddha's Fußspur — Königlicher Tempel zu Lakon — Verdienstkarren — Sage vom Ratschasi — Heilige Bücherei — Tempelbezirk.

Während ich so mit der jüngeren Generation von Tschaus Freundschaft schloß, gingen die Pyas, des Häuptlings Abwesenheit benutzend und im Bewußtsein, daß ich folglich bei niemandem Schutz suchen könnte, damit um, die Süßigkeiten der Rache zu kosten und mich möglichst teuer für meinen Besuch zahlen zu lassen. Warum hatte ich auch in einem Augenblicke des Zornes mir den Luxus der Selbsthülfe gestattet und den alten Pya, den Rädelsführer der Widerspenstigen, geschlagen!

Beamte mit dem Titel „Pya“ sind — um das hier zu bemerken — in Lao außerordentlich zahlreich, aber sie stehen natürlich nicht so hoch im Range als ihre Titelbrüder in Bangkok, welche letzteren hohes Ansehen verbunden mit reichen Einkünften und schönen Amtsabzeichen genießen. Ein Pya in Lao empfängt bloß eine dünne Silberzierrat, auf der sein Name und Titel eingegraben ist.

Tschaus oder Fürsten sind womöglich noch zahlreicher, indem jeder Verwandte der Herrscher über die einzelnen Provinzen diesen Titel erhält. Wie viele es giebt, kann man aus dem Umstand schließen, daß der Großvater des gegenwärtigen Häuptlings von Tschengmai 106 Kinder hatte, der zuletzt verstorbene Häuptling von Lampun aber 95, welche alle Tschaus oder Fürsten verschiedenen Ranges waren.

Es möge mir gestattet sein, bei dieser Gelegenheit ein paar Mitteilungen über die Regierung der Laoten-Staaten und die Stellung der verschiedenen Beamten, mit denen ich in Berührung kam, und auf die ich im weiteren Bezug nehmen muß, zusammenzustellen. Es giebt 6 den Siamesen unmittelbar tributpflichtige Laoten-Staaten: Lakon, Lampun, Tschengmai, Muang Nan, Hluang Prabang, Muang Prai. Alle sind durchaus unabhängig von einander; aber es giebt mehrere kleinere von den größeren abhängige Staaten. Die Beherrscher aller, der kleinen wie der größeren, sind Autokraten. In den 6 größeren Staaten giebt es je 2 Oberhäupter: das erste ist der „Tschau Hluang“, das zweite der „Tschau Operat“; indessen gilt letzterer oft mehr als sein Vorgesetzter, wie dies z. B. in Tschengmai und zu Kiang-Hai der Fall war. Die Ämter werden auf Lebenszeit vergeben, sind aber

nicht erblich, sondern werden dem Namen nach vom Könige von Siam besetzt, thatsächlich jedoch durch Wahl und Empfehlung des Volkes. Dieses sendet die Nachricht vom Ableben eines Häuptlings nach Bangkok und läßt unter der Hand seine Meinung hinsichtlich des Nachfolgers wissen. Der Tribut an Siam wird aller 3 Jahre entrichtet; er besteht in goldenen und silbernen Betelbüchsen, Vasen und Halsbändern, jedes besetzt mit 4 Rubinen von der Größe eines Lotossamenkornes und mit 100 von der Größe eines Maiskornes. Außer diesen Gegenständen werden noch sonderbare goldene und silberne Bäume geliefert, etwa 8 Fuß (= ca. 2,4 m) hoch, jeder mit 4 Ästen, deren jeder wiederum 4 Zweige mit je einem Blatte an ihren Ende hat. Die Goldbäume werden auf je 1080 Tikal (= ca. 135 Pfund Sterling = 2700 Mk.) geschätzt, die silbernen auf je 120 Tikal (= ca. 15 Pfund = 300 Mk).

Der gesamte Grund und Boden gehört dem Namen nach den Häuptlingen, in Wahrheit jedoch gewähren letztere den zahlreichen Tschaus gewisse Distrikte oder Provinzen zum „Essen“, wie die Siamesen und Laoten sich ausdrücken. Diese Fürsten zahlen keine Steuern, sorgen aber dafür, daß die Bevölkerung richtig steuert. Da ist zuerst die Reissteuer, verhältnismäßig nicht hoch, nämlich 1 % im Durchschnitte. Jeder Bauer muß für jeden Korb Samen einen Korb geernteten Reises abliefern, und da der Ertrag ein sechzig- bis dreihundertfacher ist, je nach Bodenbeschaffenheit, Bewässerung und anderen Bedingungen, ist die Abgabe keine schwere Bürde. Es sind von einem einzigen Korbe Samen auch 400 Körbe geerntet worden, aber als Durchschnittsertrag kann das Hundertfache der Aussaat angenommen werden. Es giebt auch Abgaben, mehr oder weniger schwer, auf Schweinefleisch, Opium, Arrak, Eisenware, Bambus, Betelnüsse, Stangenlack, Fisch und — Glücksspiel. In jedem Dorfe sind Beamte zur Eintreibung der Steuern eingesetzt; sie sind den Häuptlingen für gehörige Ablieferung verantwortlich. Daß sie sich nicht nach der milden Seite hin irren, kann man aus der Schnelligkeit, mit der sie reich werden, schließen.

Fürsten und hohe Beamte sind die Wucherer in Lao. Es verlohnt sich auch wirklich nicht für jemand anderen als die genannten Herren irgend welche Reichtum merken zu lassen; denn wenn ein Bauer oder Händler ein wenig Geld gesammelt hat und unvorsichtiger Weise diese Thatsache bekannt werden läßt, so stellt sich gewiß sehr bald jemand aus den herrschenden Klassen bei ihm ein ein, Meister in der Kunst, durch gute oder schlechte Mittel den letzten Pfennig aus dem gewöhnlichen Volke herauszuquetschen. Zu klagen würde nutzlos sein. Der unglückliche Besitzer des Geldes muß also seine Zuflucht zum Verstecken des Reichtums nehmen. Oft vergräbt er sein Geld an irgend einem einsamen Platze, wo es vielleicht für immer verborgen

bleibt. So wird die natürliche Neigung des Volkes zu erbärmlichen, geheimnisvollen Gewohnheiten noch vermehrt, und das Land bleibt arm und unentwickelt.

Diesen Fürsten und Beamten wird vom Volke die größte Ehrerbietung bezeigt. Unternimmt einer der oberen Zehntausend eine Reise oder macht er einen Besuch, so wird er, sei die Entfernung auch noch so kurz, stets von einem ganzen Gefolge von Dienern mit Regenschirmen, Betelbüchsen, Wasserkrügen, Lanzen, Schwertern und anderen Abzeichen seiner Würde begleitet. Die Leute der unteren Klassen geben, wenn der Zug bei ihnen vorüberkommt, ihre Ehrfurcht dadurch zu erkennen, daß sie sich kauern oder sogar



Gruß der Laoten.

niederknien und die Hände zu ihrem Gesichte emporheben, bis der große Mann vorüber ist. In der Unterhaltung wird ein Beamter nie mit seinem Namen, sondern stets mit seinem Titel bezeichnet, und so oft nur ein gewöhnlicher Sterblicher einen Höherstehenden anredet, spickt er jeden Satz mit demütigen Ausdrücken, wie z. B. „Tschau“ oder „Khorab“ (= Hochachtung oder Gehorsam), erhebt jedesmal beide Hände an die Stirne und macht eine Verbeugung; dabei bleibt er fortwährend in achtungsvoller, je nach dem Range der angeredeten Person abgemessener Entfernung. Entfernt sich ein Laote von einem Höherstehenden, so geschieht dies rückwärts in gebückter Stellung; bisweilen kriecht er auf allen Vieren in lächerlich verworfener Erniedrigung hinaus.

Sehr viele Leute aus dem Volke sind entweder völlige Sklaven oder Schuldsklaven. Da der gegenwärtige Zinsfuß 36 % jährlich beträgt, ist es kein Wunder, daß viele Schuldner die Zinsen nicht zahlen können und noch weniger das Kapital abzutragen vermögen. In diesem Falle werden sie eben Schuldsklaven, d. h. sie sind gezwungen, ihrem Gläubiger an Stelle von Geldzahlungen verschiedene Dienste zu leisten. Schuldsklaven stehen auf höherer Stufe als wirkliche Sklaven, werden gewöhnlich gut behandelt

und dürfen ihrem Herrn jederzeit nahen und ihn anreden. Die wirklichen Sklaven sind Kriegsgefangene oder Nachkommen solcher. Der gesetzliche Preis für männliche Kriegsgefangene ist je 54, für weibliche je 72 Rupien (= ca. 103 und 137 Mk.).

Die im westlichen Lao übliche Münze ist die britisch-birmanische Rupie; siamesische Münzen sind nicht zu erblicken, würden auch, wenn angeboten, nicht angenommen werden. Hier und da kann man noch altes einheimisches Geld antreffen, oval, sehr dünn, an der Rückseite vertieft — diese Vertiefung ist stets gefirnißt — und dementsprechend an der Vorderseite erhaben. So



Gewicht aus Lao in Form einer heiligen Gans.

sehen diese Münzen aus wie zusammengeschrumpft. Am Rande herum sind verschiedene Zeichen eingepreßt, die Staaten, aus denen die betreffende Münze stammt, angebend; so ist z. B. ein Elefant das Zeichen für Lakon, ein Pferd das für Tschengmai ꝛc.

Das gewöhnliche Handelsgewicht ist das chinesische Katty. Die alten einheimischen Gewichte, welche bei kleinen Mengen hier und da noch in Gebrauch sind, bestehen aus Messing und haben die Form eines „hoong" (d. h. heilige Gans, im Birmanischen „henza") oder eines Elefanten.

Ich kehre nunmehr zu meinen Freunden, den Tschaus zu Lakon, zurück. Die Phas und Häuptlinge, versammelt in feierlicher Sitzung, verurteilten mich zu einer Geldstrafe von 15 Rupien (= ca. 28,5 Mk.), und als ich es ablehnte, mich dieser Strafe zu unterziehen, verweigerten sie mir rundweg die Stellung von Elefanten und Führern und teilten mir mit, daß

ich mich als Gefangenen zu betrachten hätte. Obgleich keiner unwürdigen Behandlung ausgesetzt, befand ich mich doch unter strenger Bewachung, und weder ich noch einer meiner Diener konnte irgend wohin gehen, ohne beobachtet zu werden. Meine Leute waren in großer Angst vor körperlicher Schädigung. Ich hatte nicht beabsichtigt, in Lakon länger als zwei Tage zu bleiben, aber wohl oder übel mußte ich nun länger warten. Dem Verlangen der Phas nachzugeben wäre gleichbedeutend gewesen mit gänzlichem Verzichten auf die Weiterreise. Denn die Kunde von dem Vorgange wäre mir sicher vorausgeeilt, und ich hätte nirgends Unterstützung gefunden. Ich verlangte daher ernstlich, den Tschau Hluang zu sehen; aber sie weigerten sich, mir zu sagen, wo seine Reisfelder wären, und verschanzten sich hinter einer Zurückhaltung, welche ich vergebens zu überwinden versuchte. Es blieb mir nichts übrig, als der Sache die beste Seite abzugewinnen und, da meine persönliche Freiheit unangetastet blieb, obgleich ich auf allen Gängen bewacht wurde, möglichst viel von Land und Leuten zu sehen.

Zu sehen gab es in der Stadt oder ihrer unmittelbaren Umgebung immer etwas. Meine Wohnung in dem Tempel der Gerechtigkeit war so günstig gelegen, daß ich alle Vorgänge in der Stadt sehen konnte. Das Haus stand auf einem freien Platze mit der Aussicht gerade auf die Hauptstraße, an der das Gefängnis, der königliche Tempel, die Wohnungen des ersten nnd zweiten Häuptlings und der öffentliche Elefantenstall lagen. Gegenüber dem Gerichtshofe teilte sich diese Hauptstraße in einen rechten und linken Arm; in dem einen befand sich der öffentliche Brunnen. Vor meinen Fenstern war daher ununterbrochener Verkehr. Der Gerichtshof hielt alle Tage in dem kleinen, vom übrigen Gebäude abgetrennten Hinterraume Sitzung. Während meines Aufenthaltes in Lakon kam indessen nur folgender Fall zur Entscheidung. Von zwei wegen Straßenraubes zum Tode verurteilten Gefangenen war der eine entkommen, aber, nachdem er 50 Rupien (= ca. 95 Mk.) gestohlen, wieder ergriffen worden. Der Gefängniswärter hatte mir gesagt, daß wahrscheinlich beide für das erste Verbrechen begnadigt worden wären, wenn ihre Verwandten eine genügende Summe als „Lösegeld" erlegt hätten; aber die Flucht aus dem Gefängnisse und das zweite Verbrechen erforderte eine zweite Bestrafung, und so wurde denn der Schuldige zu 45 Stockhieben verurteilt. Das Urteil wurde vor dem Gerichtsgebäude vollzogen. Hier befanden sich nämlich die zur öffentlichen Züchtigung von Verbrechern nötigen Vorkehrungen, bestehend aus einem etwa 3 Fuß (= ca. 90 cm) hohen, fest im Boden steckenden Bambuskreuz und zwei Holzpflöcken davor, welche ungefähr 6 Fuß (= ca. 1,8 m) von dem Kreuze entfernt in die Erde eingeschlagen waren.

Der Verbrecher, der so eng geschlossen war, daß er kaum gehen konnte,

wurde aus dem Gefängnisse geholt. Eine dichte Volksmenge war versammelt; die Tschaus und Phas hatten „reservierte“ Sitze in dem Gerichtshofe. Jetzt mußte der Gefangene sich niedersetzen. Sein Rücken war dem Kreuze zugekehrt, seine Füße berührten fast die beiden Pflöcke. Dann wurde ihm über jede Schulter eine Bambusstange gelegt und mit dem einen Ende an einen der beiden Pflöcke, mit dem anderen an einen Arm des Kreuzes fest angebunden. Hierauf schnürte man die Arme des Mannes an die Stangen an, so daß er sich weder vor- noch rückwärts bewegen konnte, und seine Füße an die unteren Enden der Stangen; um seine Taille schlang man einen Strick, den man am Stamme des Kreuzes befestigte. Der Vollzieher der Strafe war mit einem langen, oben in vier Teile gespaltenen Rohrstocke bewaffnet und brachte, nachdem er seinen Stock wie zur Probe einmal durch die Luft hatte pfeifen lassen, auf das von einem Fürsten gegebene Zeichen den Urteilsspruch zur Ausführung. Schon nach dem ersten halben Dutzend floß das Blut von dem zerfleischten Rücken des Unglücklichen, dessen Heulen furchtbar anzuhören war.

In dem Gerichtsgebäude sah ich eine sehr erfinderische Einrichtung zur Messung der Zeit. In einem großen mit Wasser gefüllten Messinggefäße schwamm eine kleine Messingschale mit winzigem Loche im Boden, durch welches natürlich das Wasser langsam eindringt. Nach dem Verlaufe einer bestimmten Zeit ist die Schale voll und sinkt unter. In demselben Augenblicke schlägt ein Wachposten an ein Gong, hebt die Schale heraus, leert sie und setzt sie dann wieder auf die Oberfläche des Wassers. Ich fand, daß bis zum Untersinken der Schale genau eine Stunde verfloß.

In einer halben Stunde erreicht man von Lakon aus ein „Pra Bat“, d. h. Buddha's Fußspur. Sie ähnelt selbstverständlich den in Siam vorhandenen und mißt 6 Fuß 1 Zoll (= ca. 1,8 m) in der Länge, 2 Fuß 3½ Zoll (= ca. 68 cm) in der Breite. Freilich ist nicht einmal im Umrisse auch nur die geringste Ähnlichkeit mit dem Eindrucke eines Menschenfußes zu finden. Die Zehen z. B. sollen sich in drei Reihen von je fünf fast gleich großen Vertiefungen abgedrückt haben und so die dreifachen Zehengelenke des wirklich übermenschlichen Buddhafußes darstellen.

Ganz nahe bei dem Pra Bat ist ein großer Tempel, das Wat Hluang, welcher als Muster dieser Bauten in Lao dienen kann. Wie in Siam, so sind auch hier mehrere verschiedene Gebäude von dem Tempelbezirke umschlossen, deren größtes das „Wi-han“ ist. Dies entspricht unseren Kirchen: es ist nämlich der Ort, wo die Leute in Gemeinschaft anbeten und der Predigt der Priester lauschen. Es ist übrigens ein offener Bau ohne Wände außer der Rückseite, wo der Altar steht. Der Boden, 1½ Fuß (= circa 45 cm) hoch, besteht aus Ziegeln und Mörtel.

Von diesem Grunde ragen Tickholz-Pfeiler empor, dick lackiert und rot bemalt, welche die Dächer des Wat tragen: denn das Wat hat drei Abteilungen, eine immer etwas höher als die andre, jede mit einem dreifachen Dache von kleinen Ziegeln gedeckt. Die Giebel sind zu schlangenähnlichen Verzierungen geschnitzt, schwer vergoldet und mit einer Unzahl blauer, grüner, roter und weißer Glasstücke bedeckt, deren Funkeln in hellem Sonnenscheine einen sehr schönen Anblick gewährt. Jedes Dach gipfelt in schlanken, Turmspitzen ähnlichen Endstücken; die Dachrinnen über dem Eingange zeigen reiches Schnitzwerk. Rechts vom Eingange ist ein Schrein, auf welchem Fresken mit Scenen aus Buddha's Leben gemalt sind. Der Tempel hat weder Stühle noch Sitze; Priester und Gemeinde sitzen auf dem Boden. Dem Eingange gegenüber befindet sich der Altar, auf dessen Mitte eine große Buddhabildsäule in der gewöhnlichen sitzenden Haltung steht. Aus Ziegeln und Mörtel errichtet und schwer vergoldet, trägt sie ein Priestergewand über der Brust; die Augen sind mit Perlmutter eingelegt; ein großer Regenschirm erhebt sich als Zeichen der Macht über dem Kopfe. Vor diesem großen Götzen steht eine ganze Sammlung von Buddha-Figuren, einige von Bronze, die meisten aus Holz, alle aber vergoldet. Vor diesen wieder liegen bunt durcheinander die unvermeidlichen Blumenspenden, kleine Thontellerchen mit geröstetem Reis, Behälter für Wachskerzen und Weihrauch u. s. w. u. s. w. Rechts vom Altare sind zwei „Geisterhäuser", in deren einem ich mehrere auserlesene Buddhas von vergoldeter Bronze und einen von Elfenbein — Opfer des Häuptlings — sah; nahe dabei stand eine Sänfte aus Elfenbein und geschnitztem Holze, welche der letztverstorbene Häuptling zu benutzen pflegte; der gegenwärtige hatte es für schicklich erachtet, sie dem Tempel zu verehren. Links vom Altare ist das „Tamat" (d. h. Kanzel), aus Holz in Form einer Miniaturpagode errichtet, mit schön geschnitzten Figuren und Schnörkeln, vergoldet und mit den nie fehlenden bunten Glasstückchen eingelegt. Eine lose viersprossige Leiter führt zur Kanzel hinauf; letztere wird jedoch nur bei besonderen Veranlassungen benutzt, wenn auch ein anderes wichtiges Tempelgerät zur Verwendung kommt, nämlich ein bemalter und vergoldeter vierrädriger Karren mit Baldachin, nicht unähnlich einem Leichenwagen, nur viel kleiner. Dieser Karren, der in der Nähe stand, wird bei großen Gelegenheiten mit schön gestickten Kissen, vielen Kerzen und Wachszierraten und einer schönen Blumenpyramide in der Mitte belastet. So beladen und rund herum mit Stäben geschmückt, welche, am oberen Ende mit einer Goldzierrat versehen, in ihrem Aussehen sehr an goldene Streitäxte erinnern, wird der Wagen in feierlichem Aufzuge durch eine Anzahl von Männern zum Wat gezogen, und seine Last wird den Priestern übergeben.

In den Tempeln zu Tschengmai giebt es, beiläufig bemerkt, eine ganze Anzahl solcher „verdienstlicher" Karren.

Der Haupteingang zum Wi-han wird von zwei riesigen Figuren bewacht, Darstellungen von dem Oberkörper des Lieblingsungeheuers „Ratschasi" — eines fabelhaften Geschöpfes, welches als das größte und furchtbarste aller Tiere, als der König der Tiere, hingestellt wird und seinen Ursprung



Der Ratschasi, König der Tiere.

aus der Bärenfamilie herleitet. Der Sage nach hatte das Untier eine Zwillingsschwester, die später sein Weib wurde und ihm Ratschasi-Kinder gebar. Unmittelbar nach seiner Geburt wurde es so groß und stark wie ein Löwe. Thatsächlich sind die Ausdrücke „Löwe" und „Ratschasi" bei den Laoten gleichbedeutend. Der Ratschasi befestigte seine Herrschaft über sämtliche Tiere nur durch wiederholte Kämpfe. Der erste König der Schöpfung war die Eule, der zweite die Krähe, der dritte der Fasan, der vierte der Pfau. Letzterem wollten sich die Vierfüßler nicht unterwerfen, und die Tiere hielten eine Versammlung zur Wahl eines Königs und wählten den Elefanten, dem jedoch der Tiger den Gehorsam verweigerte. Der Streit wurde durch eine Kraftprobe beendigt, infolge deren der Ratschasi mit der Königswürde bekleidet wurde. Obgleich Bärenabkömmling, war er doch eine Art Gottheit. Aus diesem Grunde erhob er sich über seine Rasse und erlangte

die Herrschaft über alle Tiere groß und klein. Der Thron des Ratschasi und seiner Gemahlin war auf dem Gipfel eines bis zum Fuße zerklüfteten Berges; in der Schlucht floß tief unten ein Krystallstrom; sein Reich war der Urwald oder die Dschangeleinöde, „Pa jai“ genannt, und sein Hauptziel war, alle seine Unterthanen von der Annäherung an Menschen fernzuhalten. Aber viele, wie der Elefant, das Pferd, das Rind, das Schaf &c. gehorchten ihm nicht, wanderten in die Orte der Menschen, wurden gefangen und zur Sklaverei gezwungen. Nichtsdestoweniger brüstete sich der Ratschasi als größtes, mächtigstes und schönstes aller Tiere. Der Hund unternahm es, den prahlerischen König zu entthronen. Er lockte den Ratschasi auf die Ecke der Klippe über dem Krystallstrome, vorgebend, er wolle ihm einen in jeder Hinsicht ebenbürtigen König zeigen. Der Ratschasi kam, blickte nieder und sah sein eigenes Bildnis in dem klaren Wasser. Entschlossen, auf Leben und Tod mit diesem Schattengebilde zu kämpfen, sprang er von der Klippe herab und zerschmetterte an den Felsen. Die Königin floh mit ihren Kindern vor Gram und Schmerz in das entfernteste Dschangel und verbarg sich so sorgfältig, daß kein menschliches Auge sie je wieder gesehen hat. Vor seinem Tode hatte aber der Ratschasi einen Teil seiner Macht auf die Albinos übertragen, wie z. B. auf die weißen Elefanten u. s. w., und jeden Albino zum Unterkönig über sein Geschlecht gemacht. Daher ist ein weißer Elefant König aller Elefanten; giebt es mehrere solcher Tiere, so wird die Herrschaft zwischen ihnen geteilt. Die Haut des toten Ratschasi wurde durch Menschen in Sicherheit gebracht; jeder, welcher einen Teil davon besaß, wurde mit Ansehen und Würde bekleidet. Nach einer gewissen Zeit wurde der Ratschasi von neuem geboren und wurde nach vielen Wandlungen ein Gott und als solcher verehrt. Sein Dasein als Gottheit fiel in die Zeit vor Buddha's Vergötterung. Daher wird sein Bildnis außen vor den Buddhatempeln angebracht, zum Zeichen, daß die Zeit der Verehrung des Ratschasi vorüber ist. Man glaubt, daß das Bildnis einen gewissen Zauber über das Leben der Priester und der Bewohner des Ortes ausübt, indem es sie vor Gefahr, Krankheit &c. schützt. Aber wer im Dschangel reist und seine Stimme hört, dem zerreißt das Trommelfell, und er stirbt zugleich.

Der beigegebene Holzschnitt von diesem furchtbaren Tiere ist nach einer Zeichnung gefertigt, welche ein eingeborner Künstler zu Tschengmai für mich besorgte. Auf dem Originale ist die Figur schön rot, blau und goldig gefärbt.

Rechts außerhalb des Wi-han steht das „Hawtam“ (Bibliothek), in dem die heiligen Handschriften aufbewahrt werden. Dieses Gebäude seltsamen und einzigen Stiles steht auf einem zwei Fuß (= ca. 60 cm) hohen Ziegelboden; von diesem erheben sich 8 viereckige, etwa 10 Fuß (= ca. 3 m) hohe

Tiekbalken. Letztere tragen eine Decke, von der eine Veranda vorspringt, welche den Ziegelboden schützt und mit demselben durch eine Leiter verbunden ist. Durch eine stets sorgfältig verriegelte Fallthüre betritt man die erwähnte Veranda und findet sich in einem Raume, welcher mehrere große rot oder schwarz bemalte und mit Figuren oder Schnörkelwerk aus Blattgold verzierte Kisten enthält. In letzteren ruhen die heiligen Palmblatt-Handschriften. Jede ist sorgfältig in lebhaft gefärbtes Zeug eingewickelt, und die Kisten werden dicht verschlossen gehalten.



Wat und heilige Bücherei zu Lakon.

Die äußere Erscheinung dieses Baues, welcher sich über einem offenen Holzgerüste mit breiter Veranda erhebt, ist sehr eigentümlich. Die beiden Seitenwände neigen sich nach außen; der obere Teil des doppelten Schindeldaches springt über den unteren vor, und von den Endstücken des Dachfirstes hängen kleine Messingglocken herab, die fortwährend klingen, so oft nur Wind geht. Der Grund, warum man die Bücherei so auf ein luftiges Balkengerüst gesetzt hat, ist die Absicht, die Angriffe der Ratten und Mäuse abzuwehren.

Das mit dem Wat Hluang zu Lakon verbundene Wi-han und Haw-tam zeigt die beigefügte Abbildung. Doch ist bei der Verkleinerung meiner Zeichnung durch den Holzschneider die Bibliothek im Verhältnis zum Tempel zu groß geraten.

Auf dem Boden des Haw-tam steht eine große Trommel, bestehend aus einem Baumstamme, dessen eines Ende ausgehöhlt und mit Haut überspannt ist. Hinter dem Wat erhebt sich ein Turm mit zwei oder drei wohlklingenden Glocken. Denn die Laoten halten es für höchst notwendig, daß bei jedem Gottesdienste Glocken und Gongs ertönen, während gleichzeitig Feuerwerke abgebrannt werden, um Buddha zu benachrichtigen, daß seine Gegenwart nötig ist. Vor dem Wat steht eine lange Fahnenstange,

mit einer Vogelgestalt gekrönt, welche die heilige Gans vorstellen soll. Solche Stangen mit einer Anzahl von Flaggen und Wimpeln erblickt man in jedem Tempelbezirke. Oft dienen sie als Landmarken; denn viele nahe am Flusse erbauten Tempel sind vor dem Waldesdickicht nicht sichtbar, und für diese werden absichtlich recht hohe Flaggenstangen bestimmt, damit der Wanderer auf das Haus des Gebetes aufmerksam werde.

Links vom Wi-han ist das Obosot, das Allerheiligste (vgl. S. 96), durch die Priester stets verschlossen gehalten, und in passender Nähe dabei ein langer, niedriger, bedeckter Säulengang oder Hof, wo sich die Priester während ihrer Vorbereitung zur Predigt ergehen können; die Wände sind mit Freskomalereien aus Buddha's Leben geschmückt. Dahinter liegt ein Sala, mit einer Buddhafigur versehen, vor welcher der Wanderer seine Andacht verrichten kann. Eines von diesen Salas ist stets in oder bei dem Tempelbezirke erbaut, während ganz in der Nähe ein offener Hof liegt, „Sala-Bat“ genannt, wohin das Volk geht, um der Predigt der Priester zu lauschen. Das letzte zu erwähnende Gebäude ist das Schlafhaus, die Wohnung der Priester und Studenten. Es ist zu Lakon wie anderwärts von allen Bauten im Tempelbezirke am meisten vernachlässigt — mit Ausnahme vielleicht des Sala.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein Professor der Tättowierungs-Kunst — Wie die Laoten ihr Fleisch verzieren — Schmerzliche Operation — Muster, Instrumente und Farben — Tättowierungen — Mineralschätze bei Lakon — Überfluß an Elefanten — Karren der Eingeborenen — Hundekarren durch Menschen gezogen — Essen bei dem Radjaput — Endlich der Häuptling — Der Pya entlarvt — Ausgeräuchert — Plötzliches Ende der Verhandlung — Hochzeit — Vorbereitungen — Hochzeitszug — Allgemeine Heiterkeit — Heiratsvermittler — Hochzeitsfeierlichkeiten — Werbung und Verlobung — Bezeichnendes Sprüchwort — Abwickelung der Sache — Festlichkeiten — Stellung der Frau — Erziehung.

Als ich das Wat Hluang besuchte, sah ich, wie ein einheimischer Künstler einen jungen Burschen tättowierte. Letzterer lag in stoischer Ruhe da trotz der heftigen Schmerzen, welche die Operation ihm verursachen mußte. Es ist Sitte, den Körper von oberhalb des Nabels bis unterhalb der Kniescheibe zu tättowieren. Die Laoten schreiben diesem Gebrauche nicht, wie ihre Nachbarn, die Bewohner von Birma und Niau, irgend welche wohlthätige

Wirkung zu, sondern üben ihn teils aus künstlerischer Neigung und Liebe zum Althergebrachten, zum größeren Teile vielleicht als Zeichen von Mannhaftigkeit, Mut und Abhärtung von Seite derjenigen, welche sich freiwillig dieser Probe unterziehen. Wie die Dajakmädchen sich tättowieren, um den jungen Männern zu gefallen, so lassen es die Laoten mit sich thun der Weiber wegen. Die Sitte ist so allgemein verbreitet, daß man schwerlich einen Mann findet, der nicht je nach dem örtlichen Gebrauche mehr oder weniger vollkommen tättowiert ist. Die Operation ist notwendiger Weise eine schmerzvolle, besonders in Rücksicht auf die Empfindlichkeit der Haut an den bearbeiteten Teilen. Letztere schwellen an und entzünden sich heftig, so daß bisweilen hohes Fieber entsteht. Aber es sterben, wie mir sowohl in Lakon als auch in Tschengmai versichert wurde, nicht mehr als 2% an den Folgen davon. Ich bemerkte oft Knaben, welche sich unaufhörlich kratzten, und erfuhr auf Befragen, daß sie eben dabei seien, sich „für immer schön“ machen zu lassen.

Die meisten Personen lassen sich unter dem Einflusse von Opium tättowieren und immer nur ein kleines Stück vornehmen. Aber ich traf auch mehrere Männer, die mit zwei „Sitzungen“ fertig geworden waren.

Die zur Anwendung kommenden Figuren sind in allen Fällen einander sehr ähnlich. Es wird nur eine Farbe — schwarz — gebraucht, und es giebt keine Merkmale oder Zeichen zur Unterscheidung der verschiedenen Rangstufen, vielmehr sind Bettler und König unter den Händen des Tättowierers von Beruf gleich. Die Ausführung im einzelnen bleibt jedoch der Wahl des Behandelten und dem Geschicke des Ausführenden überlassen. Der Farbstoff wird aus dem Ruße brennenden Fettes erhalten, welcher in Thontöpfen aufgefangen, mit der Galle von wilden Ochsen, von Bären oder Schweinen gemischt und durch Zusatz von etwas Wasser verwendbar gemacht wird; einmal eingerieben, ist er unzerstörbar.

Zwei Werkzeuge werden benutzt; das eine ist ein kleines scharfzähniges Sägeblatt, etwa einem Kamme ähnelnd, womit die Umrisse punktiert werden; das andere ist ein Stahlgriffel mit scharfer Spitze und Längsriefen, in denen die Farbe sitzt. Mit letzterem Instrumente werden verschiedenen Figuren in die Haut gestochen. Es werden immer nur Tiergestalten eintättowiert, wie Affen, Fledermäuse, Ratten, Geier, Tauben oder Ungeheuer, unter letzteren besonders der fabelhafte Ratschasi u. s. w.

Mit ein wenig Schmeichelei brachte ich den Professor der Tättowierkunst zu Lakon dazu, mir die gewöhnlich angewendeten Figuren zu zeichnen. Er holte ein langes, rechteckiges, dünnes Brett hervor, das an den Rändern durch einen Rahmen geschützt und auf beiden Seiten mit einer dicken Lage von schön geglättetem und poliertem Lacke überzogen war. Dieses diente

als Tafel oder Zeichenbrett. Er zeichnete nun aus dem Gedächtnisse mit großer Schnelligkeit verschiedene Tiere und Ungeheuer darauf, welche Zeichnungen ich ihn dann auf einem Stücke Papier wiederholen ließ. Die beigefügte Abbildung ist danach angefertigt. Dazu gab er mir die folgenden Erklärungen:



Tättowierung eines Laoten.

Die Vögel zwischen den Windungen der Wellenlinie rund um die Taille sind „nok jung“, d. h. Pfauen; die vier großen Tiere sind Ratschasis; unter denselben ein „nok reng“, d. h. Geier.

Auf dem rechten Fuße sind die nachstehend genannten Figuren:

1: Noo (Ratte); 2: Mek oder Lom (Wolke); 3: Nok gatap (Taube); 4, 9, 14: Nok reng (Geier); 5, 13: Mom — ein fabelhaftes Tier, in den Tempelfresken dargestellt, ehe die Chinesen kamen; jetzt wird es meist durch den „Singto“ ersetzt; 6, 15, 16: Singto (Löwe); 7, 11: eine Fledermausart (angeblich ausgestorben); 8: Then (eine Art Zibethkatze); 10: Ratschasi; 12: Nok kapboa (Reiherart).

Auf dem linken Fuße:

1, 2, 3, 15: Mom; 4, 13: Ratschasi; 5, 6: Sua (Tiger); 7, 11, 14: Nok reng; 8: Singto; 9: Tschang (Elefant); 10: Ling (Affe); 12: Hoalaman.

Der „Professor“ sagte mir, die Ausführung dieser Bilder auf der menschlichen Haut würde zwei Tage in Anspruch nehmen. Sein Verfahren bestand darin, zur Vermeidung von Irrtümern zuerst die Umrisse der Fi-

guren einzuzeichnen, dann das Muster einzustechen, gut mit Farbe einzureiben und schließlich die Zwischenräume mit der Wellenlinie auszufüllen.

Ich muß hinzufügen, daß nur im westlichen Lao ein so bedeutender Teil des Körpers tättowiert wird. Die Laoten, welche ich in den Mekong-Destrikten traf, hatten nur eine Figur oder zwei entweder auf dem Beine oder auf der Brust.

Die Umgebung von Lakon ist augenscheinlich nicht nur an Holz, sondern auch an Mineralen reich. In der Nähe der Stadt sind einige sehr ergiebige Eisenminen, und ich habe auch Bleiglanz gesehen, der sich, wie mir versichert wurde, in den benachbarten Bergen in Menge findet. Ebenso kommt Kupfer vor. Die Eingeborenen sind geschickte Metallarbeiter und verfertigen sich selbst Gewehre.





Karen aus dem Osten von Lakon.

Was mich ganz besonders in Erstaunen setzte, war die Masse von Elefanten. Wohin immer ich ging, stets traf ich deren an, und die Wälder schienen ebenso voll von wilden zu sein wie die Stadt von gezähmten. Um so ärgerlicher war ich, daß ich nicht einen erhalten konnte, um meine Reise fortzusetzen. Ich lebte aber der frohen Hoffnung, daß der Tschau bald zurückkommen würde; denn der zur Verheiratung seiner Tochter festgesetzte Tag nahte heran, und ich hörte, daß er sicher der Feier beiwohnen würde. Ich vermute, daß ich diesen Tag noch mehr ersehnte als der Radjaput selbst.

Auf den Hügeln östlich von Lakon lebt ein Stamm Karen, von denen einige gelegentlich in die Stadt kamen. Ich benutzte diese Gelegenheit, mehrere derselben zu porträtieren. Im Vergleich zu ihren im Petschaburi-Distrikte lebenden Stammesverwandten zeigen sie einige Abweichungen. Die Männer tragen z. B. ihren Haarknoten an der Stirne, anstatt an der

Seite; auch lassen sie das Haar nicht so lang wachsen wie die an der Westküste.

Als ich eines Tages überlegte, welche Schritte ich thun sollte, um den Phas einen Begriff von ihrer Verantwortlichkeit beizubringen, hörte ich zu meiner Überraschung den ungewöhnlichen Ton von Rädern, welche langsam den Weg entlang rollten und gerade vor meiner Thüre anhielten. Da Elefanten und Ochsen in Lao als Lasttiere dienen, sind Karren natürlich selten. Gelegentlich sieht man allerdings in der Nähe von Städten ein ungefüges Fuhrwerk auf zwei Rädern. Letztere sind lediglich Holzcylinder ohne Speichen, werden nie geschmiert, verursachen daher ein lautes, kreischendes Geräusch, welches in weiter Ferne vernehmbar ist. Solche Wagen werden nicht von Pferden oder Rindern gezogen, sondern von Männern, und dienen nur dazu, um den Reis vom Flusse nach den fürstlichen oder königlichen Vorratshäusern zu schleppen. Ich war daher sehr überrascht, Räderknarren zu hören, und ging hinaus, um zu sehen, was dieses Ereignis bedeute. Da sah ich denn einen Hundewagen von modischem Äußeren, von zwei Sklaven gezogen, und in ihm saß, mit schwarzem Anzuge nach europäischem Schnitte, mein Freund, der Radjaput. Sofort lud er mich ein, neben ihm Platz zu nehmen und mit ihm zu speisen. Fort ging's — Kao kam zu Fuße hinterdrein.

Das Haus war nach Landessitte entworfen und gebaut, bedarf also keiner Beschreibung. Es war mit einem Tische und sechs Stühlen ausgestattet, und auf der Diele lagen drei Stücke von Brüsseler Teppichen mit verschiedenem Muster und sehr unpassenden Farben. Die Speisen — wenig mehr als Reis, Fisch und gekochtes Geflügel — wurden in durchaus nicht fürstlicher Weise aufgetragen. Das erste, was meine Aufmerksamkeit erregte, war eine Flasche mit der Etikette „Best India Pale Ale" (= Bestes indisches Pale Ale) — eine Etikette, welche augenblicklich angenehme Vorstellungen von einem erfrischenden Trunke in mir aufsteigen ließ, der um so schmackhafter sein mußte, je unerwarteter er kam. Groß war meine Enttäuschung, als ein Sklave den Inhalt in einen Becher goß, und der Duft des untrinkbaren einheimischen Arraks in meine Nase stieg. Ich brauchte gar nicht die Farbe des Getränkes zu sehen: es zu kosten kam nicht in Frage; ich hatte genug vom Riechen.

Endlich gegen Abend des letzten Tages im Jahre kehrte der Tschau Hluang von seinen Reisfeldern heim. Am Neujahrstage stattete ich ihm einen Besuch ab, begleitet von Kao und drei einheimischen Beamten, lauter Phas, darunter mein alter Freund, die Ursache all meiner Verlegenheiten. Äußerlich höflich und ehrerbietig, seit ich mich in so unerwarteter Weise ihm am Tage meiner Ankunft vorgestellt hatte, war er doch, wie ich genau fühlte,

entschlossen, mir jeden Possen zu spielen. Auf einem großen silbernen Präsentierteller, den er beim Gehen hoch empor hielt, trug er meinen sorgsam auf einen Blumenstrauß gelegten Empfehlungsbrief.

Der Häuptling lagerte auf Kissen, unter denen ein Teppich lag. Über ihn spannte sich eine Art Thronhimmel aus. Rings um ihn standen die Abzeichen seines Ranges: Betelbüchsen, Spucknäpfe, Teller rc. — alles schön gearbeitet und aus lauterem Golde. Auf einem anderen Teppichstücke, aber niedriger als sein Vorgesetzter, lag der zweite Häuptling. Sie erhoben sich nicht bei unserem Eintreten und schienen uns überhaupt sehr wenig Beachtung zu schenken. Es herrschte ein verlegenes Schweigen, bis Kao in meinem Auftrage einige Worte an den Häuptling richtete und auf mein Empfehlungsschreiben hinwies, welches der alte Pya noch immer hielt.

Nun kam die Gelegenheit für letzteren, sich mir gegenüber zu rechtfertigen, und für mich, über ihn in seiner Gegenwart Beschwerde zu führen. Aber eine unerwartete Entlarvung fand statt. Eben der alte Pya, welcher unter dem Vorwande, nicht lesen zu können, den im Briefe erhaltenen Weisungen den Gehorsam verweigert hatte, wurde sofort vom Tschau beauftragt, das Schreiben laut vorzulesen. Wirklich las er es vor, und zwar in einer Weise, die nach meiner Ansicht nicht das geringste Schamgefühl seinerseits verriet. Die Worte des Briefes waren für mich natürlich böhmische Dörfer, aber so viel konnte ich verstehen, daß der Name des Tschau Ja Maha Mala, des siamesischen Ministers für den Norden, oft vorkam. Und jedesmal, wenn dies geschah, hob der Tschau als Zeichen seiner Hochachtung die Hand.

Kaum war das Lesen des Briefes vollendet, als das Zimmer sich mit beißendem Rauche füllte, der aus dem offenen Raume darunter, wo die Weiber Pfefferschoten rösteten, aufstieg. Wir alle empfanden ein höchst peinliches Erstickungsgefühl und begannen heftig zu husten und zu niesen, so daß unsere Zusammenkunft ganz plötzlich abgebrochen wurde.

Ich weiß nicht, ob der Verdacht, welcher damals sofort in mir aufstieg und seitdem bedeutend bestärkt worden ist, auf Wahrheit beruht: daß nämlich dieses Ausräuchern ein kleiner Schachzug meines erfindungsreichen Freundes, des Pya, war; er schnitt mir dadurch die Gelegenheit ab, den Tschau unter dem frischen Eindrucke des Briefes um Erfüllung der darin gegebenen Befehle zu bitten oder mich über die Ungastlichkeit des Pya zu beklagen. Manchmal ist mir sogar der Gedanke gekommen, daß im letzten Grunde nicht der Pya allein bei der Angelegenheit beteiligt war, sondern mit ihm auch der Tschau; denn dieser schien in nicht eben liebenswürdiger Stimmung zu sein. Er wollte nicht gern den „Farang“ unterstützen, wagte aber auch nicht, die Weisungen seines Herrn offen aus den Augen zu setzen,

und war daher mit dem Auskunftsmittel des Pya, die Begegnung rasch zu beenden, einverstanden. Jedenfalls hatte der Vorfall, beabsichtigt oder zufällig, die Wirkung, unsere Unterredung zu beenden und mir die Gelegenheit abzuschneiden, schon damals wegen meiner zukünftigen Unternehmungen zu einem Ergebnisse zu kommen.

Der nächste Tag war zur Hochzeit des Radjaput festgesetzt. Die Stadt war in Erwartung des Ereignisses in Aufregung. Den ganzen Morgen über sah ich große Mengen von Lebensmitteln in den Palast des Tschau bringen — Reis, Gewürz, Schweine- und Büffelfleisch, Gemüse, gerösteten spanischen Pfeffer und unendlich viel Arrak. Etwa um Mittag zog eine Musikbande durch die Stadt, die eine nicht eben süße Musik auf Tamtams, Gongs und Flöten ausführte. Begleitet wurden die Musiker durch Sänger, deren einförmiger Gesang mehr einem Grabliede als einem Hochzeitsmarsche glich. Hinterher kamen zwei Tänzer, ohne Zweifel wichtige Personen, aber schon betrunken, wie viele unter der Menge. Diesen folgten Diener und Sklaven, Blumen tragend, welche teilweise mit großem künstlerischem Geschmacke sehr geschickt zu verschiedenen Mustern angeordnet waren. Die letzte derartige Schöpfung war ein großer Blumenturm auf einer Bambussänfte, hinter welchem der Sonnenschirmträger des Radjaput mit einem großen roten Schirme an einem langen silbernen Stocke ging.

Hierauf kamen wieder Musiker und dann die Dienerschaft des Fürsten zu zwei und zwei — teils mit gezogenen Schwertern, deren Griffe golden und silbern waren, teils mit umgekehrten Waffen — dies würde einem Europäer wieder eher zu einem Leichenzuge als zu einem Hochzeitszuge passen —, teils mit dem unvermeidlichen Gold- und Silbergeräte ihres Herrn: Betelbüchsen, Trinkbecher, Spucknäpfe u. s. w. Dann kam der Bräutigam selbst in einem Hundewagen, gezogen nicht von seinem einzigen Pony, welches vielmehr einen Feiertag hatte und völlig nach europäischer Art angeschirrt gerade vor ihm ging, sondern von zwölf Männern, welche ihre Arbeit noch durch ganz beträchtliches Lärmen und Schreien vermehrten. Der Bräutigam, ein Bild des Jammers, suchte in einer Cigarette, welche er durch Meerschaumspitze rauchte, Nervenberuhigung und Trost; er trug eine blaue goldgestickte Seidenjacke, ein violettes Palai und eine schwarze Sammetkappe mit Goldband.

Als er an meinem Hause vorüberkam und mich sah, winkte er mir, an seiner Seite in dem Wagen Platz zu nehmen. Ich leistete seiner Aufforderung Folge, worüber die Menge in ein gutmütiges Gelächter ausbrach — sei es aus Verwunderung über die ungewöhnliche Einladung, sei es, weil ihnen der Gedanke spaßhaft vorkam, daß ein Ausländer eine so hervorragende

Rolle in der Sache spielen sollte. Mich selbst brachte mein unerwartetes Amt als Brautführer in die heiterste Stimmung.

Hinter dem Radjaput kam ein Gefolge von anderen Sklaven, wieder zu zwei und zwei; von den vorderen Paaren trug jedes einen Kasten mit gemünztem Gelde; danach folgte ein zweiter Teil des Familiengeschirres; dann eine Truppe unberittener Lanzenträger; hierauf erschienen neun große Elefanten, alle mit Stoßzähnen; der erste trug einen großen roten und vergoldeten Sessel, auf den man einen Haufen goldgestickter Kissen in verschiedenen Formen nebst Matratzen gepackt hatte; letztere ließen sich wie ein Damenfächer auseinander- und zusammenklappen. Alles war zur Zimmerausstattung für das glückliche Paar bestimmt.

Am Thore des Palastes des Tschau Hluang angelangt, machte der Zug Halt, und auf das Zeichen seitens eines Beamten setzte sich jedweder bis zur Ankunft des Radjaput nieder. Ich verabschiedete mich von letzterem unmittelbar bevor er das Gebäude betrat, weil ich fühlte, daß meine Gegenwart schwerlich in den Rahmen der Feier passen würde. Ich bin daher nicht imstande, die wirkliche Heiratsfeierlichkeit zu beschreiben; nur soviel weiß ich, daß die meisten der Gäste innerhalb, und fast die ganze Menge außerhalb des Palastes lange vor Abend betrunken wurden — einige von ihnen so vollständig, daß sie hinweggetragen werden mußten.

Über Brautwerbung und Heirat wollten die Laoten mir nicht rechte Auskunft geben. Ich erfuhr jedoch, daß das Anbieten einer Blume oder die Bitte, eine Cigarette an derjenigen im Munde einer Schönen anzünden zu dürfen, als Liebeserklärung gilt. Die Annahme der Blume oder die Gestattung der Bitte ist thatsächliche Einwilligung seitens der Dame. An diesen und anderen ähnlichen Zeichen hat mich der Augenschein gelehrt, daß menschliche Natur auch in Lao menschliche Natur bleibt, und daß Gelegenheiten zu Liebeständeleien und Süßholzraspeln von den Laoten ebensowenig verabscheut werden als von den zivilisierteren Menschen.

Eine Hochzeit ist im allgemeinen eine wichtige Sache, bei der man sich sehen läßt — natürlich je nach den Verhältnissen und dem Range der unmittelbar dabei beteiligten Personen.

Die Einzelheiten bei der Heirat und Verlobung sind vermutlich den siamesischen sehr ähnlich; wenigstens gleichen sich die Sitten der Laoten und der Siamesen in anderen Beziehungen sehr. In Heiratsangelegenheiten wenden beide Völker, wie ja auch manche hochzivilisierte Nationen, die guten Dienste von Mittelspersonen an, welche stets die nötigen Abmachungen wegen Mitgift u. s. w. besorgen und nicht selten den heiratsfähigen Jünglingen und Jungfrauen die Mühe des Werbens ersparen.

Hinsichtlich der Siamesen kann ich folgende Mitteilungen machen,

die mir durch die Güte des Kapitän Ames, königlichen Polizei-Inspektors, zugingen.

Bei den oberen und angeseheneren Klassen der Bevölkerung pflegen Eltern, wenn sie einen Sohn zu verheiraten wünschen, oder wenn etwa letzterer selbst erklärt hat, in den Stand der heiligen Ehe treten zu wollen, einen „Maasu", d. h. Heiratsvermittler, zu verwenden, der mit den Eltern desjenigen Mädchens, in welches der Sohn sich verliebt hat, oder welches sonst für „passend" erachtet wird, genau bekannt ist. Der Maasu geht und bespricht die Sache mit den Eltern. Zeigt sich kein Hindernis, so erlesen die Eltern des Jünglings einige ältere Personen, gute Freunde beider Familien, Männer und Frauen, verschwiegen und — was sehr wichtig ist — beredt, und laden sie zum Zwecke einer Beratung über die wichtige Vorlage in ihr Haus. Nach gründlicher Besprechung kommt man zu dem einstimmigen Beschlusse, daß die Partie eine gute ist. Nun werden die Sterndeuter nach einem günstigen Tage gefragt, an welchem die erwähnten älteren Personen die Eltern des Mädchens besuchen können. Am bestimmten Tage begeben sich dann die Abgesandten zu dem Hause der Betreffenden, werden von deren Eltern höflich empfangen und eingeladen, sich nach Rang und Alter niederzusetzen. Jetzt findet die erste feierliche Handlung statt: Betelnüsse, Kalk, Sirih-Blätter*) und Tabak werden auf Gold- und Silbertellern den Gästen vorgesetzt. Letztere kauen nach Herzenslust und gehen währenddem „zur Sache selbst" über, besonders darauf achtend, die Eltern des Mädchens genau ihrem Range entsprechend anzureden. Die Eltern hören der zweifellos blumenreichen Rede zu und antworten etwa folgendes:

„Unsere Tochter lieben wir sehr, und der Sohn der Eltern, die ihr vertretet, ist eine Person, die wir auch sehr achten. Ein altes siamesisches Sprüchwort aber sagt: Gehe langsam, und du kommst zum Ziele; und eine lange Anstrengung endet vermutlich glücklich. Daher wollen wir uns erst mit unserer Sippschaft beraten und sehen, was sie denken, und dann wollen wir euch Antwort geben".

Nach kurzer Zeit, wenn wieder ein guter Tag gekommen ist, senden die Eltern des jungen Mannes ihre Gesandten wiederum ab, um zu erfahren, welchen Entschluß die Eltern des Mädchens gefaßt haben. Ein zweiter Besuch wird veranstaltet, und die Antwort der Eltern lautet günstigen Falles also:

„Wir haben uns mit unserer Sippe beraten, und die allgemeine Ansicht ist die, daß, wenn der Jüngling seinem wahren Gefühle nach zu unserer Tochter das Zutrauen hegt, sie werde ihn in Krankheit pflegen und seinem

*) Blätter des Betelpfeffers.

Körper nach seinem Tode die gehörige Aufmerksamkeit widmen, diese seine Zuversicht eingepflanzt und so gepflegt werden soll, daß sie wachse und blühe".

Aber wie stellt sich das Altersverhältnis der Betreffenden? Passen ihre Jahre, Wochentage und Monate zu einander? Diese Fragen entspringen aus dem Aberglauben, daß gewisse Jahrgänge mit einander unvereinbar sind. Es können z. B. Personen, im Jahre der Ratte geboren, nicht mit denen aus dem Jahre des Hundes übereinstimmen; die aus dem Jahre der Kuh nicht mit denen aus dem Jahre des Tigers; gleicherweise schließen sich Tiger und Kaninchen, Hahn und Hund, Hund und Affe aus. Solche Ehepaare werden als unpassend zu einander betrachtet: denn ein Mann, in irgend einem dieser Jahre geboren, und ein Weib, aus dem andern Jahre eines dieser entgegengesetzten Paare stammend, würden, wenn mit einander ehelich verbunden, gleichsam durch den ganzen Lauf der Natur versucht werden, einander zu schelten, zu beißen, zu verschlingen. Demgemäß bitten die beiderseitigen Eltern hochachtungsvollst einander, einem Wahrsager die Jahre, Monate und Wochentage der Geburt der fraglichen jungen Leute zu unterbreiten und seine Meinung darüber zu hören, ob die beabsichtigte Verbindung eine glückliche werden wird oder nicht. Diese gegenseitige Bitte findet natürlich gegenseitige Gewährung. Finden die Sterndeuter kein Bedenken, so werden die Abgesandten nochmals zu den Eltern der Braut in spe geschickt, behufs weiterer Verabredungen wegen der Hochzeit, und der glückliche Bräutigam macht sich sofort daran, Holz für das zukünftige Wohnhaus zu besorgen, dessen Errichtung er täglich überwacht. Es ist immer üblich, dasselbe nahe bei dem Hause des Brautvaters zu erbauen. Daher findet man sehr selten, daß ein junger Ehemann bei seinem Vater lebt, anstatt bei seinem Schwiegervater.

Wenn das Haus beinahe fertig ist, wird alter Sitte gemäß ein Priester eingeladen, dem Heim seinen Segen zu geben.

Die Brauteltern wenden sich nunmehr mit möglichst wenig Verzug an die Sterndeuter, damit diese einen passenden Tag für die Hochzeit bestimmen. Ist dies geschehen, so machen sie den Tag ihren Verwandten und Nachbarn bekannt, und beide Elternpaare wählen für jede Partei vier oder mehr ältere und noch einige andere Personen aus, welche das „Kong Tun" und das „Sinsawt" tragen sollen. Ersteres entspricht einer Mitgift und besteht aus einer von beiden Elternpaaren eigens dazu bestimmten Geldsumme; der niedrigste Betrag, der jemals gegeben worden ist, damit „Mann und Weib ihr Geschäft vereinigen könnten", wie mein siamesischer Freund sich ausdrückte, beläuft sich auf je 20 Kattis von beiden Teilen, zusammen also auf 40 Kattis (= 400 Pfund Sterling = ca. 8000 Mk.). Das Sinsawt ist ein als Unterpfand des Verlöbnisses gegebenes Geschenk: zwei weiße

Anzüge, als eine den Brauteltern gebotene Gabe bezeichnet, samt den Hochzeitskuchen, Schüsseln mit Betelnüssen u. s. w. Diese Gegenstände werden in völlig feierlichem Aufzuge zu Wasser oder zu Lande, unter Begleitung einer Musikbande, welche, wie mein siamesischer Freund sagte, „geeignete Hochzeitsmelodien" spielt, nach dem neuen, auf siamesisch „Pua Mia" genannten Hause gebracht, um der Braut überreicht zu werden. Denn alle Hochzeitsgeschenke gehören nachmals der jungen Frau, und der Mann hat kein Recht, sie anzurühren. Tritt eine Trennung ein, so kann der Mann nur das beanspruchen, was er selbst eingebracht hat.

Wenn die Elternpaare samt Verwandten und Gesandten vollzählig versammelt sind, so setzen sich alle auf Matten nieder, während Kong Tun und Sinsawt ausgestellt werden. Die Gesandten, welche die ganze Sache in Händen gehabt haben, sehen darauf, daß das von beiden Seiten gegebene Geld in ihrer Gegenwart gezählt wird, damit sie gesetzliche Zeugen des Geschäftes werden. Dann vermengen sie die beiden Geldhaufen und lassen wohlriechendes Öl, duftende Blumen und etwas Reis darauf fallen — als sichtbaren Ausdruck ihres Wunsches, daß das junge Paar Reis, Öl und Wohlgerüche in Überfluß haben möge.

Nunmehr übergeben die Vertrauenspersonen die Mitgift den Brauteltern, und nachdem etwa eine Stunde mit Schmausen verbracht worden ist, erscheinen 5 oder 6 vorher von der Braut oder dem Bräutigam geladene Priester, lesen einen Abschnitt aus den buddhistischen Schriften und rufen den Segen des Himmels auf das junge Paar herab. Während all dieser Zeit bleibt die Braut, welche durch eine Anzahl von jungfräulichen Dienerinnen in ihr neues Heim geleitet worden ist, mit ihrem Gefolge den Blicken hinter einem quer durch die Mitte des Raumes gezogenen Vorhange verborgen*).

Nach Beendigung der gottesdienstlichen Handlung wird der Vorhang gelüftet und gewisse, besonders dazu erlesene ältere Personen gehen an die Spendung des heiligen Wassers des Segens. Braut und Bräutigam werden zu diesem Zwecke auf einen zum Sprengen vorbereiteten Platz geführt und etwa 18 Zoll (= ca. 45 cm) von einander niedergesetzt. Der Obmann der auserwählten Personen nimmt das Gefäß mit dem heiligen Wasser und gießt unter Segenssprüchen ein wenig davon erst über den Kopf des Bräutigams, dann über den der Braut.

Mit dem Beistande der Dienerinnen vertauscht nun die Braut ihr nasses Gewand mit einem prächtigeren trockenen. Gleichzeitig erscheint ein hübsch gekleideter Knabe an der Thüre und bringt auf einer silbernen

*) Ein ähnlicher Brauch besteht auf Sumatra.

Schüssel einen neuen feinen Anzug für den Bräutigam, ein Geschenk von den Brauteltern, „Pa hawi=haw" genannt. Dieser Anzug wird sofort benutzt. Mittlerweile beten die Priester in einem anderen Raume für das Wohlergehen der jungen Leute, und nachdem sie mit Thee, Betelnuß und gelben Gewändern bedacht worden sind, kehrt jeder nach Hause zurück. Nunmehr ist die Familie der Braut an der Reihe, ein Fest zu geben, und am Abende des dritten Tages endlich wird die Braut feierlich zu ihrem neuen Wohnplatze geleitet. Zwei oder drei Tage nachher macht der junge Mann mit seiner Frau einen Besuch bei der Familie seines Vaters. Die Frau wirft sich vor derselben zu Boden und verteilt einige kleine Geschenke an sie, wie z. B. Blumen, Kuchen &c. Wenige Tage später muß die Frau ihren Gatten zu ihren Eltern geleiten, vor welchen jener sich tief verneigt.

Bei der Geburt des ersten Kindes wird das Kong Tun, welches der Obhut der Brauteltern anvertraut worden war, der jungen Mutter übergeben. Bis zu dieser Zeit haben die Neuvermählten die Füße unter den Tisch der Brauteltern gesteckt; von nun an müssen sie selbst für sich sorgen.

Seltsamer Weise hat die ganze Hochzeitsfeierlichkeit ihren Namen von der Betelnuß, welche bei dieser Veranlassung auf metallener oder hölzerner Schüssel gereicht wird. Soll dabei nichts fehlen, so müssen noch folgende Gegenstände dabei sein: ein Kuchen, „Kanom=tschin" genannt; eine Art Ragout, scharf gewürzt, in Pisangblätter gewickelt und gedämpft; endlich Sirihblätter und ungelöschter Kalk. Das alles wird „Kan mak" genannt, wörtlich übersetzt: „Ein Becken Betelnuß", und dies ist die gewöhliche siamesische Bezeichnung der Hochzeit.

Dem Namen nach besteht bei den Laoten, welche gleich den Siamesen jung heiraten, Monogamie. Bei beiden Völkern steht die mit allem dazu gehörigen Pomp geheiratete wirkliche Frau dem Manne im Range gleich und ist Herrin des Haushaltes. Fürsten und Beamte jedoch, deren Mittel es erlauben, haben Sklavinnen, welche, wenn sie ihrer überdrüssig sind, verkauft oder anderweitig verthan werden.

Die Frauen üben sowohl in Lao als in Siam eine bedeutende Gewalt aus und werden durchaus nicht so behandelt wie die malaiischen Weiber.

Die Gattin des letzten Exregenten war sehr mächtig, und wenn irgend jemand, der eine Gunst von demselben erlangen wollte, sie auf seiner Seite hatte, da ging bei dem Sombeth Tschau alles ganz prächtig. In Lao ist es ebenso; die Ehefrau eines Häuptlings oder Fürsten übt stets großen Einfluß aus, nicht bloß einfach deshalb, weil sie zufälliger Weise „im Schatten des Thrones" steht, sondern weil der von Natur scharfe Verstand des Weibes in seinem wahren Werte anerkannt wird.

Eigentliche Erziehung giebt es für beide Geschlechter nicht. Niemand verlangt von Frauen irgend welche gelehrte Bildung. Allerdings empfangen die meisten Knaben etwas Unterricht im Lesen und Schreiben; aber es wäre lächerlich, wollte man das mit dem Namen „Erziehung“ beehren. Die Priester sind die Lehrer, und ihre Lehre beschränkt sich auf die Vorschriften Buddhas und die Legenden aus seinem Leben. Eine Frau, und sei es auch eine Fürstin, welche lesen und schreiben kann, ist ein weißer Sperling.

Sechzehntes Kapitel.

Freiheit — Fürsten als Führer — Elefantenrutsch bergab — Händler aus Niau — Ochsenkarawane — Geputzte Maultiere — Gefährlicher Weg — Töpfereien und Ziegeleien — Anfertigung von Töpfen und Pfannen — Sonderbarer Ofen — Lampun — Alte Archive — Berühmtes Wat und Pratschedi — Vergrabene Reliquien — Plünderung der Pratschedis — Schatzfund — Vertreibung der Geister — Gute Werke — Stufen zum Himmel — Vorstellung der Laoten vom Weltall — Die verschiedenen himmlischen Kammern — Der höchste Himmel.

Früh morgens nach dem Hochzeitstage begab sich der Tschau Hluang wieder auf seine Reisfelder und überließ mich wieder den zarten Aufmerksamkeiten der Phas, welche, befreit von der Furcht einer Einmischung seitens ihres Vorgesetzten, mich nach Herzenslust ärgerten. Daß der Tschau in die Sache eingeweiht war, steht wohl außer Zweifel. Aber er hatte, glaube ich, angeordnet, daß sie mich nach etwas weiterem Plagen unbehelligt meine Reise fortsetzen lassen sollten. Denn endlich am 7. Januar (1882) benachrichtigten mich die Beamten, scheinbar von der Nichtswürdigkeit, mich noch länger in Unthätigkeit zu erhalten, überzeugt, daß ich abreisen könnte. Ich besorgte Elefanten und zwei Führer, legte formellen Protest gegen meine Festhaltung ein dergestalt, daß ich gegen Häuptlinge und Volk von Lakon Klage auf Schadenersatz erhob, und schüttelte dann den Staub Lakons von meinen Füßen: gegen Mittag brach ich nach Tschengmai auf.

Ich bemerkte, daß meine zwei Führer ungewöhnlich nett gekleidet waren und erfuhr von Kao, daß sie Tschaus seien. Zuerst glaubte ich, sie hätten die Führerrolle übernommen, um mein Thun zu beobachten. Es stellte sich aber heraus, daß sie etwas anderes im Auge hatten. Fürsten sind, wie es scheint, in Lao etwas so Gewöhnliches, daß die Behörden solche als Führer geben können, und sie sind gleichzeitig so arm, daß sie es nicht unter ihrer Würde

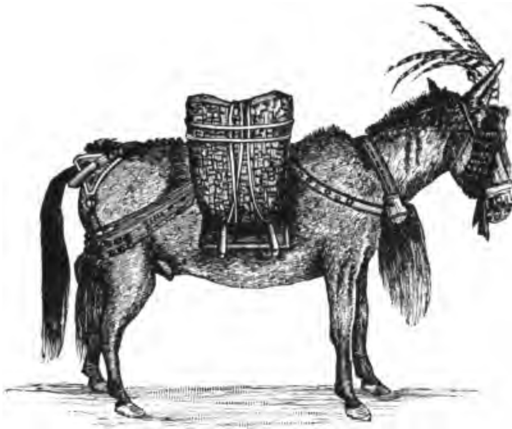
halten, sich derartigen Pflichten wegen der geringen damit verbundenen Verdienst zu unterziehen.

Der Weg führte abwechselnd zwischen Reisfeldern und Buschholz hindurch; gegen 6 Uhr nachmittags durchschritten wir den Metan, einen anderen Zufluß des Menam Bang. Hier stand ein Sala, in welchem wir Nachtlager hielten.

Am nächsten Tage betraten wir schönen Wald, aber die Reise wurde sehr beschwerlich. Wohl zwanzigmal überschritten wir den Metan, und bei dem Auf- und Absteigen hatte ich reichlich Gelegenheit, die Sicherheit des Trittes der Elefanten zu bewundern; die Tiere schienen sich über die Aufregung des Auf- und Abklimmens an steilen Stellen förmlich zu freuen. Zerrissene Abhänge, wo scheinbar eine Ziege kaum Halt gefunden hätte, erstiegen sie; bergab rutschten sie auf dem Bauche, die Vorderfüße gerade nach vorn und die Hinterfüße nach rückwärts ausstreckend — und das alles mit einer Leichtigkeit und Sicherheit, daß ein Maultier, wenn es alle vier Füße anwendete, hätte neidisch werden können. Während des späteren Nachmittags reisten wir buchstäblich am Flußbette hin, allmählich höher steigend, bis wir uns zur Nacht in einer Höhe von 1100 Fuß (= ca. 300 m) lagerten. Die Luft war kühl und feucht, und am Morgen fiel das Thermometer auf 50° F. (= 8° R.).

Am folgenden Tage begegneten wir mehreren Karawanen von Händlern aus Niau, deren Ochsen mit Betelnüssen und Pfeffer beladen waren. Sie zogen nach Lakon. Diese Niau- oder Schan-Händler aus dem Norden treiben mit Lao und Siam einen ebenso bedeutenden Handel als die Händler aus Yünnan im Osten. Die Lasttiere der erstern sind stets ausschließlich Ochsen, die der letzteren Ponies oder Maultiere. Keine von beiden Völkerschaften benutzen Elefanten, welche jenseit der Ganzen von Lao selten sind. Ein Dutzend Ochsen, jeder im Werte von 15 — 25 Rupien (= ca. 29 — 48 Mk.), sind für einen Niau-Mann das, was ein Elefant für einen Laoten ist. Es kommt sehr häufig vor, daß man auf lange Hornviehzüge stößt, die manchmal aus 200 — 300 Stück bestehen und im „Gänsemarsch“ die schmalen als Wege dienenden Pfade dahinziehen, jeder Ochse mit zwei über seinen Rücken herabhängenden Packsätteln, in denen Erzeugnisse Niaus oder umgekehrt die Laos und Siams stecken. Begegnet man einer solchen Karawane mit einem Elefanten, so weicht man, sei es im Walde oder im freien Felde, aus. Damit die Annäherung des Zuges bemerklich gemacht werde, trägt jeder Ochse einige kleine Messingschellen, deren Klang ganz lieblich durch die Waldlichtungen ertönt oder von hohen Bergen zurückgeworfen wird. Bisweilen haben auch einige der Ochsen an Stelle der Messingglöckchen große Holzglocken am Kopfe, d. h. glockenförmige Holzstücke, mit unendlicher

Mühe ausgehauen und geformt, welche, mit einem Klöppel versehen, wie Trommeln die Musik der Metallglöckchen begleiten.



Leittier einer Yünnan-Karawane.

Diese Schellen sind auch für den Leiter der Herde nützlich, wenn er sein auf einer Haltestelle grasendes Vieh finden will. Damit keine Verzögerungen vorkommen, dürfen die Tiere nicht während des Marschierens fressen, und sind deshalb mit Rohrmaulkörben versehen. So laufen sie denn ruhig ihren Weg, bis Halt gemacht wird. In dieser Hinsicht sind sie nicht so gut daran, wie die Elefanten, welche, wie schon gesagt, während des Marsches fressen können.



Yünnan-Händler und Maultier.

Wie die Ochsen von Niau, so haben auch die Maultiere von Yünnan Maulkörbe. Aber die seltsamste Erscheinung in diesen Maultierkarawanen ist das wunderlich aufgeputzte Leittier des Zuges. Der Kopf desselben ist mit einer Maske aus kleinen Kaurimuscheln, Perlen oder Fruchtkernen bedeckt; für die Augen sind Öffnungen gelassen; von der Maske erhebt sich ein hoher Busch aus den Schwanzfedern des Pfauhahnes oder Argusfasanes. Ein ganzer Vorrat von Schellen hängt um Hals, Schultern und Hinterteil des Tieres, ein Haarbüschel unter dem Schwanze, ein zweiter an der linken Seite des Halses. Die Vorder- und Seitenansicht eines solchen Tieres zeigen die Holzschnitte. Zweck von all diesem Aufputze ist Beschützung der Karawane vor Angriffen böser Geister.

Unser Weg führte noch immer aufwärts durch prächtige Umgebungen. Bald ging es am Rande von etwa 200 Fuß (= ca. 60 m) hohen Abhängen hin, wo ein einziger falscher Tritt unserer Elefanten uns in eine wild durcheinander gemengte Masse von Bäumen, Schlingpflanzen und Felsblöcken gestürzt haben würde; bald durch dicken Pflanzenwuchs, den kaum ein anderes vierfüßiges Tier hätte durchbrechen können. Mittags befanden wir uns 500 Fuß (= ca. 150 m) höher als morgens. Dann stiegen wir drei Stunden lang allmählich hinab zum Lampunflusse. Nach seiner Überschreitung betraten wir einen dünnen Wald von jungen Tickbäumen, noch in



Laoten, Reis dämpfend.

welligem und holperigem Lande, bis sich plötzlich eine unendliche trockene Ebene vor uns ausdehnte — hier mit einem Reisfelde, dort mit einer Ziegelei, in der die Eingeborenen emsig Thongefäße oder ihre eigentümlich dünnen Ziegel formten, deren „Brennen“ sie der Sonne überließen.

Diese Ziegeleien und Töpfereien, in denen die Wasserkrüge und andere Geräte, wie z. B. die seltsamen Öfen, bereitet werden, sind über das ganze Land zerstreut. Alle Waren sind sehr porös und spröde, und die Kunst des Glasierens ist den Eingeborenen noch unbekannt. Die gewöhnlichen Küchengeräte sind von sehr geringer Beschaffenheit; mehr Aufmerksamkeit schenkt man der Herstellung der Wassergefäße, auf die man großen Wert legt. Sie kommen in verschiedenen Formen vor, von der einer gewöhnlichen Weinkaraffe bis zu der einer wirklich schön gezeichneten und künstlerisch gearbeiteten Vase oder Terrine. Die größeren und besseren Arten werden mit einer

silbernen oder goldenen Tasse versehen, welche man über die Öffnung des Gefäßes stürzt. Die besten Wassergefäße kommen aus Riau; dieselben sind entweder schwarz oder schieferfarbig und haben eine Politur. Die thönernen Öfen sind sonderbare kleine Dinger, etwas ähnlich einem Stiefel. In die Öffnung, durch welche man den Fuß stecken würde, wird der Topf mit der zu kochenden Speise gestellt. Man denke sich das Oberleder des Stiefels weggeschnitten, so daß bloß die Sohle und die Seitenstücke bleiben, und in den so entstehenden Raum Feuerung gelegt, und man hat einen guten Begriff von der Gestalt eines Kochofens der Laoten. Zur Feuerung wird ausschließlich Holz benutzt. Ein solcher Ofen ist eine sehr angebrachte Erfindung, läßt sich leicht von einem Orte zum andern tragen und, wenn zerbrochen, mit Aufwand weniger Pfennige ersetzen.

Am 10. Januar mittags erreichten wir Lampun, die Hauptstadt des gleichnamigen Laotenstaates; sie liegt auf beiden Seiten des Me Kuang, eines Zuflusses des Meping.

Lampun war einst eine blühende Stadt, wie der folgende Auszug aus den ältesten Staatsarchiven, die in der Bibliothek des Häuptlings von Tschengmai liegen, zeigen wird. Es ist aufgezeichnet, daß Muang Rai, im 13. Jahrhunderte Beherrscher von Kiang Tsen, von der Größe Lampuns vernahm und die Stadt deshalb zu erobern wünschte. Er entsendete also einen Geschäftsträger Namens Ai Fah mit dem Auftrage, durch List die Gunst des Pya Nye Bah, des Herrschers von Lampun, zu gewinnen. Bald wurde dieser Ai Fah durch den Häuptling zum Steuereinnehmer ernannt und endlich mit der vollkommenen Gewalt über die ganze Provinz Lampun betraut. Anfangs handelte er weise und gerecht; aber nach ein paar Jahren bedrückte er die Bevölkerung in jeder Beziehung, mit der Absicht, im Volke Unzufriedenheit gegen seinen Herrscher zu erregen. Er ließ u. a. zur Verbindung der Stadt mit dem Meping einen Kanal graben; derselbe begann 20 Meilen (= ca. 32 km) südlich von Tschengmai; Spuren von ihm sind noch zu sehen. Das Werk war für die Bevölkerung von Lampun von keinem Nutzen, sondern sollte sie eben nur übermäßig anstrengen. Nach fünf Jahren waren die Pläne des Ai Fah zur Reife gediehen, und er ließ Muang Rai einladen, das Land mit Heeresgewalt anzugreifen. Das geschah, und Ai Fah wurde selbst von Pya Nye Bah als Oberfeldherr an die Spitze des Heeres gegen Muang Rai gestellt. Ai Fah zog gegen den „Feind“ und ließ Verstärkungen nachkommen. Als die Truppen von Lampun alle versammelt waren, überlieferte der Verräter das ganze Heer an Muang Rai, welcher so im Jahre 1281 n. Chr. Herr des Landes wurde.

Der Bericht fügt hinzu, daß Muang Rai zu dieser Zeit 43 Jahre alt war, und daß vor diesem Ereignisse 25 Herrscher über Lampun regiert hatten.

Die Bevölkerung des Ortes hatte ohne Zweifel von meinem Schicksale zu Lakon gehört; denn unmittelbar nach meiner Ankunft wurde ich gebeten, mein Heim in dem Sala aufzuschlagen, einem recht bequemen Gebäude, das gerade außerhalb der Stadtmauern lag. Als ich die Häuptlinge besuchen wollte, fand ich sie abwesend. Sie waren, wie die Pyas mir mitteilten, in den Reisfeldern und sahen nach der Ernte; die Pyas setzten hinzu, daß dies ganz nötig sei; sonst würden große Mengen von Reis gestohlen.

Nachdem ich das Versprechen erhalten hatte, daß ich am nächsten Tage mit Elefanten und neuen Führern ausgerüstet werden würde, besuchte ich sofort die Hauptsehenswürdigkeit von Lampun, sein berümtes Wat Pratat.

Gleich am Eingange stehen zwei Ratschasis in der gewöhnlichen Stellung, mit weit geöffnetem Rachen und herausgerollter Zunge. Sie sind aus Ziegeln und Mörtel gefertigt, rotgemalt, teilweise vergoldet und mit Stücken bunten Glases verziert. Damit sie vor Zerfall geschützt sind, hat man sie mit Draht übersponnen und mit Holzpavillons überbaut. Links vom Eingange liegt ein ruhender, riesiger Buddha, neu hergestellt und vergoldet — jedenfalls alles kostenfrei.

Dem Haupteingange gegenüber steht der Haupttempel, ein neuer, unvollendeter Bau, an welchem noch viele Priester emsig arbeiteten. Innen und außen wurde noch gemalt und gestrichen und vergoldet, und das äußere Schnitzwerk der Giebel wurde mit buntfarbigen Glasstücken eingelegt. Der Tempel ist gänzlich aus Holz erbaut, mit alleiniger Ausnahme des steinernen Fußbodens, auf dem dicke Tieksäulen, die Träger des Daches, ruhen. Der Altar ist mit Bronzefiguren Buddhas in allen Stellungen besetzt. Links vom Haupttempel steht ein kleiner Ziegelbau mit der heiligen Bibliothek.

Im Tempelbezirke befindet sich ein sehr schönes Pratschedi, gewiß das schönste und fesselndste, was ich außerhalb Bangkoks gesehen habe. Es wird jährlich von Tausenden von Wallfahrern besucht. Seine Gestalt ist die übliche kegelförmige, hervorgebracht durch stufenmäßig abnehmende Ringe von Stein, mit Messingüberzug versehen. Der ganze einige 80 Fuß (= ca. 24 m) hohe Bau ist von oben bis unten schwer vergoldet. Auf der höchsten Zinne desselben sind 5 bronzierte Schirme angebracht, einer über dem andern, und der obere immer kleiner als der untere. Diese Schirme deuten an, daß der Bau etwas „Pra", d. h. Heiliges, enthält. Um den oberen Teil des Pratschedi hangen kleine Glöckchen an Draht, welche, wenn der Wind weht, erklingen. Das Ganze ist mit zwei Messinggittern umgeben; an den Ecken des einen erheben sich kleine Tempel mit einer sitzenden Figur im Inneren. Diese Figuren sind Schutzengel; vor jedem derselben steht ein riesiger vergoldeter Schirm, rund herum mit Fransen geschmückt. Um das andere Gitter sind 8 kleine Tempelmodelle aus vergoldetem Messing angebracht, die als

Lampen dienen. Eines dieser Modelle hat die Form einer chinesischen Dschunke und ist der Inschrift nach 1200 Jahre alt.

Die Priester sagen, daß auf dem Platze des jetzigen Pratschedi früher ein massiv goldener Tempel in der Form einer solchen Dschunke stand, daß das eben erwähnte Modell eine Nachbildung davon ist, und daß das Original gegenwärtig unter dem Pratschedi steckt. Ohne Zweifel bezeichnet der Bau die Stelle, wo einst irgend ein heiliger Schatz begraben lag, und da das Pratschedi in gutem Zustande erhalten ist, kann der Schatz möglicher Weise noch an Ort und Stelle liegen. Aber die meisten derartigen Reliquien-Schreine, besonders die alten, sind ganz zweifellos jeder Kostbarkeit beraubt worden. Dies ist durch die Laoten selbst geschehen; bisweilen vielleicht durch die Niaus, mit denen sie oft im Kriege gelegen haben. Trotzdem erhoben sie, wie später erzählt werden wird, ein Geschrei über Entheiligung ihrer Heiligtümer, als ich einige der alten vernachlässigten Ruinen durchsuchte, weil ihnen daran lag, einen besondern Grund zur Beschwerde über mich zu haben.

Es ist kein Zweifel, daß die unter vielen alten Pratschedis verborgenen Schätze sehr groß sind oder waren. Ein Pratschedi zu bauen ist einer der hauptsächlichsten religiösen Gebräuche sowohl der Laoten als der Siamesen; wenn dieselben wünschen, ein in den Augen Buddhas besonders verdienstliches Werk auszuführen, so wenden sie Zeit, Mühe und Geld an die Vermehrung dieser heiligen Bauten. Einem unabänderlichen Gebrauche gemäß legt man unter eine Ecke derselben entweder eine Figur Buddhas oder ein goldenes oder silbernes Schmuckstück, samt einem Silberblatte, mit dem Namen des Stifters und dem Datum. Dr. Cheek, Oberhaupt der amerikanischen Mission zu Tschengmai, fand in einem alten Pratschedi auf dem Gipfel eines dortigen Berges eine kleine Krystallfigur Buddhas mit drei kleinen krystallenen Gegenständen, von denen zwei rund waren, während die dritte Birnenform zeigte. Erstere stellten nach Aussage der Eingeborenen die Nieren, letztere das Herz Buddhas vor.

Einige der Pratschedis in Lao sind, wenn auch nicht so schön als die in Siam, wirklich erhabene Bauwerke, bisweilen 50—200 Fuß (= ca. 15—60 m) hoch. Meist bestehen sie aus sonnen-trocknen Ziegeln und sind immer weiß abgeputzt. Hier und da habe ich jedoch ein Pratschedi gesehen, welches einfach aus Erde oder Lehm gebaut war, als ob die irdischen Güter des frommen Stifters nicht mit seinen himmlischen Neigungen in Einklang gestanden hätten.

Der Zweck, den die Eingeborenen mit der Errichtung dieses unbegrenzten Vorrates von Pratschedis im Auge haben, ist ein doppelter: nämlich erstens sich die bösen Geister zehn Schritte vom Leibe zu halten, und zweitens die

Gunst Buddhas und der guten Geister zu erwerben. Der Wunsch, die letzteren günstig zu stimmen und die ersteren zu bannen, macht sich überhaupt im Leben eines Laoten immer geltend. Er glaubt, „Pis“ rechts und links, hinter und vor sich zu haben, und empfindet daher beständig das brennende Verlangen, mit ihnen auf gutem Fuße zu stehen und sich den Beistand des großen Buddha zu sichern; so hofft er, Körper und Seele gegen die Hand der Geister zu wahren und dadurch, daß er Almosen spendet, Priester nährt, Tempel oder Pratschedis baut, also dem Stifter seiner Religion Opfer bringt, schließlich die höchste Glückseligkeit im siebenten oder vielmehr achten Himmel, das „Nirwana“, zu erlangen.

Aber von den Stufen zum Himmel ist die Errichtung von Pratschedis und die Vollbringung von anderen guten Werken nur ein vorbereitender Schritt. Nach dem Tode müssen noch mehrere Wanderungen durch verschiedene auf einander folgende himmlische Zustände erfolgen, ehe Nirwana — bei den Siamesen „Nippan“ genannt — selbst erreicht wird.

Nach Vorstellung der Laoten ist der Berg „Zinnalo“ — im Siamesischen Berg „Meru“ geheißen — die Mitte der Welt; er ist halb unter, halb über dem Wasser; der Teil unter Wasser ist Felsen; von ihm aus erstrecken sich 3 kleinere Felsen (auf der Abbildung X X X) wie Wurzeln in die niedriger als das Wasser befindliche Luft. Rund um diesen Felsen legt sich ein großer Fisch, „Pla anun“ geheißen, mit solchen Leviathan-Maßen, daß er den Felsen umschlingen und bewegen kann; wenn er schläft, ist die Erde ruhig, aber wenn er sich bewegt, bringt er Erdbeben hervor.

Der Berg Zinnalo ist reich an Höhlen; die unter dem Wasser werden durch Drachen bewohnt, „Naks“ genannt, die oberen durch Engel oder „Thewedas“. Oberhalb der Erde und rund um diesen großen Berg dehnt sich das Firmament aus mit Sonne, Mond und Sternen. Diese werden als Schmuck der himmlischen Tempel angesehen. Es wird berichtet, daß einer von Buddhas Schülern seinen Lehrer einst in dessen Vorlesung unterbrach und fragte, was jenseit des Firmamentes sei; der große Weise hieß ihn ganz einfach schweigen.

Über dem Wasser ist die bewohnte Erde, und auf jeder der vier Seiten des Berges Zinnalo steigen 7 Hügel, einer über den andern in gleichem Maße, empor. Das sind die ersten Stufen, die ein Abgeschiedener zu ersteigen hat. Lassen seine guten Werke zu wünschen übrig, so kann er den Gipfel nicht erreichen; andernfalls kommt er nach Ersteigung des Gipfels in die verschiedenen Himmelsräume.

Der erste von diesen, unmittelbar auf der Spitze des Berges Zinnalo gelegen, heißt „Tja to maha la tschi ka tawa“; er ist der Wohnort guter

Geister, und hier wohnt auch ein König oder Häuptling, genannt „Pya Wett So'wan“.

Eine Stufe höher liegt „Tawah tingsah nang tewa nang“. Hier leben diejenigen, welche auf Erden Salas und Häuser für die Priester erbaut haben; jedem sind 16 000 Frauen gestattet. „Pya In“ ist Häuptling der Gesellschaft und empfängt seine Befehle von oben.

Der nächste Himmelsraum ist „Tut sida tewa“. Seine Bevölkerung besteht aus solchen, welche auf Erden weiße Kleider trugen und ihre Zeit mit Beten verbrachten. Jeder dieser Frommen hat 30 000 Frauen.

Sodann kommt das „Yama tewa“, bewohnt von Männern und Weibern, welche auf Erden Werke von großem Verdienste gethan haben.

Der 5. Himmel ist „Nimma nalati“, auch ein Heim für gute Personen. Jeder Mann hat hier 600 000 Weiber.

Himmelsraum Nr. 6 heißt „Para min mitta“, die Heimat vollkommenen Friedens. Man verbringt die Zeit mit Singen und Tanzen, und jeder Herr hat 105 000 000 Damen.

Darüber kommt ein in drei Kammern oder Reiche (A, B, C) geteilter Himmel; jedes dieser Reiche zerfällt wieder in drei Unterabteilungen (a, b, c). Die Benennung und Verwendung dieser Teile ist folgende:

Aa: „Poma tewa“ nimmt Männlein und Fräulein auf, welche mehr Verdienst haben als Indra.

Ab: „Maha pom ma“, auch für Männer und Frauen vom höchsten Range; hier residieren die vier Beherrscher des Himmels.

Ac: „Poma palo pitta“, ebenfalls für Personen beider Geschlechter, deren Geschäft es ist, für den Himmel zu sorgen.

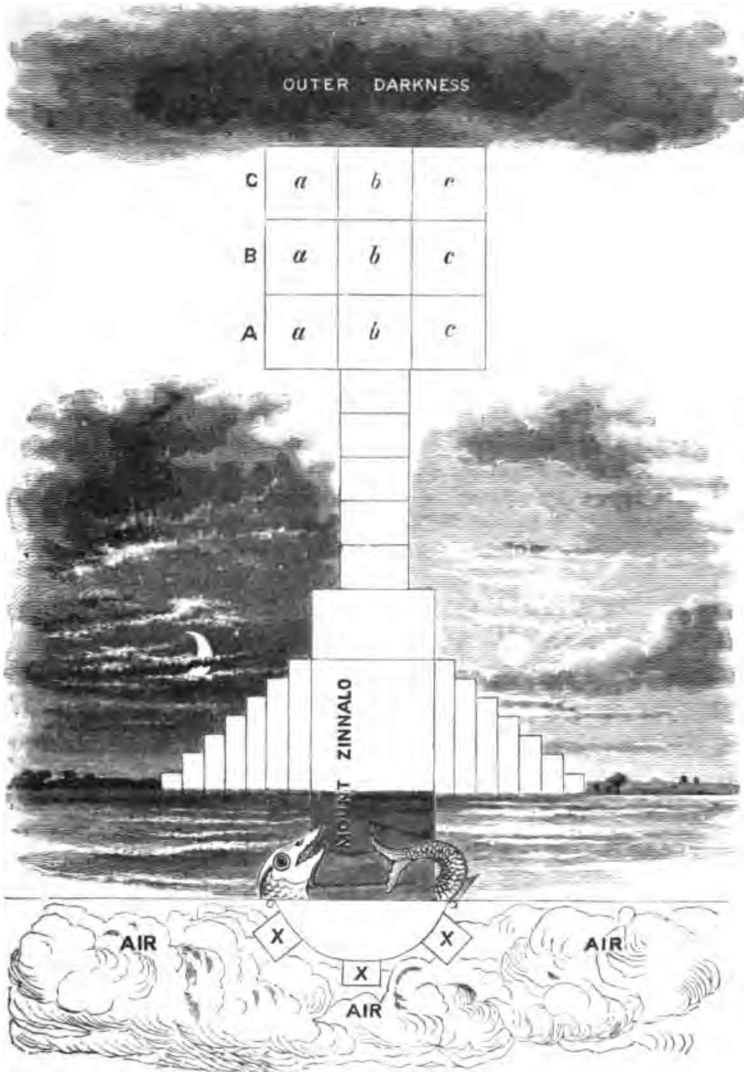
Die drei Abteilungen von B sind für diejenigen bestimmt, welche sich große Verdienste erworben haben und, ehe sie zum Nirwana eingehen, noch eine Zeit des Glückes und Ruhmes verleben; a ist für Herren, b für Priester, c für Damen.

In C wohnen die drei Arten der Engel: nämlich in a — nur für Frauen — die „Theweda newa sunja“; in b: die „Tewa butt utang“ — nur Männer, welche die vollkommensten Engel sind und hier wohnen, ehe sie Götter werden und über die Menschen regieren wie Buddha; diejenigen, welche nach c kommen, werden Mütter von Göttern.

Über allem schwebt das „äußere Dunkel“ oder „Nirwana“, was Buddha angeblich dem Verschwinden von angezündetem Schießpulver verglichen hat*). Von einigen wird demgemäß das Wort „Nirwana“ so erklärt, daß es

*) Ein Beweis für das Alter des Schießpulvers.

„Nichtvorhandensein" bedeuten soll. Ich zweifle jedoch, daß diese Auffassung richtig ist.



Das Weltall nach Vorstellung der Laoten.

Nach der Ansicht des Herrn Alabaster — ohne jeden Zweifel des ersten Gewährsmannes für siamesischen Buddhismus, ist es „ein Platz des Wohlbefindens, wo es keine Sorge giebt: lieblich ist das ruhmvolle Reich von Nirwana". Ich stimme Herrn Alabaster bei, daß es ein Ort vollkommenen

Glückes ist. Auf alten Buddhafiguren*) finden sich oft Inschriften, in denen der Verfertiger des Bildes die Hülfe Buddhas zur Erreichung des „höchsten Himmels“ anfleht. Wenn die niederen Himmel die oben erwähnten Orte der Freude sind, so würde keine Veranlassung zu der Bitte vorliegen, von hier in einen Ort des Nichtvorhandenseins oder der Bewußtlosigkeit versetzt zu werden.

Siebzehntes Kapitel.

Buddhismus in Lao — Grade der Priesterschaft — Priestergehülfen — „Kinder der krystallenen Flasche“ — Theater im Himmel — Eintritt in die Priesterschaft — Fürstenpriester — Weihe — Bettelpriester — Tägliches Tempelleben — Römisch-katholische und buddhistische Gebräuche — Regierung der Priester — Das Heim der Priester — Tempeldienst — Der heilige „Bo“-Baum — Beschäftigungen der Priester — Untersuchung wegen Unkeuschheit — Religiöses Gefühl der Laoten — Klerus und Laien — Europäische Meinung über Buddha und Buddhismus.

In mehreren Punkten weichen die religiösen Gebräuche der Laoten von denen der Siamesen ab. Die Priester der ersteren haben ein vom siamesischen verschiedenes Gesetzbuch. Wie in den europäischen Staaten allgemeine Wehrpflicht herrscht, so in Siam allgemeine Kirchenpflicht, d. h. jeder muß Priester werden, obschon, wie bereits früher bemerkt, der Eintritt in die Priesterschaft eine Formalität ist. In Lao erfolgt der Eintritt freiwillig, wenn auch der allgemeinen Regel nach aus jeder Familie immer ein Mitglied das Priestergewand annimmt. Ferner dürfen bei den Laoten die Priester weltliches Gut besitzen; wirklich sind viele von ihnen recht wohlhabend und besitzen nicht bloß Güter und bewegliches Vermögen, sondern auch Sklaven. Auch haben die laotischen Priester, abweichend von den siamesischen, keine bestimmten Stunden für ihre Mahlzeiten.

Es giebt bei den Laoten drei Priestergrade: der erste heißt „Luk sit“ („luk“ = Schüler, Kind; „sit“ = promoviert); der zweite „Pra“, d. h. Herr; der dritte „Tu“, d. h. ein Promovierter oder einer, der mehr Gelehrsamkeit besitzt.

Ist der Tu Hauptpriester geworden, so kann er noch folgende fünf Grade erreichen: „Tu noi“, d. h. kleiner Promovierter; „Tu jai“, d. h.

---

*) Vgl. Kap. 22.

großer Promovierter; „Kru bah“ = einer, der zu lehren gewöhnt ist; „Upasai“ = Vicepräsident; „Radjaku“ = Präsident.

In jedem Wat sind immer Knaben im Alter von 5 zu 12 Jahren. Diese sind Novizen und gehen in den Tempel ohne Kleidungswechsel; bloß geschoren werden sie. Gewöhnlich bringen die Eltern einen Knaben zu einem Hauptpriester und bitten, ihn zur religiösen Erziehung vorzubereiten. Dabei bringen die Eltern die unvermeidlichen Opfer von Blumen, Wachslichtern und geröstetem Reis. Der Knabe steht völlig unter Aufsicht der Priester, verrichtet ihnen niedere Dienstleistungen, wie Wasserholen, Reinigen der Tempel u. s. w., und wird dafür beköstigt und im Schreiben, Lesen und Hersagen der Gebete unterrichtet. Er muß seine Heimat verlassen und im Kloster schlafen. Ist er widerspenstig und flieht zu seinen Eltern, so kann der Priester ihr Haus betreten, den Knaben binden, züchtigen und zum Tempel zurückbringen. Ist er gehorsam und gelehrig, so kann er, sobald er Lesen, Schreiben und die nötigen Gebete gelernt hat, in das Noviziat des Priesterstandes aufgenommen werden. Kommt diese Zeit heran, so sorgen die Eltern für Priesterkleidung und bringen den Tempelpriestern Opfer; ihr Knabe wird nunmehr in die Priesterschaft eingeführt und wird ein Schüler oder Luk sit.

Der erste Schritt der Einführung erscheint in nichts weniger als feierlichem Lichte. Der Schüler wird in glänzendste Kleidung gesteckt, welche seine Freunde für ihn auftreiben können, und man setzt ihm eine Krone auf. Er soll dadurch an Kotamah (in der Laotensprache = Gaudama) in seinem königlichen Stande erinnert werden. So gekleidet heißt er „Luk kaau“, d. h. Kind der krystallenen Flasche. Dieser Name hat seinen Ursprung in folgender eigentümlichen Legende. Einstmals wurde von einem Fürsten und seiner Gattin eine große Lustbarkeit veranstaltet, weil einer ihrer Söhne Priester wurde. Theatervorstellungen aller Art fanden statt. Als nun der Fürst und seine Kinder der Aufführung zusahen, kamen die Bewohner der oberen Welt, um zu sehen, was vorging. Die Theatervorstellung gefiel ihnen so sehr, daß sie darüber sofort an Pya In (oder Indra, Herrscher über den Himmel) Bericht erstatteten, der selbst herunterkam, um einen Blick auf die Schaustellung zu werfen. Er war so entzückt, daß er bei seinem Weggange drei Söhne des Fürsten, welche unter den Zuschauern saßen, stahl und mit in den Himmel nahm, damit sie ihm bei der Einrichtung theatralischer Vorstellungen in den himmlischen Regionen helfen sollten. Er vollführte seine Absicht in drei Tagen, brachte dann jeden der Fürstensöhne in einer großen krystallenen Flasche zurück und setzte sie wieder auf den Platz, von wo er sie weggeholt hatte.

Der Luk kaau, also königlich angezogen und auf einem reich ge-

putzten Pferde reitend, oder in Ermangelung eines solchen auf den Schultern seiner Freunde sitzend, hält großen Umzug ab, bei dem Trommeln und Tamburins um die Wette ertönen, und Knaben mit Flöten nebst Altersgenossen ohne Flöten in Hervorbringung des abscheulichsten Lärmes wetteifern. Ist doch der Luk kaau im Begriffe, die Leichtfertigkeiten der Welt hinter sich zu lassen, und sein letzter Tag wird daher durch die schrankenlosesten Tollheiten gefeiert.

Die gewöhnlich zum Eintritte in den priesterlichen Stand festgesetzte Zeit ist der zweite, vierte, sechste, achte, gelegentlich auch wohl der zehnte Monat. Wenn die Eltern des Priesterkandidaten die Mittel haben, werden für dieses Ereignis große Vorbereitungen getroffen, und es wird ein großes Fest mit Theaterfreuden gegeben, besonders wenn es ein Fürst ist, welcher Priester werden will.

Ist der Tag des Festes bestimmt, so legen die Eltern die gelbe Tempelkleidung ihres Sohnes auf einen schönen messingenen oder silbernen Präsentierteller — es kann ein geborgter sein — und oben auf die Kleidungsstücke die unumgänglich nötigen Wachslichter, gerösteten Reis und Blumen. Dann tragen sie den Teller bei jedem ihrer Freunde und Nachbarn herum — Vornehme gehen zu dem Häuptlinge und den hohen Beamten —, und jede also geehrte Person ist damit zu dem „Poy“ oder Feste eingeladen. Die Geladenen müssen durch Darbringung von Wachskerzen, Reis, Blumen u. s. w. antworten, welche Gegenstände auf die Schüssel gelegt werden; manchmal wird auch ein Kissen oder eine Matte hinzugefügt oder ein anderer Gegenstand, welches der neue Priester nach seiner Weihe brauchen kann. Andere geben vielleicht lieber ein Geldgeschenk. Wer von diesen nicht zu dem Feste kommen kann, legt seine Gabe nichtsdestoweniger auf die Schüssel, während diejenigen, welche an der Teilnahme nicht verhindert sind, ihr Geldgeschenk persönlich am Tage des Festes darbringen. Mit dem so erhaltenen Gelde, je nach Umständen 5—100 Rupien (= ca. 9,5—190 Mk.) kann der junge Geistliche nach Belieben verfahren. Ist er sparsam, so behält er es als Hülfe für den Fall, daß er nach seiner Beförderung im Tempel sich verheiraten will. Die meisten bleiben ein Jahr oder zwei im heiligen Stande; aber zu Kiang Hai wurde ich mit einem Fürsten bekannt, der 13 Jahre hindurch Priester gewesen war, bis er der Sache überdrüssig wurde und heiratete.

Früher währte die Lustbarkeit sieben Tage; aber gegenwärtig wird ein Tag für hinreichend gehalten, und wenn der Umzug vorüber ist, kehrt die Gesellschaft zu dem Tempel zurück, wo der Luk kaau den königlichen Putz ab- und die Priestergewänder anlegt; seinen gewöhnlichen Anzug, der gewiß nicht viel wert ist, giebt er seinen Eltern. Wenn er den Tempel betritt, so

wirft er sich zuerst vor dem Bilde Buddhas nieder, dann vor den heiligen Büchern in der Bibliothek, und dann vor den Priestern, welche auf dem Boden sitzen, um ihn zu empfangen. Gleichzeitig erbittet er sich von ihnen die Erlaubnis, den religiösen Dienst des Tempels antreten zu dürfen. Diese Bitte wird, wie ich hörte, nie abgeschlagen, mag der Lebenswandel des Mannes oder Knaben noch so schlecht sein. Ist die Erlaubnis förmlich erteilt worden, so beschenken die Eltern die Priester mit den gelben Kleidern, die der neubackene Luk sit tragen muß, und während sie ihn ankleiden, opfert er den Priestern Wachskerzen, Blumen und gerösteten Reis. Nun wird er, gehörig gekleidet, zu einem Hauptpriester geführt, welchem es obliegt, ihn zu fragen, ob er den Vorschriften Buddhas, die ihm der Reihe nach vorgesagt werden, gehorsam sein will. Jede Frage wird natürlich bejaht. Dann macht der Hauptpriester ihn mit den Regeln des Tempeldienstes bekannt und giebt ihm seinen Segen. Schließlich wird den dienstthuenden Geistlichen ein reichliches Mahl gegeben. Der junge Priester selbst ißt, wenn er sehr fromm sein will, nach seiner Einführung drei Tage lang nur einmal täglich.

Im Alter von 20 Jahren, oder, wenn er bei seinem Eintritte dieses Alter schon überschritten hatte, nach Erfüllung gewisser Formalitäten darf der Luk sit in den zweiten Priesterrang aufrücken: er wird ein „Pra“. Die dabei vollzogenen Feierlichkeiten ähneln den ersten. Der Priester darf jetzt oder muß vielmehr morgens umhergehen, um Reis und andere Nahrungsmittel vom Volke einzusammeln. In kleinen Orten allerdings oder einsamen Niederlassungen fand ich häufig, daß die Priester keine Rundgänge unternahmen, sondern daß ihre Nahrung ihnen mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes von den Gläubigen gebracht wurde. Aber sonst gehört im ganzen Lande eine Prozession von drei oder vier gelbgekleideten Männern, angeführt von einem Hauptgeistlichen mit großem Kruge in der Hand, während vier oder fünf jugendliche Zöglinge mit dem Reistopfe hinterher kommen, zu den eigentümlichsten Vorkommnissen des täglichen Lebens. Ich bin oft dabei gewesen, wenn die Geistlichen nach ihrer Nahrung kamen. Sie ist stets bereit, und die Eingeborenen geben offenbar gern ihr Teil: sie bieten es mit einer Art achtungsvoller Bitte dar, als ob sie sagen wollten: „Erzeige mir die Gunst, diese Nahrung anzunehmen“. Gelegentlich werden Blumen, die das ganze Jahr hindurch massenhaft vorhanden sind, oder Wachskerzen als besondere Opfer gespendet.

Die ersten zwei oder drei Stunden eines jeden Tages sind dem Vorlesen der Paligebete aus den heiligen Büchern gewidmet — langen, schmalen Palmblätterstreifen, mit einem durch ihre Mitte gehenden Faden zusammengebunden, auf denen die Buchstaben mit eisernem Griffel eingekratzt sind. Dann werden Buddha Opfer dargebracht, und die jüngeren Brüder erhalten

Unterricht im Lesen und Schreiben, indem Priester und Knaben zusammen oder abwechselnd Schriftverse singen. Hierauf kommt die alltägliche Almosenrunde, und während der Mittagszeit pflegen Geistliche und Knaben einer langen Ruhe. Gegen Sonnenuntergang begeben sie sich wieder in den Tempel, sprechen ihre Gebete und opfern von neuem. Beim Betreten des Tempels zündet der Anbeter zuerst eine Kerze an und stellt sie nebst einer Schüssel mit geröstetem Reis oder Blumen sorgsam vor der Buddhafigur auf, legt gelegentlich auch ein Stück gelben Zeuges darauf. Dann setzt er sich still vor dem Altare auf den Fußboden nieder, mit einem brennenden Lichte in den gefalteten Händen, und ergeht sich in einer Reihe regelmäßiger Gebete.

Die täglichen Opfer und das allgemeine Wesen der religiösen Verrichtungen erinnerte mich lebhaft an die Gebräuche der römisch-katholischen Priester. Die Stelle der Bilder der Jungfrau nehmen die Buddhas ein. Den hohen Kerzen der römisch-katholischen Kirchen entsprechen die Wachslichter, welche die Priester oder die Beter ehrfurchtsvoll vor das Buddhabild stellen oder in einen zu diesem Zwecke vorhandenen Behälter stecken*). Weihrauch wird im buddhistischen Wat ebenso reichlich verwendet wie in der römisch-katholischen Kathedrale, und Fasttage sind beiden Religionen gleichfalls gemeinsam. Die lateinischen Gebete der katholischen Geistlichen vor dem Kruzifixe können mit der Pali-Liturgie verglichen werden, die der Buddha-Priester vor dem Buddhabilde murmelt — beide Sprachen sind tot. Sogar in der Ausschmückung der gottesdienstlichen Gebäude findet sich eine Parallele: die schönen Fresken aus dem Leben Christi werden durch die in jedem Wat vorhandenen rohen Fresken aus dem Leben Buddhas vertreten; und die hinreißende Musik der italienischen Kirchen findet eine entfernte Analogie in dem dumpfen Ton der Gongs und Trommeln des Buddha-Tempels.

Hinsichtlich der Anbetung der Buddhafiguren ist es interessant, daß nach dem Buche des Kapitän Forbes über Britisch-Birma die Birmanen, die Nachbarn der Laoten, Gaudama nicht anbeten, während die Laoten sagen, daß Buddha gelehrt habe: wenn man diese Figuren verehre, so verehre man ihn selbst. Die Laoten beten zu den Geistern ihrer Vorfahren und beginnen mit „Mung Hai", der etwa vor 600 Jahren gelebt hat. Die Birmanen sagen, nach dem Zeugnisse des Kapitän Forbes, daß Gaudama aufgehört habe zu sein; er höre kein Gebet, sehe niemanden, könne keine Hülfe ge-

*) Die Menge des bei dem Buddha-Dienste verwendeten Wachses ist ganz riesig. In einigen Tempeln brennen fortwährend Kerzen. Der Vorrat in den heimischen Wäldern reicht für den Verbrauch nicht aus, so daß große Lieferungen von Wachs aus Yünnan kommen.

währen; sie verehrten lediglich aus Dankbarkeit ihn, der durch Predigt des Gesetzes den Menschen ein Retter gewesen sei, indem er den Weg zeigte, auf dem man dem endlosen Elende eines ewig wechselnden Daseins entrinnen könne.

In Indien hält man Buddha für den Reformator der Gesetze, während die Laoten ihn als Erfinder derselben betrachten.

In jedem Tempel giebt es einen Hauptpriester, und über sämtlichen Hauptpriestern steht ein Hoherpriester, der eben solche Ehre genießt wie der regierende Häuptling des Landes und fast als lebender Buddha angesehen wird*). Noch höher als dieser Hohepriester steht der Einsiedler, dessen Heim im Dschangel oder in dunkler Höhle ist. Ich zog über solche Einsiedler Erkundigungen ein; man versicherte mir aber stets, daß gegenwärtig in allen Laoten-Reichen keiner vorhanden sei.

Nach dem, was ich auf meinen Reisen in Lao und gleichfalls in Siam gesehen und gehört habe, sind es nur und ausschließlich die Priester, welche ehrlich und gewissenhaft sich bemühen, wenigstens die fünf hauptsächlichsten Gebote ihres frommen und tugendhaften Religionsgründers streng zu halten; in den meisten Fällen verbringen sie ihr Leben in ruhiger, friedlicher Entsagung.

Ihre Nahrung ist die einfachste: Reis, Pfefferschoten, etwas Fisch und als Getränk Thee, wenn sie solchen bekommen können. Doch rauchen sie eine große Menge Cigarretten und kauen Betel mit Sirih. Spirituosen, von denen die Laoten im allgemeinen solche Liebhaber sind, rühren sie nie an. Ihre Wohnungen — lange, niedrige Gebäude, bisweilen von Ziegeln, aber meist von Holz und in entlegenen Plätzen sogar nur von Bambus — sind erbärmlich, unbequem und in hohem Grade schmutzig. Sonnenlicht dringt schwerlich jemals in diese dunkeln, staubigen Behausungen, in denen manch ein Priester seine ganze Lebenszeit zubringt. Die beste Wohnstätte für einen Hauptpriester, die ich in Lao gesehen habe, war die bei dem Wat Hluang zu Lakon, und sogar diese würde den Vergleich mit einer ärmlichen Wohnung in den westeuropäischen Städten nicht aushalten. Möbel gab es natürlich nicht, nur Matten zum Sitzen und viele Kissen. Vor dem gewöhnlichen Lagerplatze des Hauptpriesters standen zwei große mit Wasser gefüllte Krüge. In Ermangelung von Bechern benutzte man Löffel aus Kokosnußschalen mit Holzgriffen. Zur Seite stand die Büchse mit Sirih und Betelnüssen und ein Teller mit Blumen zu Opfern. An den Wänden hingen kleine Körbe zur Aufbewahrung von Reis. In der Nähe des Lagers lagen Bündel von heiligen Handschriften, während in den Ecken die Prachtschirme und eine Anzahl von Schüsseln, meist aus Holz, standen,

*) Die Tibetaner haben lebende Buddhas, „Gogen“ genannt, Leute „ohne Furch und Tadel“, in den heiligen Schriften wohl belesen.

untermischt mit Haufen illustrierter Zeitungen aus England und Amerika, welche hier Platz gefunden hatten. Über allem lag ein Überzug dicken, schwarzen Staubes, augenscheinlich heiliger als alles andere; denn er war niemals gestört worden.

Da die Priester auch Ärzte sind, so haben sie stets eine große Zahl von Arzeneipflanzen in Vorrat; Irrsinnige finden gewöhnlich in einem Wat Unterkunft.

Ein in jedem Tempelgarten vorhandener Baum ist der Bo-Baum (ficus religiosa), von den Buddhisten für heilig gehalten, weil der Sage nach Gaudama in seinem kühlen Schatten rastete, als er sich den unersteiglichen Berg der guten Werke hinaufarbeitete — auf dem Wege zur Bestürmung der Citadelle Nipan in der Geisterwelt, wo er jetzt nach erfolgreichem Kampfe in völlig unbewußtem Zustande schläft. Die Samen dieses Baumes werden oft von Vögeln mitgenommen und auf Mauern, Bäumen u. s. w. fallen gelassen, wo sie infolge ihres leimigen Überzuges kleben bleiben und schnell sprossen. Außer diesem Baume ziehen die Priester stets Blumenpflanzen, besonders Lilien, Orchideen und Bäume mit jasminartigen Blüten — all diese Blumen dienen zu Opfern.

Ist das Wat nahe an einem Flusse, so bauen die Priester ihre Boote selbst. Alle bringen ihre Erholungsstunden mit Bemalen und Schmücken der Tempel hin. In der trockenen Jahreszeit wallfahrten sie zu Höhlen und Tempeln geheiligten Andenkens, wie z. B. zu der berühmten Kalksteinhöhle von Tam tap tau, dem Tempel Doi sua tape zu Tschengmai, oder dem Wat Pra Bat bei Lakon mit seiner Fußspur Buddhas.

In der Regierung der Priesterschaft finden sich einige sonderbare Gebräuche. Ist z. B. ein Priester der Unkeuschheit angeklagt, so wird die Untersuchung in sehr seltsamer Weise geführt. Die beiden Angeklagten, Priester und Weib, müssen den Mund mit gequetschtem, ungekochtem Reis füllen, ihn kauen und verschlucken. Wer dies ohne Schwierigkeit thun kann, ist „nicht schuldig"; wer es aber aus Mangel an Speichel nicht vermag, ist „schuldig". Das heißt: wenn der Priester den Reis verschluckt, die Frau aber nicht, so gilt sie als falscher Anklage überführt und wird bestraft. Andernfalls trifft den Priester seine Strafe.

Vor einigen dreißig Jahren herrschte in Lao bei Untersuchungen wegen Unkeuschheit ein anderes Verfahren; jetzt wird es nur noch selten angewendet. Die Angeklagten werden vor die Hauptpriester gebracht. Der beschuldigte Priester nimmt zuerst das Wasser des Eides in folgender Weise: er nimmt zwei der zum Einsammeln von Almosen gebrauchten metallenen Reistöpfe, und läßt den einen an einer über die rechte Schulter gehenden Schlinge an seiner Seite herunterhängen; man füllt ihn mit Wasser und setzt einen

Deckel darauf. Den anderen, der ebenfalls voll Wasser, aber ohne Deckel ist, muß er im linken Arme an der Brust tragen. Wenn er einige Meter weit so gehen kann, ohne Wasser zu verschütten, so wird die Anklage als falsch angesehen; verschüttet er aber Wasser, so ist er schuldig. Die betreffende Frau muß den einen Topf mit beiden Armen an die Brust halten und ebenfalls einige Schritte thun. Verschüttet sie nichts, so wird ihre Aussage geglaubt. Auf diese Weise sind folgende Fälle möglich: der Priester verschüttet etwas, die Frau nicht — ersterer unbedingt schuldig; beide verschütten — der Priester erhält eine leichtere Bestrafung, die Frau geht frei aus; der Priester verschüttet nichts, die Frau dagegen verschüttet Wasser — ersterer ist frei, letztere verfällt schwerer Strafe; weder Priester noch Weib verschütten — die Anklage ist falsch, der Priester kommt frei, der Frau wird eine leichte Strafe auferlegt.

Die Siamesen behaupten, daß der Buddhismus bei den Laoten von der ursprünglichen Reinheit der Lehre abgewichen ist. Ob dies wirklich der Fall ist oder nicht, mögen die entscheiden, welche die merkwürdige Lehre Buddhas studiert haben. In den äußerlichen Bezeigungen ihres Glaubens ist zwischen Siamesen und Laoten kein Unterschied zu bemerken. In beiden Ländern müssen die unzähligen Tempel und Pratschedis, die der Reisende auf jeder Seite sieht, die Überzeugung erwecken, daß der Glaube des Volkes einen großen und tiefgehenden Einfluß auf dasselbe ausübt. Ich glaube nicht, daß die Frömmigkeit so tief im Herzen wurzelt, wie es den Thaten nach scheinen könnte, aber ich meine, daß der Glaube desto fester im Geiste haftet. Sicherlich überlassen es die Laoten den Priestern, das von Gaudama gegebene Sittlichkeitsbeispiel streng nachzuahmen, und beschränken ihre Teilnahme an der Erfüllung seiner Gebote darauf, daß sie gelegentlich ein Pratschedi errichten, häufige Opfer vor Buddhas Bildsäule darbringen und sich von Zeit zu Zeit durch die Priester Sündenvergebung erteilen lassen.

Hinsichtlich der Glaubenslehre giebt es unter den buddhistischen Geistlichen keine Meinungsverschiedenheiten, welche denen ähnlich wären, die unter den Christen so viel Zank und Haß erregt haben. Der Glaube vereinigt Priesterschaft und Laien und pflanzt dem Volke unbedingten Gehorsam gegen ihre geistlichen und weltlichen Herren ein.

Die Sittenlehre Buddhas ist vortrefflich und würde, wenn sie von der großen Masse befolgt würde, anstatt nur auf die Priester beschränkt zu sein, das Volk heben und veredeln. Bischof Bigandet lobt in seinem Werke über „Leben und Legenden von Gaudama“ in dieser Hinsicht die merkwürdige Religion, deren Sittengesetz dem der Bibel so sehr ähnelt; und Barthelemy St. Hilaire glaubt zwar, daß sie auf die Civilisation verschlechternd einwirkt, sagt aber in seiner beredten Sprache:

„Ohne Zaudern füge ich hinzu, daß es mit Ausnahme Christi unter den Religionsstiftern keine reinere, ergreifendere Gestalt giebt als die Buddhas. Sein Leben ist ohne Tadel, sein beharrlicher Heldenmut kommt seiner Überzeugungstreue gleich, und wenn die Lehre, die er predigt, falsch ist, so ist doch das persönliche Beispiel, das er giebt, unangreifbar. Er ist die vollendete Verkörperung aller Tugenden, welche er lehrt; seine Selbstverleugnung, seine Menschenliebe, seine unveränderliche Güte strafen sich nie Lügen. Im Alter von 29 Jahren verläßt er den königlichen Hof seines Vaters, um ein Beter und Bettler zu werden. Er bereitet seine Lehre im geheimen durch sechsjährige Zurückgezogenheit und Überlegung vor. Er verbreitet sie ohne andere Mittel als Rede und Überredung länger als ein halbes Jahrhundert und stirbt in den Armen seiner Schüler mit dem Seelenfrieden eines Weisen, der sein Leben lang Güte geübt hat und weiß, daß er zur Wahrheit hindurchgedrungen ist".

Achtzehntes Kapitel.

Ankunft zu Tschengmai — Pra Udon, der zweite siamesische Kommissar — Ein schwimmendes Haus — Einführung von Wagen in Lao — Beabsichtigter Droschken-Halteplatz — Dr. Cheek und die amerikanische Mission — Arbeit und Aussichten der Mission — Einfluß auf die Eingeborenen — Aussichten für Missionärinnen — Besuch bei dem Tschau Hluang — Wie man eine Blume trägt — Durchstechen und Schmücken der Ohren — Lange Ohren und langes Leben — Zwei Könige auf einem Throne — Versprechen des Tschau und sein Handeln — Geschichte von Tschengmai — Alte und neue Tempel — Der Markt zu Tschengmai — Handelskarawanen aus Yünnan — Falsche Münzen — Grausamkeit gegen Tiere — Beladen der Packsättel — Nachtlager — Tiger — Wachsame Hunde.

Am 11. Januar reiste ich von Lampun nach Tschengmai*.) Mit Elefanten nimmt die Reise vier Stunden in Anspruch. Als ich die Stadt betrat, frug ich sofort nach Pya Radjasena, dem siamesischen Kommissar, aber niemand schien zu wissen, wo er war, bis ich die ummauerte Stadt durchritten und die nahe am Flusse gelegenen Vorstädte erreicht hatte. Hier begegnete ich einem Siamesen, der, wie Kao sich ausdrückte, den Blick eines Beamten hatte und als Wohnung Radjasenas ein großes, weiß getünchtes Ziegelgebäude bezeichnete, vor welchem an der Spitze einer langen, mit jedem Windzuge hin und her schwankenden Bambusstange eine Flagge flatterte.

*) Auf der Karte „Kiang Mai".

Unser freiwilliger Wegweiser war, wie sich ergab, der Sohn von Pra Udon, dem zweiten siamesischen Kommissar, und sobald ich mich ihm vorstellte, führte er mich freundlich zum Hause seines Vaters. Kaum war ich eingetreten, als Pra Udon selbst erschien — ein kleiner, wohlbeleibter Ceylonese, um dessen freundlichen Mund immer ein gutmütiges Lächeln spielte, während sein Auge lustig blinzelte. Er trug ein reiches, loses Gewand von grauer und grüner Seide, reich gestickt und vollkommen auf Vergrößerung seines Körperumfanges berechnet. Seine Hautfarbe war um soviel dunkler als die der Eingeborenen, daß letztere ihn „schwarz" nannten. Es schien, als ob ein wenig Eifersucht gegen ihn vorhanden wäre, namentlich von seiten der Siamesen, obgleich sein gefälliges, frohsinniges Wesen ihn allgemein beliebt machte. Er war vor vielen Jahren als Priester von Ceylon nach Siam ausgewandert, als der verstorbene König von Siam eine Anzahl von Geistlichen hatte kommen lassen, die im Buddhismus und im Pali wohl zu Hause waren. Ich weiß nicht, welche besondere Rolle Pra Udon unter all dieser Gelehrsamkeit spielte; meiner Meinung nach hätte er sich besser zum Spaßmacher als zum Priester geeignet. Indessen zog er durch seine gewinnenden Umgangsformen, seinen schlagfertigen Witz und seine unzweifelhafte Begabung des Königs Aufmerksamkeit auf sich, und nachdem er schon von dem verstorbenen Herrscher viele Gunstbeweise erhalten hatte, wurde er von dem gegenwärtigen Könige in das Amt eines Vize-Kommissars für Lao eingesetzt. Mit seinem Vorgesetzten, dem Pya Radjasena, stand er, beiläufig bemerkt, nicht in bestem Einvernehmen. Bei den Laoten war Radjasena entschieden nicht beliebt. Seit meiner Rückkehr nach Europa habe ich gehört, daß derselbe denn auch infolge der vielen Klagen über ihn, besonders wegen seiner nachlässigen Rechtspflege, abberufen worden ist. Während meines Aufenthaltes zu Tschengmai kamen häufig nicht bloß die Laoten, sondern auch die Birmanen zu mir und gaben ihren Beschwerden über den Kommissar Ausdruck, wobei sie zuletzt immer die Hoffnung zu erkennen gaben, daß ein britischer Konsul eingesetzt werden würde.

Pra Udon sprach einige Worte Englisch; er hieß mich sofort willkommen und stellte mir sein Haus, in welchem ich mich hoffentlich wohl fühlen würde, zur Verfügung. Er nannte sein Haus ein „schwimmendes", aber nur deswegen, weil es so nahe am Flusse stand, daß bei Hochwasser oft die Flut das ganze Gebäude umgab und bis zum Verandafußboden reichte. Im übrigen war es nach der gewöhnlichen Art auf Stämmen gebaut. Wenn es nicht fest gefügt wäre, so würde die starke Strömung gegebenen Falles die uneigentliche Bezeichnung „schwimmend" ohne Zweifel bald in eine eigentliche verwandeln und das ganze Haus fortschwemmen. Die beiden Räume, aus denen es bestand, waren kostbar eingerichtet und enthielten außer anderen in diesem Teile der Erde ungewöhnlichen Erzeugnissen der Civilisation

ein halbes Dutzend Stühle und einen Tisch, welche an Dauerhaftigkeit ersetzten, was ihnen an Feinheit mangelte. Sie waren, wie mir der Hausherr in gebrochenem Englisch mitteilte, in Tschengmai gefertigt. Während er sprach, streckte er stets die Hände vor sich hin, so daß die Fingerspitzen sich gerade berührten, und machte die Finger bald krumm, bald wieder gerade, um bei dieser Gelegenheit zwei wunderschöne Ringe — darunter einen Diamantring — sehen zu lassen. Ich drückte ihm natürlich mein Erstaunen über die Beharrlichkeit aus, mit der er den Laoten Civilisation beibringe, und nun rief er begeistert aus, er habe auch Wagen in Tschengmai eingeführt; Elefanten seien nicht gut.

Zu letzterer Neuerung im Lande der Elefanten hatte den bequemen Pra Udon aber nicht bloß sein unternehmender Geist, sondern auch seine angeborene Liebe zum otium cum dignitate*) veranlaßt. Mit Stolz zeigte er mir zwei Bambusschuppen auf der andern Seite des Weges, in denen er bereits zwei Kutschen und mehrere Rosse hatte. Er beabsichtigte, noch mehr anzuschaffen. Als er Wagen und Pferde von Bangkok kommen ließ, zeigte das Volk so viel Teilnahme an dem Beginnen, daß Pra Udon thatsächlich daran dachte, einen Droschkenstand in Tschengmai einzurichten; er meinte, das Unternehmen würde sehr vielen Anklang finden und Gewinn bringen. Aber erstens dürften die Leute meiner Ansicht nach, wenn der Reiz der Neuheit geschwunden sein würde, doch wieder ihre Elefanten vorziehen, besonders wenn sie für den Vorzug, in einem von Pferden gezogenen Wagen zu fahren, bezahlen müßten; zweitens würde vor allem die Erbauung von Straßen sich nötig machen, und für diese Höhe der Civilisation sind die Laoten doch noch nicht reif.

Als ich meinem gesprächigen Wirte die Schwierigkeiten erzählte, die ich in Lakon gehabt hatte, gab er seine Ansicht über die dortigen Eingeborenen in kurzen, nicht gerade salonfähigen Ausrufen kund und lachte herzlich über die Prügel, die ich dem alten Pya gegeben. Hinterher teilte er mir mit, daß er nach seiner Ernennung zum Vize-Kommissar anfangs in Lakon gewohnt habe, wo noch ein großes Haus ihm zur Verfügung stehe, daß aber die Fürsten und Beamten daselbst sich so widerspänstig benommen hätten, daß er nicht dort habe bleiben können.

Während unseres Gespräches kam Dr. Cheek, das ärztliche Haupt der amerikanischen Mission zu Tschengmai, herein und hieß mich in seinem und seiner Mitarbeiter Namen herzlich willkommen. Zugleich dankte er mir dafür, daß ich die „fällige Post“ besorgt hatte. Ich hatte mich nämlich der geringen Mühe unterzogen, ein paar Briefe von Bangkok an die Missionäre

*) Würdevolle Muße.

mitzubringen — ein Dienst, den ich den wackeren Arbeitern im dunkeln Lande sehr gern erwies; erhalten sie doch eben nur gelegentlich Nachrichten aus der Heimat.

Die amerikanische Mission, deren geschicktes und geachtetes ärztliches Oberhaupt Dr. Cheek ist, wurde vor 16 oder 17 Jahren gegründet. Sie strebte nicht sowohl danach, die Eingeborenen zu bekehren, als danach, sie zu unterrichten und zur Beschäftigung mit gewerblichen Thätigkeiten zu bewegen, welche ihren geistigen Standpunkt erhöhen und ihre allgemeine Lage verbessern können. Nach sechzehnjähriger Arbeit hatte die Mission zur Zeit meiner Anwesenheit nur 70 oder 80 lebende Eingeborene aufzuweisen, welche sich zum Christentume bekehrt hatten. Viele von diesen hatten unsere Religion mehr wegen zeitlicher als wegen geistlicher Vorteile angenommen: sie wollten entweder von der Sklaverei befreit oder für die Beschäftigung, die die Mission ihnen bot, bezahlt werden. Man darf daher den Erfolg der Mission nicht nach der Zahl der Bekehrten beurteilen, sondern vielmehr nach dem Einflusse, welchen sie auf die Gewohnheiten der Bevölkerung des Distriktes ausgeübt hat. Die Religion, zu der das Volk sich bekennt, hat eine solche Macht über dasselbe und stimmt so vollkommen mit seinen natürlichen Geistesanlagen überein, daß die geringe Anzahl der Bekehrten durchaus nicht überraschen kann. Aber wenn es den Missionären auch nicht gelungen ist, die Dunkelheit des Aberglaubens mit der Leuchte des Christentums zu durchdringen, so haben sie doch dem Lande einen Strahl des Lichtes der Civilisation gebracht.

Dr. Cheek hat als Missionsarzt die Leiden vieler hundert Eingeborener erleichtert und das Leben ebenso vieler gerettet und warme Dankbarkeit dafür geerntet. Sein Name ist gleichbedeutend mit allem, was im Distrikte gut und liebevoll ist. Er hat an seiner Wohnung einen großen Bambusschuppen errichtet, welcher, in eine Anzahl kleiner Räume geteilt, als Krankenhaus dient. Er hat hier mit solchem Geschick und Erfolge Hunderte von Operationen ausgeführt, daß die abergläubischen Laoten selbst aus weiten Entfernungen kamen, um von schmerzhaften Krankheiten oder schweren Verwundungen durch ihn geheilt zu werden. An das Krankenhaus schließt sich eine Apotheke an, in der er für die einfachen Mittel der englischen und amerikanischen Arzneikunde willige Abnehmer findet; wer nicht zahlen kann, erhält Arzenei und Rat umsonst. Häuptlinge und Fürsten senden nach ihm, wenn ihr Vertrauen auf die abergläubischen Gebräuche der einheimischen Ärzte schwindet, und obgleich sein Rat sehr oft erst in der höchsten Not erbeten wird, der Prozentsatz erfolgreicher Behandlungen demgemäß niedrig ist, genießt er doch bei allen Klassen den Ruf, geschickt und gütig zu sein. Vor zwei oder drei Jahren hat er die Frau eines Fürsten gerettet, nachdem

alle Mittel und Beschwörungen mehrerer einheimischen Ärzte vergebens angewendet worden waren. Er empfing dafür keine unmittelbare Anerkennung, aber der Häuptling zeigte seine Dankbarkeit dadurch, daß er dem Arzte jedwede Erleichterung bei seinen Reisen von Ort zu Ort in seinem Distrikte gewährte, sowie noch auf andere Weise.

Außerdem hat sich Dr. Cheek den Dank der Eingeborenen damit erworben, daß er eine Bootwerfte einrichtete, wo er zahlreiche Leute beschäftigt; er hat bessere Bootmodelle und bessere Bauart eingeführt. Jetzt arbeiten sich in dieser Werfte viele Sklaven, den Sitten des Landes gemäß, frei, indem sie für ihre Herren Boote bauen; viele andere sind Eigentümer der von ihnen selbst gebauten Boote geworden und treiben nun Handel. Amerikanische Werkzeuge verdrängen allmählich die unbeholfenen Äxte und Sägen der Eingeborenen.

Auf den Schultern des ältesten Missionärs, Herrn Wilson, ruht die wirkliche Bekehrungsarbeit. Er besucht die Eingeborenen in ihren Häusern, predigt und lehrt — eine Arbeit, in der er abwechselnd den Dr. Cheek unterstützt und von letzterem unterstützt wird. Die Missionärinnen, Frau Cheek und Frl. Coole, haben einen geräumigen Schulraum, wo die Mädchen die gewöhnlichen Unterrichtsgegenstände erlernen und außerdem im Nähen, Haushalt u. s. w. unterrichtet werden. Zur Erholung dient Musik und Singen. Der Frauenverein zu New-York sendet oft Geldsummen, womit Mädchen von der Sklaverei losgekauft und in die Schule aufgenommen werden. Als ich in Tschengmai war, befanden sich sieben oder acht Mädchen im Alter von 13—20 Jahren daselbst, blühende, kluge Geschöpfe, vollkommen zufrieden mit ihrem Lose, lernbegierig, flink und angenehm in ihrem Betragen — ganz verschieden von ihren Schwestern außerhalb der Schule.

Die Mission giebt über den Stand ihrer Unternehmungen Jahresberichte. Sie wird durch die Freigebigkeit ihrer Freunde in den Vereinigten Staaten unterhalten, besitzt ein bequemes Haus, durchaus der Neuzeit entsprechend ausgestattet, ein gutes Harmonium und einen schönen Garten, in welchem die lieblichen Blumen der Tropen blühen, untermischt mit fremden, aus Amerika eingeführten Pflanzen. Die Eingeborenen, welche von der Mission Wohlthaten empfangen haben, sind stets bereit, bei der Besorgung des Gartens oder bei anderen Gelegenheiten zu helfen, für welche die Kräfte der unmittelbar in der Mission beschäftigten Leute nicht ausreichen. In Bezug auf äußere Bequemlichkeiten sind die Herren und Damen der Mission vermutlich ebenso gut versehen wie irgend jemand ihrer Mitmenschen. Aber nicht einer wird sie wegen ihres Loses beneiden. Sind sie doch von dem Verkehre mit Verwandten und Bekannten und von der gesamten Gesellschaft, an die sie früher gewöhnt waren, abgeschnitten. Das Bewußtsein, daß sie

Gutes thun und zu thun versuchen, und die Dankbarkeit derjenigen, denen sie wohlthun, muß sie entschädigen. Ihre größte Freude ist das Anlangen von Nachrichten aus Amerika, welches von Zeit zu Zeit durch Handelsboote oder siamesische Beamte und andere Reisende ermöglicht wird.

Seit meiner Rückkehr nach Europa habe ich aus Bangkok erfahren, daß für die Mission zu Tschengmai Verstärkungen eingetroffen waren, da eine größere Anzahl von Herren und Damen sich entschlossen hatten, sich mit Dr. Cheek, seiner Frau, Herrn Wilson und Frl. Coole zu vereinigen. Mit der Ankunft der neuen Mitglieder in Tschengmai wird sich in den Lebensverhältnissen der Mission eine Umwandlung vollziehen. Für Damen, welche etwa in der Liebe nicht glücklich waren und Trost in der Verrichtung von guten Werken fern von dem Schauplatze ihrer getäuschten Hoffnungen suchen wollen, oder welche an Abenteuern Geschmack finden und zugleich einer guten Sache ihren Beistand leihen wollen, wüßte ich kein Mittel mit besseren Aussichten auf Erfolg als den Anschluß an die sich sehr vergrößernde amerikanische Mission zu Tschengmai.

Ich kann hier nicht unterlassen, den vier genannten Mitgliedern der Mission sowohl im ganzen wie im einzelnen für die Gastfreundschaft und Güte, die sie mir haben angedeihen lassen, öffentlich zu danken.

Am Tage nach meiner Ankunft in Tschengmai stattete ich samt Pra Udon einen Besuch bei Pya Radjasena und sodann bei dem Tschau Hluang ab, dessen Haus und Garten mitten in der Stadt lag und zum Zeichen seines Ranges und seiner Macht mit einer hohen Mauer umgeben war.

Als wir von Pra Udons Kutsche abstiegen und das Grundstück betraten, wurde uns mitgeteilt, daß der Häuptling gerade ein Bad nehme. Ich konnte mir so einstweilen das Haus gründlich besehen. Seine Bauart war chinesisch-laotisch. Die ganze Vorderseite nahm ein langer, offener Raum ein, welcher meist mit europäischen Geräten ausgestattet war. Das einzige Möbel einheimischen Fleißes, welches ich gesehen habe, war ein großer vergoldeter Prachtstuhl oder Thron, der nach Pra Udons Aussage nur für den Hauptpriester bestimmt war, wenn derselbe den Tschau besuchte. In einer Ecke des Zimmers war ein alter chinesischer Schneider eifrig mit Anfertigung eines hellblauen Kleides für den Tschau beschäftigt. Bald kam dieser selbst; er war ein alter Mann, hochgewachsen, aber ein wenig von der Last seiner 64 Jahre gebeugt, in eine schwarze Jacke mit Goldknöpfen und ein Palai gekleidet, aber barfuß. Er rauchte eine Cigarette, welche ausging, sobald er, um mit uns zu reden, zu ziehen aufhörte. Es geht, beiläufig bemerkt, mit diesen einheimischen Cigaretten stets so. Ein Sklave nahm die Cigarrette, setzte sie in seinem Munde wieder in Brand und gab sie dann seinem Herrn wieder. Als ich ihm mein Schreiben aus Bangkok zeigte, rief

er einen seiner Sekretäre herbei und ließ es ihn laut vorlesen. Hierauf bemerkte er, die Eingeborenen dürften keinen Vogel schießen, er wolle aber sehen, ob meinetwegen eine Ausnahme gemacht werden könne. Nun schickte er nach sechs Pyas, um sich mit ihnen über diesen Punkt zu beraten. Das Land war, wie er sagte, reich an Blumen, besonders Orchideen, von denen viele ihres Wohlgeruches wegen nur für den Gebrauch der Fürsten bestimmt seien. Ein nur wenige Tagereisen entferntes Gebirge sei wegen gewisser, sonst nirgends vorkommender Spielarten berühmt. Einige Exemplare gab mir der Tschau in die Hand; es war eine Species von wohlriechendem dendrobium. Da ich sie in der Hand behielt, riet er mir, sie der Sitte der Laoten gemäß in meine Ohren zu stecken. Als ich ihm bemerklich machte, daß ich keine Ohrlöcher hatte, half er diesem Mangel dadurch ab, daß er mir zeigte, ich könne die Blumen wie eine Feder hinter das Ohr stecken.

Die Mode, die Ohren zu durchlöchern, ist bei beiden Geschlechtern in Lao allgemein verbreitet. Das Ohrläppchen wird in früher Jugend durchstochen, und in das Loch kommt ein hölzernes Pflöckchen. Nach und nach wird die Öffnung mit Holz- oder Elfenbein- oder Metallstücken oder mit einem zusammengerollten Blatte oder irgend einem gleich bei der Hand befindlichen Gegenstande immer mehr ausgedehnt, bis sie zur Aufnahme des „lan“, d. h. Ohrschmuckes, in seiner vollen Größe geeignet ist. Dieses „lan“ besteht aus einem etwas über einen Zoll (= ca. 25 mm) breiten echten Goldstreifen, der leicht zusammengewunden wird, bis er einen Cylinder mit dem Durchmesser von etwa einem halben Zoll bildet. Dieser wird bloß mit Bindfaden umwunden und in das vergrößerte Ohrloch geschoben. Die ganz armen Mädchen begnügen sich mit einem Bleicylinder, der mit einem einzigen Goldplättchen überzogen ist; die reichen haben Rollen mit vielen Goldblechwindungen, an deren Enden Diamanten oder Rubinen angebracht werden. Ist keine solche Goldrolle vorhanden, so tritt eine Blume an ihre Stelle. Männer tragen fast nur Blumen, selten andren Ohrschmuck, oder sie benutzen das Loch als bequemen Cigarrettenhalter.

Die Sitte, die Ohrlöcher so auszuweiten und Blumen, Cigarren und andre Gegenstände hinter dem Ohre zu tragen, drängt den oberen Teil des Ohres von der Seite des Kopfes ab und läßt die ohnehin großen Ohren der Eingeborenen nur noch größer erscheinen. Große Ohren gelten aber als Zeichen langen Lebens und werden demgemäß hoch geschätzt. Der Häuptling von Tschengmai ist wegen der reichen Entfaltung seiner äußeren Gehörorgane besonders merkwürdig. Der siamesische Kommissar sagte ihm einst, er müsse, wenn die Größe der Ohren nicht trüge, steinalt werden. Der alte, einfache Mann schien sich durch diese Bemerkung sehr geschmeichelt zu fühlen.

Als ich dem Tschau mein Vorhaben, durch Lao nach Niau vorzudringen, mitteilte und um seine Unterstützung bat, hörte er sehr ruhig zu — gewöhnlich mit weit offenem Munde —, nickte zustimmend, band sich aber nicht durch Versprechen. Er sah wie ein gutmütiger, aber schwacher Mann aus und stand auch in solchem Rufe. Er befand sich augenscheinlich unter dem Einflusse seiner Frau, deren Entschiedenheit vollkommen hinreichte, um seiner Schwäche die Wage zu halten. Es war seine dritte Frau. Als er sie heiratete, zwang sie ihn nicht nur, Priester zu werden, sondern auch alle Nebenfrauen zu entlassen. Er trug nun freilich das gelbe Priestergewand nur sieben Tage, aber diese Zeit wurde als lang genug erachtet, ihn von Sünden zu reinigen.

Viel wichtiger für mich war der Umstand, daß auch der Tschau Operat oder zweite Häuptling Gewalt über ihn hatte. Dieser hatte sich die bewaffnete Unterstützung eines weit größeren Anhanges gesichert, als sein Vorgesetzter, richtete sich daher manchmal nicht nach dessen Befehlen, hob dieselben wohl gar thatsächlich auf. Wie weit dies ging, sollte ich zu meinem Schaden später auf meiner Weiterreise empfinden. Jetzt will ich nur ein Beispiel der Abhängigkeit des ersten Häuptlings vom zweiten und der nicht immer einträchtigen Beziehungen der beiden zu einander erzählen. Gewisse Dörfer oder Gemeinden in Tschengmai sind von gewöhnlichen Dienstleistungen für die Regierung des Häuptlings befreit, und brauchen sich nur der Tempel anzunehmen, indem sie dieselben reinigen und instandhalten, auch — wenn nötig — neue erbauen. Daher heißen die Leute „ka wat“, d. h. Tempelsklaven. Während meines Aufenthaltes zu Tschengmai befahl der Tschau Hluang einer Anzahl von Kawats aus Tjamtong, einem kleinen Dorfe in der Nähe, bei der Vollendung eines neuen großen Tempels, den er in der Hauptstadt errichtete, zu helfen. Die Leute hatten aber keine Meinung zu der Arbeit, gingen daher mit einem Geschenke zu dem Tschau Operat und baten um Befreiung von der Pflicht, den Befehlen des Häuptlings zu gehorchen. Ohne Zögern gewährte der Tschau Operat die Bitte und befahl ihnen, heim zu gehen in Frieden. Und der Tschau Hluang hatte nicht die Macht, seinen Befehlen Achtung zu erzwingen.

Doch zurück zu meinem Besuche bei dem ersten Häuptling, der so sehr die zweite Violine spielen mußte. Nach und nach kamen die Pyas an, der Brief wurde nochmals vorgelesen, und man einigte sich dahin, daß mir als besondere Gunst Erleichterungen zugestanden, und Eingeborene angewiesen werden sollten, mir bei dem Sammeln von Insekten und Vögeln zu helfen. Hinterher freilich mußte ich erfahren, daß des Psalmisten Rat: „Verlasset euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen“ *) ganz besonders auf die Laoten-

*) Psalm 146, Vers 3.

Tschaus bezug hat. Der Tschau Hluang konnte versprechen — aber nichts weiter, und wenn er auch den besten Willen gehabt hätte. Ich glaube ihm gern, daß er es mit seiner Zusage, mir zu helfen, ehrlich meinte: ich konnte aber damals noch nicht beurteilen, in wie weit der Tschau Operat die Erfüllung solcher Versprechen zu gestatten oder zu verhindern vermochte. Allerdings wußte ich, daß auch bei der größten Geneigtheit der Häuptlinge noch die angeborene Trägheit der Eingeborenen zu besiegen war, und daß ich von Glück sagen konnte, wenn aus diesem passiven Widerstande kein aktiver wurde. Aber obgleich ich recht gut mir denken konnte, welche Rolle Volk und untergeordnetere Beamte spielen würden, und sogar den herrschenden Häuptlingen nicht vollkommen traute, war ich doch ungewitzigt genug, um anzunehmen, daß meine Pläne durch den Häuptling von Tschengmai wenn nicht thätliche Förderung, so doch Gewährung finden würden — wenn er mir nur schriftliche Ermächtigung und seinen Unterthanen ausdrückliche Befehle gäbe, mir behülflich zu sein. Davon, daß mit dem Tschau Operat zu rechnen sei, ließ ich mir nichts träumen.

Obschon Tschengmai jetzt der mächtigste aller Laoten-Staaten ist und thatsächlich alle seine Nachbarstaaten überwiegt, ist seine Geschichte doch etwas buntscheckig. Bei seiner Gründung vor 600 Jahren war Muang Fang die Hauptstadt. Nach wiederholter Eroberung und Plünderung durch Birmanen und dann durch Niaus blieb es zwanzig Jahre lang ganz verödet, bis vor 70 Jahren mehrere fürstliche Brüder von Lakon hierher übersiedelten, die jetzige Dynastie gründeten und Tschengmai zu seiner gegenwärtigen Bedeutung erhoben.

Es soll in der Stadt mehr als 80 Tempel geben; diese Angabe halte ich aber für etwas übertrieben. Das Wat Hluang, der königliche Tempel, war im Entstehen begriffen; er wird auf dem Platze des alten Tempels, dessen Ruinen noch sichtbar sind, erbaut. Auf dem Erdboden lagen und standen sehr viele alte Figuren, welche so bald als möglich in dem neuen Gebäude untergebracht werden sollten. Die Vollendung und Einweihung desselben erwartete man für Ausgang des Jahres 1883.

In der Nähe befindet sich ein anderer alter Tempel, das Wat Presing, etwa vor 70 Jahren durch den damaligen Tschau Radjawong erbaut. Außen vor den Stufen zu dem Haupttempel befindet sich eine Steintafel mit Nachrichten über Gold, Silber, Schwarzlack und andere Stoffe, welche bei dem Baue verbraucht worden sind. Indessen ist an dem ganzen Gebäude nichts Absonderliches außer dem darin herrschenden Dunkel; das Licht kann nämlich nur durch die Thüre eindringen. Die Priester beteten, als ich den Tempel besuchte. Nach dem Gottesdienste stellte ich mich dem Oberpriester vor, einem Manne von 69 Jahren, der für den größten Gelehrten

des Landes galt. Klöster und Tempel waren schmutzig und finster, aber die Gärten waren sehr reinlich und sauber gehalten und zeigten u. a. einige schöne Lilien. Während meines Besuches kam ein Weib und bot dem Priester



Pratschedi des Wat Kaotu.

einige Blumen dar. Ich verabschiedete mich daher, damit sie ihm ihr Herz ausschütten und Trost bei ihm suchen konnte.

Gerade vor den Stadtmauern ist ein dritter Tempel, das Wat Kaotu jetzt öde, ehemals wichtig, wenn man nach dem dazu gehörigen sehr schönen Pratschedi urteilen darf, unter welchem eine große Menge Silbers begraben

sein sollte. Der rasch verfallende Bau muß in seiner Vollendung prächtig gewesen sein und nur dem zu Lampun befindlichen nachgestanden haben.

Zu den Sehenswürdigkeiten in Tschengmai gehört der Markt, welcher jeden Tag von 8 bis 11 Uhr Vormittags abgehalten wird. Zu beiden Seiten der Hauptstraßen sitzen in langer Reihe Frauen aus den Vorstädten oder benachbarten Dörfern mit ihren Waren. Wie auf der Insel Bali, so besorgen auch hier die Frauen den Verkauf; nur die Läden mit Schweinefleisch werden von Männern gehalten; um sie herum stehen aber fast immer mehr Hunde als Kunden. Jede Frau hat rechts und links einen Korb, dessen Inhalt bisweilen auf Pisangblättern ausgebreitet wird. Hauptsächlich liegen Lebensmittel, Früchte, Gemüse zum Verkauf aus; dann Tabak, Betelnüsse, Kalk; getrocknete, eingesalzene und gewürzte Fische, aber immer mehr oder weniger „riechend“; Büffelfleisch und Stücke von Büffelfell — auch eßbar und für gut angesehen; geröstete „mankap“, große Wasserkäfer, zu der Ordnung der Hemiptera gehörig, vermutlich dieselbe Delikatesse wie die „mangda-na“ des Petschaburi-Distriktes, nur unter anderem Namen; Pilze, von denen die Laoten große Liebhaber sind; Wachs und Baumwolle; thönerne Töpfe, Krüge und Schüsseln, so spröde, daß sie fast bei bloßer Berührung brechen; endlich stets ein Blumenvorrat, daß ein Pariser ihn neidisch betrachten würde. Hinter den Frauenreihen stehen Buden, in denen Chinesen und noch mehr Birmanen Baumwollenzeuge, gedruckte Kalikos, Palais, messingene und hölzerne Schüsseln und mannigfaltige birmanische Lackwaren feil bieten.

Gelegentlich bringt eine Karawane aus Haw oder Yünnan einen frischen Warenvorrat, vorzüglich Wachs, in die Stadt; auch Opium, wovon ein großer Teil in den weiten Röcken und Hosen der Händler eingeschmuggelt wird; Scheren und verschiedene andere Eisenwaren; Messing-Glocken; Lederjacken, Seidenkleider, eigentümliche riesige Strohhüte, auch etwas verfälschten Moschus. Die fremden Händler kaufen für ihre Waren vor allem Hörner von jungem Viehe, wofür sie fabelhafte Preise zahlen. Ich sah, daß für ein Katty (= 1¾ Pfund englisch = ca. 567 Gramm) solcher Hörner 45 Rupien (= ca. 85,5 Mk.) bezahlt wurden. Die Leute in Tschengmai prüften jede Rupie, die sie von den Haw-Leuten erhielten, sehr sorgsam: denn in Muang Prai, einem Dorfe nördlich von Tschengmai, werden falsche Rupien en gros fabriziert.

Die Händler aus Yünnan halten gewöhnlich vor den Stadtmauern, nehmen die Waren von ihren überlasteten Maultieren und Ponies herunter und stellen die Packsättel an dem Wege entlang auf; ihre bösen Hunde bewachen dieselben, während die bejammernswerten Lasttiere, sich selbst überlassen, nach Futter umherlaufen. Die Abbildung zeigt, daß ein solcher

Packsattel durchaus keine leichte Bürde ist, und nur wenige der Pferde und Maultiere, welche gewöhnlich bloß Haut und Knochen sind, haben unverletztes Fell. Eine Karawane hatte unterwegs 11 Pferde verloren — nach Angabe der Leute durch Tiger. Ich zweifle jedoch, ob irgend ein vernünftiger Tiger sich solche fleischlose Opfer aussuchen würde. Wenn es in Lao und Yünnan ein Tierschutz-Gesetz gäbe, wären die erwähnten Todesfälle nicht vorgekommen.


Yünnanhändler auf seinem Pony.

Das an dem Sattel befestigte Horn ist ein unumgänglich nötiges Ausrüstungsstück des Händlers und dient zur Aufbewahrung von Fett zum Kochen und Leuchten.

Wenn früh morgens aufgebrochen wird, hören die Lasttiere schnell auf den Ruf: „Hoi! Hoi! Hoi!“ Sie wissen, daß sie vor dem Abmarsche ein kärgliches Reismahl erhalten. Während der Reise haben sie Maulkörbe.


Packsattel aus Yünnan.

Ich kaufte einen der Haw-Hunde, „Tali“ mit Namen, zum Schutze gegen Diebe; er rechtfertigte das Vertrauen, welches die Händler auf diese Tiere setzen, vollkommen. Ihre Aufmerksamkeit und Wachsamkeit macht sie zu wertvollen Freunden, ihr fester Biß zu unliebsamen Feinden.

Die Händler aus Yünnan sagten mir, ich könnte ohne Schwierigkeit mit Elefanten bis Kiang Hung gelangen; jenseits dieses Punktes jedoch sei ein breites Tafelland zu überschreiten, welches sie auf ihrer Rückreise stets bald nach Eintritt der Regenzeit zu erreichen suchten, um den spärlichen Pflanzenwuchs auf dieser Hochebene so gut als möglich auszunutzen.

Neunzehntes Kapitel.

Sonderbarer gesetzlicher Gebrauch — Berufung auf den Wassergott — Wetten auf den Ausgang — Beharrlichkeitsprobe — Das Urteil — Rechtspflege in Tschengmai — Fürst zum Tode verurteilt — Hinrichtung — Einheimischer Richtblock — Begnadigung — Gewissenszweifel — Freilassung der Sklaven — Einladung zum Tschau Hluang — Ersatz für Papier — Augenzeuge des Durbars zu Delhi — Mittagessen und Theater — Einheimischer Künstler — Malerei — Schnitzereien — Geschenk für königliche Personen — Neigung zu starken Getränken — Theetrinker.

Am 14. Januar früh teilte mein Freund Pra Udon mir mit, daß ein ziemlich wichtiger Rechtsstreit in zweiter Instanz zur Entscheidung komme. Es handelte sich um zwei Phas, deren jeder das Eigentumsrecht über eine Anzahl von Sklaven zu haben behauptete. Der Angeklagte gab an, die fragliche Besitzurkunde verloren zu haben, indem dieselbe während eines Angriffs auf sein Haus seitens gewisser Räuber aus Niau verbrannt sei. Die Richter erster Instanz hatten sich über die ihnen vorliegenden Beweismittel nicht einigen können und den Fall an den höheren Gerichtshof verwiesen, in welchem der Wassergeist als vorsitzender Genius walten sollte. Mit anderen Worten: die Parteien wurden angewiesen, die Entscheidung durch das Mittel herbeizuführen, welches früher die „Wasserprobe“ genannt worden wäre; d. h. sie mußten im Flusse untertauchen, und wer am längsten unter Wasser blieb, dem wurde der Sieg in der Sache zuerkannt. Dies war, wie man mir sagte, ein sehr alter Gebrauch in Lao, zu dem man jedoch nicht oft seine Zuflucht nahm. Infolge davon wurde ihm große Wichtigkeit beigelegt. Der vorliegende Fall war durch die hohe Stellung der Streitenden und durch die auf dem Spiele stehende Summe noch besonders wichtig. Jede Partei mußte nämlich, bevor der Wassergott entschied, 2000 Rupien (= ca. 3800 Mk.) erlegen, welche samt den Sklaven dem endlichen Gewinner zufielen. Der Unterliegende aber kam, abgesehen von dem Verluste der Sklaven und des Geldes, auch noch selbst in lebenslängliche Sklaverei.

Demgemäß fand sich an dem zur „Untersuchung“ der Sache bestimmten Tage eine Masse Volks bei dem Flusse Meping — dies war der Schauplatz — ein. Beide Ufer waren schon frühmorgens mit Tausenden von Zuschauern bedeckt. Unter der Menge waren all die zahlreichen Tschaus und Beamten jeden Grades; die wichtigeren Personen unter denselben waren leicht kenntlich durch ihre Prachtschirme — große Baldachine von rotem, gelbem oder blauem Seiden- oder Baumwollenzeuge, das auf Bambusstöcken in Silberfutteralen ruhte und oft 6—8 Fuß (= ca. 1,8 — 2,4 m)

hoch in die Luft ragte. Überall wurde so flott und so hoch auf den Ausgang der Sache gewettet, daß ich meine, manch ein prachtstrahlender Schirm würde, wenn sich der Vorgang in England statt in Lao abgespielt hätte, von der Polizei als ungesetzliches Wettlokal „geschlossen" worden sein. Die am höchsten stehenden Männer hatten außer ihren Schirmträgern noch ein zahlreiches Gefolge von Sklaven mit dem üblichen Gepränge von goldenen oder silbernen Betelbüchsen, Theetöpfen, Spucknäpfen ꝛc. und anderen Rangzeichen, von denen einzelne Stücke vielleicht 6000 oder 7000 Rupien (ca. 11400—13300 Mk.) wert waren.

Es fand kein Stoßen oder Drängen unter der Menge statt, noch machte sich Aufregung bemerklich, sondern jedweder schien an dem Vorgange tiefen Anteil zu nehmen. Dieses Benehmen wurde durch die häufigen Wettanerbieten noch vermehrt. Auch ich wurde aufgefordert, auf einen oder den anderen der Streitenden ein paar Rupien zu wagen, zog aber vor, ganz unparteiisch zu bleiben.

Mitten unter den hervorragenden Personen standen die unmittelbar bei der Sache beteiligten beiden Pyas. Die Zeit verstrich, ohne daß sie irgend welche Anstalten trafen, sich ihrer Kleider zu entledigen und sich zum Untertauchen vorzubereiten. Auf meine Frage, ob sie denn in voller Kleidung ins Wasser gehen würden, erfuhr ich, daß sie nicht selbst tauchen, sondern je einen Stellvertreter schicken würden. In diesem Augenblicke entstand unter den Schirmen eine Bewegung, und zwei Eingeborene traten hervor mit Blumenspenden, die sie vor dem Tschau und seinem Pya-Rate niederlegten; gleichzeitig schwur jeder von beiden, daß er fest an die Gerechtigkeit der von ihm vertretenen Sache glaube. Dann gingen beide in den Fluß; an einem um den Leib gebundenen Seile wurden sie von einem dritten Mann festgehalten, damit nicht die Stärke der Strömung sie fortreiße. Beide hatten einige Blumen auf dem Kopfe und Blätter um den Hals — eine Art stummer Bitte um die Gunst des Wassergeistes.

Unter atemlosen Stillschweigen erwarteten die zwei dunkeln Gestalten den Befehl, unterzutauchen; ein Platschen — und sie waren verschwunden. Ich maß genau die Zeit, welche sie unter Wasser verbrachten. Sechzig Sekunden — eine scheinbare Ewigkeit — verstrichen unter vollkommener Ruhe der Zuschauer, ohne daß man von den beiden etwas sah und hörte. Anderthalbe Minute! Zwei Minuten! Hatte die schnelle Strömung sie doch fortgerissen? Vielleicht schwammen sie schon weit von uns entfernt stromab, und wir warteten vergebens auf ihr Wiedererscheinen. Aber nur noch wenige Augenblicke — und ein lauter Schrei begrüßte den dunkelfarbigen, runden Gegenstand, der sich über das Wasser erhob, den Kopf des unterlegenen Tauchers, der genau 2 Minuten und 15 Sekunden unter Wasser ausge-

halten hatte. Der Mann, der die Seile hielt, gab dem Sieger das Zeichen, in die Höhe zu kommen: aber der rührte sich nicht, und schon lief das Gerücht um, er sei tot! Doch nein — endlich, endlich taucht er empor, augenscheinlich erschöpft, aber um einige Sekunden später als sein Gegner. Jetzt entstand ein allgemeines Drängen, weil jeder sehen wollte, ob „der Richtige“ gewonnen habe, d. h. der, auf welchen jeder einzelne gewettet hatte.

Aber wie bei einem Wettrennen das erste Pferd zuweilen doch nicht das gewinnende ist, indem des Richters Ausspruch durch Einwurf der Schiedsrichter umgestoßen werden kann, oder wie — um einen angemesseneren Vergleich zu ziehen — der Wahrspruch der Geschworenen zuweilen durch Einspruch, Berufung oder irgend einen anderen Kunstgriff aufgehoben werden kann, so wurde auch in dem hier vorliegenden Falle der Jubel derer, die auf den Sieger und seinen Pya gewettet hatten, gedämpft. Die Schiedsrichter kamen zu dem Ausspruche, daß der eine Taucher das Wasser einen Augenblick früher betreten habe, als der andere, das Gericht also vergeblich abgehalten worden sei, und daß die Angelegenheit an den Häuptling selbst, als die Quelle der Gerechtigkeit, zurückverwiesen werden müsse.

Was für eine Quelle der Gerechtigkeit der Tschau Hluang von Tschengmai war, kann man daraus entnehmen, was sich wenige Tage später zutrug. Ich habe schon gesagt, daß Pya Radjasena, der siamesische Kommissar in Tschengmai, wegen der Klagen der Leute über seine Rechtspflege von seinem Amte abberufen wurde. Es ist nicht meines Amtes, denselben zu entschuldigen oder zu tadeln. Die folgende Geschichte beweist jedoch, daß entweder die Begriffe des Volkes hinsichtlich gehöriger Ausübung der richterlichen Gewalt ziemlich verwirrt sein müssen, oder daß außer Pya Radjasena noch eine andre Person der Amtsentsetzung aus demselben Grunde würdig ist.

Als eines Abends der dritte siamesische Kommissar nach Einbruch der Dunkelheit auf einem Elefanten durch die Stadt Lampun ritt, wurde das Tier durch irgend jemanden gestochen und ernstlich verletzt. Ganz kurz vorher aber hatte zufälliger Weise ein Bruder des Häuptlings von Lampun in einer Spielhölle der Stadt einen Streit mit dem Gefolge dieses Kommissars gehabt, und sofort wurde jener Angriff auf den Elefanten ihm zur Last gelegt. Der Tschau war allgemein als Wüstling bekannt — wenn er allerdings schlechter war als seine Mit-Tschaus, so muß er ganz schlecht gewesen sein — und wurde daher bei dem Pya Radjasena und dem Tschau von Tschengmai verklagt. Letzterer war um so mehr erzürnt, als der beschädigte Elefant ihm selbst gehörte. So mußte denn der junge Fürst die äußerste Strenge des Gesetzes kosten: erstens wegen Beleidigung des siamesischen Vertreters; zweitens wegen Verletzung des Elefanten des Tschau; drittens

wegen seines allgemein berüchtigten Wandels; viertens, weil ein Sündenbock nötig war, an welchem sich die verletzte Gerechtigkeit für die Missethaten anderer ebenso strafwürdiger, aber nicht bestrafter Personen rächen konnte. Der Tschau von Lampun stellte, ehe er die Hinrichtung seines eignen Bruders zuließ, eine Untersuchung der Sache an, und es gelang ihm, die Unschuld des Angeklagten nachzuweisen; aber der Tschau von Tschengmai war unerbittlich, und der junge Fürst wurde zum Tode verurteilt. Sein Bruder stellte die Bedingung, daß ihm die Schande erspart bleibe, den Leichnam nach Lampun zurückgebracht zu sehen, und daß der Hingerichtete auf dem Richtplatze selbst, außerhalb der Stadtmauern, nahe dem Tempel Tawangtang eingescharrt werde.

Früh am 17. Januar hörte ich, daß die Hinrichtung an diesem selben Tage stattfinden solle, und machte mich sofort auf den Weg nach dem Schauplatze. Die Stadt war halb entvölkert, weil alles den traurigen Vorgang hatte sehen wollen; denn obschon Hinrichtungen in Tschengmai häufig genug sind, so fällt doch nicht alle Tage ein fürstliches Haupt. Bis zum Richtplatze hat man nur eine Stunde zu gehen. Ehe ich jedoch die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, begegneten mir wohl 15—20 große Elefanten, alle mit schönen Stoßzähnen, nebst einigen hundert Fußgängern und wenigen Reitern, welche von dem Platze zurückkamen, da schon alles vorüber war. Trotzdem begab ich mich nach dem Blutacker der Laoten und fand zwei Eingeborene damit beschäftigt, eine seichte Grube zu graben. Daneben lag der kopflose, sehr schön tättowierte Rumpf eines gutgebauten Jünglings, der nur vor wenigen Minuten noch im vollen Genusse der Gesundheit gewesen war, und dessen Leichnam wenige Minuten später schimpflich in die seichte Höhlung gerollt werden sollte. Bei Besichtigung des Körpers sah ich, daß dem Scharfrichter der erste Hieb nicht gelungen, sondern in die linke Schulter gegangen war, wo er eine tiefe Wunde hinterlassen hatte. Der Kopf lag mit dem Gesichte nach unten ganz in der Nähe und zeigte wirklich hübsche Züge eines Jünglings von etwa 22 Jahren. Der Ausdruck des Gesichtes war friedlich, ohne jede Spur des Schmerzes, den der erste fehlgegangene Hieb verursacht haben mußte.

Der Richtplatz war voll von Gräbern. Letztere waren aber nicht an den langen schmalen Hügeln kenntlich, an die das europäische Auge gewöhnt ist, sondern an geringen Einsenkungen, entstanden durch die Verwesung der nur wenige Zoll hoch mit Erde bedeckten Körper der Hingerichteten. Oft genug auch werden die Geier einen Leichnam geraubt und so das Einfallen der Erde veranlaßt haben.

Überall herum erblickte ich Hölzer, welche etwas an die Form roh gearbeiteter Kreuze erinnerten; meist waren sie umgestürzt, während ein paar

noch aufrecht standen. Auf den ersten Anblick hätte man sie fast für Totenkreuze auf einem entweihten christlichen Gottesacker halten können. Doch hatten sie mehr die Form eines Y als die eines Kreuzes, und eine Blutlache, in welcher ein solches Gabelholz ganz nahe bei dem Körper des toten Tschau stand, zeigte deutlich, daß es Richtblöcke waren. Die Verurteilten müssen, diese Hölzer am Halse tragend, zum Richtplatze gehen, geführt vom Kerkermeister, welcher das Opfer an Ort und Stelle flach auf die Erde legt, so daß der Kopf etwas über dem Boden fest zwischen die beiden Arme des Kreuzes zu liegen kommt.

Wie viel unschuldiges Blut mag hier geflossen sein! Unschuldig wenigstens hinsichtlich des Verbrechens, wegen dessen die laotische Göttin der Gerechtigkeit Vergeltung geübt hatte. Wenn man nach der eben berichteten Vermehrung der enthaupteten Opfer urteilen darf, so muß der Prozentsatz wirklich gerechter Bestrafungen an Leib und Leben ein sehr geringer sein.

Ich könnte noch andre Beispiele von laotischer Rechtspflege geben; indessen möge nur ein zweites genügen. Wir haben eben gesehen, wie ein Fürst auf den Wunsch seines Häuptlings für ein Verbrechen, das er offenbar nie begangen, sein Leben hergeben mußte; das folgende Ereignis zeigt, wie andrerseits ein schuldbefleckter Mann mit dem Leben davon kommt, wenn es dem Tschau so beliebt. Ganz kurze Zeit vor den eben erzählten Vorgängen hatte ein Mann aus Lampun ein Haus in Tschengmai betreten, um einem jungen Mädchen, das, wie er wußte, allein war, Gewalt anzuthun. Das Kreischen des Mädchens erregte die Aufmerksamkeit eines anderen Mannes; er eilte zur Hülfe herbei, wurde aber von dem Übelthäter erstochen. Am nächsten Tage wurde der Mörder ergriffen, von dem Mädchen wieder erkannt und zum Tode verurteilt. Da er aber bei dem Häuptling von Lampun in Gunst stand, erhielt er Begnadigung und sogar die Freiheit wieder: die Einwilligung des Häuptlings von Tschengmai wurde durch eine „Geldstrafe" von 6 Rupien (= ca. 11,4 Mk.) erkauft.

Bisweilen jedoch regt sich, wie es scheint, das Gewissen der eingeborenen Wächter des Gesetzes, und letztere thun Buße, nicht bloß mit Opfern, die sie Buddha bringen, sondern auch in noch anderer Weise.

Wenige Tage nach der Hinrichtung des Fürsten wurde ich von dem Tschau Hluang zum Essen geladen. Es waren die hervorragendsten Häuptlinge und Beamten von Tschengmai anwesend. Ein Hauptgegenstand der Unterhaltung war der wahrscheinliche Ausgang des durch das neuliche Gottesurteil nicht entschiedenen Streites. Der Tschau teilte mir ohne weiteres mit, daß keiner der beteiligten Pyas imstande sein würde, sein Recht auf die fraglichen Sklaven geltend zu machen, da er letztere alle in Freiheit gesetzt

habe. Das war nun allerdings eine neue Art, den gordischen Knoten zu lösen, und ich wünschte dem Tschau zu seiner Findigkeit Glück. Er setzte hinzu, er habe nicht allein diese streitigen Sklaven befreit, sondern auch alle anderen Sklaven in Tschengmai, und ihren Besitzern den Wert derselben — mehrere tausend Rupien — bezahlt — eine Handlung, die, wie mir versichert wurde, in der Geschichte von Tschengmai ganz einzig dasteht. Letzteres glaubte ich sehr gern. Aber der ganze Vorgang war so wenig mit dem gewöhnlichen Laufe der Dinge in Lao im Einklange, daß ich sofort überzeugt war, daß hier ein besondrer, geheimer Beweggrund vorlag. Mein zweiter Gedanke richtete sich auf den enthaupteten Fürsten aus Lampun. Ich vermutete, daß die großmütige That dem Wunsche entsprungen sei, eine offenbare Ungerechtigkeit soweit als möglich wieder gut zu machen. Ich berührte daher auf zarte Weise jene Geschichte, um zu sehen, ob sich des Häuptlings Empfindungen über die Angelegenheit vielleicht durch Worte oder Geberden verrieten. Er war aber offenbar nicht willens, auf den Gegenstand einzugehen, sondern hielt die Sklavenbefreiung als Hauptthema der Unterhaltung fest.

Einige Tage später versicherte mir einer der Phas, daß diese Befreiung wirklich, wie ich vermutet hatte, durch Gewissensbisse veranlaßt worden sei; der Häuptling hatte gefühlt, wie schwer er sich gegen Buddhas Gesetz vergangen, und gewünscht, für das Vergießen unschuldigen Blutes Buße zu thun.

Aber ich vergesse ganz das Essen. Letzteres war an und für sich nicht eben sehr glänzend; bemerkenswert ist aber die Thatsache, daß ich schriftlich eingeladen wurde, nicht mündlich. Das in Lao fast ohne Ausnahme benutzte Schreibmaterial sind Streifen von Palmblättern (borassus flabelliformis), im Sanskrit „Tala" genannt; diese sind für die Siamesen das, was für die alten Ägypter Papyrus war. Die Worte werden mit einem Griffel eingegraben. Die Blätter sind beinahe unvergänglich, zäh und gegen Wasser ganz unempfindlich; sie sind in letzterer Hinsicht dem Papiere so sehr überlegen, daß die Eingeborenen, wenn sie mich meine Bemerkungen auf Papier schreiben sahen, mich oft auslachten. Wenn die Schrift undeutlich wird, kann man sie dadurch leicht lesbar machen, daß man mit angefeuchtetem Finger über das Blatt hinfährt: man füllt so die kleinen Vertiefungen der eingekratzten Buchstaben mit dem Staube, der auf der sonst glatten Blattfläche liegt.

Meine Einladung aber war nicht in das einheimische Ersatzmittel für Papier eingekratzt, sondern mit Tinte auf ein Stück wirklichen Papieres geschrieben — freilich ein kleines Stück und nicht absonderlich rein, aber doch Papier. Noch mehr: es stak, wie es sich gehört, in einer Papierhülle und wurde ganz nach europäischer Weise in meiner Wohnung abgegeben —

völlig anders, als ich es nach den bis dahin gesammelten Erfahrungen erwarten konnte.

Pra Udon holte mich etwa 6 Uhr nachmittags mit seinem Wagen ab und bat mich bei der Gelegenheit, meine drei Burschen zur Bedienung bei Tafel mitzubringen, vor allem einige Flaschen Wein mitzunehmen, da des Häuptlings Keller sehr leer sei. Der Tschau habe, setzte er hinzu, eine große Schwäche für schäumende Getränke. Demgemäß nahm ich denn 12 Flaschen meines Pseudo-Champagners, Zoedone, mit. Die Gesellschaft bestand — abgesehen von dem Häuptlinge und mir — aus dem Radjaput, dem ältesten Sohne des Häuptlings, und zwei anderen Fürsten ersten Ranges; dem Tschau Operat von Tschengmai und dem von Kiang Hai; den drei siamesischen Beamten; den beiden amerikanischen Missionären Wilson und Cheek; endlich einem reichen Birmanen aus Mulmen, der hierher gekommen war in der Hoffnung, einen Rechtsstreit zu gewinnen. Er hatte deswegen früher Geschenke bis zu einem Betrage von 12000 Rupien (= ca. 22800 Mk.) an die Tschaus und Fürsten verteilt: alle hatten sie mit Freuden angenommen und dann sein Anliegen vergessen. Nun war er selbst gekommen, um den Grund der Verzögerung kennen zu lernen, und hatte gefunden, daß die Laoten nie Eile haben — mag die übrige Welt noch so schnell fahren.

Der Birmane war Mitglied der zum Durbar in Delhi gesendeten Deputation gewesen, als die Königin Victoria zur Kaiserin von Indien proklamiert worden war, und hatte viel von dieser großartigen Feierlichkeit zu erzählen. Der Speisesaal, eine offene Halle, schloß sich an das Theater des Tschau an, so daß man während des Essens sich auch an einem Lakon, d. h. theatralischer Vorstellung, ergötzen konnte. Am Ende der Halle befand sich ein Tritt, wo die Damen von Rang als Zuschauerinnen auf Matten saßen, umgeben von ihren silbernen Sirih-Körben und großen Wasserkrügen mit goldenen Bechern; hinter ihnen waren ihre Sklaven. Außerdem stand eine große Menge von Neugierigen aller Rangstufen um die ganze Halle. In der Mitte der letzteren waren zwei Tische gedeckt — ein kleiner runder und ein langer schmaler, an ersteren anstoßend, als wäre er ein Teil von ihm, aber unverkennbar dadurch abgetrennt, daß er um mehrere Zoll niedriger war. An dem runden Tische saßen der Häuptling und rechts von ihm der siamesische Kommissar, links der Tschau Operat und der Tschau Buri, einer der einflußreichsten Tschaus in Tschengmai. Mein Sitz befand sich zunächst an dem des siamesischen Kommissars; zu meiner Rechten hatte ich Dr. Cheek.

Hatte sich der Tschau in seiner Einladung zu den europäischen Formen herabgelassen, so suchte er sich bei dem Essen nach Möglichkeit insofern unseren Sitten anzuschließen, als er Messer und Gabel anwendete. Er befand sich aber offenbar sehr unbehaglich dabei, und seine Bemühung wurde

ihm schließlich so peinlich, daß er die ungewohnten Geräte beiseite warf und wieder die „Fünfzinkige“ benutzte. Die Gerichte, meist chinesisch, bedürfen keiner Beschreibung. Ein Teil der Speisen erinnerte mich lebhaft an die Heimat: Kartoffeln, die mit anderen Gemüsen durch die amerikanischen Missionäre hier eingeführt worden sind. Der Tschau aß sie mit großem Wohlgefallen, langte sich ohne Umstände mit den Fingern zu und blies die Finger, um sich nicht zu brennen.

Das Klappern der Schüsseln verschwand vor dem viel lauteren Klappern der Holzstöcke, mit denen die Musiker auf dem Theater die Musik im Lakon nachdrücklich begleiteten.

Die Vorstellung und der Tanz war hübsch, die Anzüge der Mädchen — sie waren alle aus Lao, aber durch Siamesen unterrichtet — waren wirklich sehr schön, schöner als alles der Art, was ich je in Bangkok gesehen habe. Die Musik war einförmig, wie üblich, schien aber doch ihren gewöhnlichen Zauber auf wilde Menschenherzen auszuüben; denn der alte Tschau Hluang war besonders heiter, und sogar der Tschau Operat vergaß seine Eifersüchteleien und stimmte den überschwenglichen Versprechungen des Tschau Hluang, mich im Sammeln von Tieren und Pflanzen zu unterstützen, langsam bei. Der Tschau Hluang erbot sich sogar, mir das Modell eines laotischen Bootes zu geben. Aber von all diesen Verheißungen hat sich nur eine erfüllt. Unsere Unterredung drehte sich nämlich gerade um Kunst; Tschau Hluang gab sich als großen Liebhaber der Kunst aus und sagte, er hätte einen der besten Künstler von ganz Lao besonders für sich angestellt; ob ich vielleicht einige Proben seiner Kunst haben wollte? Ich bejahte diese Frage nicht nur, sondern fügte auch hinzu, daß ich gern einige Gemälde kaufen möchte. Dieser Äußerung schreibe ich es unhöflicher Weise zu, daß am folgenden Vormittage Noi Meta, der fragliche Künstler, mit dem nötigen Kunstzubehör, an der Thüre meiner Wohnung erschien.

Noi Meta stammte aus Niau, war seit 20 Jahren „ordentlicher Hofmaler“ des Häuptlings von Tschengmai und durfte für niemand anderen malen außer auf Befehl. Seine Werkzeuge waren alle im Lande selbst gefertigt; die Pinsel, von Zibethhaaren oder Borsten, waren besonders schlecht, dünn und sehr lang; das Papier war ebenfalls von sehr geringer Beschaffenheit. Mein Zeichenpapier gefiel ihm ganz ausnehmend: er bemerkte sehr rasch, daß er nie so gutes benutzt oder auch nur gesehen hatte. Unter seinen Farben war ein schönes Karmin, das er „Krang“ nannte; ein helles Gelb gewinnt man aus einigen Knollenwurzeln; roter und gelber Ocker und Indigo ist fast überall zu bekommen. So viel ich feststellen konnte, war nur eine einzige Farbe vom Auslande bezogen, nämlich Zinnoberrot, welches, wenn ich nicht irre, aus Deutschland stammte.

Es sei hier bemerkt, daß die Originale des Hoalaman (S. 67) und des Ratschasi (S. 133) von Noi Meta herrühren.

Ich fragte ihn, warum die einheimischen Künstler stets Karrikaturen statt genauer Darstellungen gäben, besonders vom Elefanten, von dem sie doch lebende Vorlagen genug hätten. Er erwiderte: es sei ihnen nicht erlaubt, ein treues Abbild eines Elefanten anzufertigen; dies dürfe nur der „Farang" (foreigner, Fremde).

Übrigens bin ich doch, um dies hier zu bemerken, bei den Laoten auf mehrere wirklich gute Künstler — im technischen Sinne des Wortes — gestoßen, namentlich unter den Priestern, welche ihre Mußestunden damit ausfüllen, daß sie Fresken malen oder äußerst verwickelte bildliche Darstellungen an den Tempelwänden, Altären, Thürfüllungen, Kanzeln, Bücher- und Handschriftenkisten mühsam vergolden. Den Bildern fehlt es stets an der Perspektive; daher sagen dem europäischen Auge die phantastischen geometrischen Figuren und Arabesken und gleichsam heraldischen Darstellungen mythologischer Tiere, oft ebenso geschickt ausgeführt wie seltsam erfunden, am besten zu; dabei ist die Art der Behandlung gewöhnlich grotesk und dem Wesen der Karrikatur angemessen. Wo Farben zur Anwendung kommen, werden sie stets schön gemischt, und ihre Wirkung ist angenehm.

Holzschnitzerei ist eine Lieblingsbeschäftigung, in welcher großes technisches Geschick entfaltet wird. Die Häuptlinge und einige Fürsten lassen beständig von mehreren Leuten Zierraten schnitzen; freilich wird der Lohn nicht immer dem Geschicke und der Zeit, die darauf verwendet wird, angemessen sein. Schnitzereien für Thüren, Balken, Hausrat u. s. w. sind sehr gesucht; sehr oft sind sie in wunderlichem Geschmacke mit beliebigen Stücken von buntem Glas, Flittergold oder anderen glänzenden Stoffen eingelegt. Solche Arbeiten dürfen nicht eingehend besichtigt werden, haben aber, wenn die Sonne auf die funkelnden Gegenstände scheint, eine merkwürdig überraschende Wirkung.

Kurze Zeit nach Verabschiedung Noi Metas fuhr sein Herr in der zweispännigen Kutsche Pra Udons vor, mit einem Gefolge von einem Dutzend Dienern; mehr waren, da der Besuch kein amtlicher war, nicht nötig; sie trugen als Zeichen der Würde ihres Herrn eine echt goldene Betelbüchse mit blauer Emaille, sowie, dazu passend, einen Theetopf, Becher und Spucknapf — alles, wie er mir mitteilte, Geschenke Sr. Majestät des Königs von Siam.

Der Häuptling hatte mir sein Wohlwollen durch gelegentliche Geschenke bewiesen; er hatte mir z. B. manchmal ein Schwein geschenkt, deren er mehr als genug besaß, weil ein Chinese das Monopol der Schweinezucht genoß,

oder einen Korb Reis oder einiges Geflügel*). Daher überlegte ich, ob ich ihm nicht irgend welche Gegengeschenke machen könnte. Aber die erwähnten glänzenden Beweise von Reichtum und Macht ließen mich fürchten, ich möchte ihn beleidigen, wenn ich ihm aus meinem geringen Vorrate etwas anböte. Indessen erlöste er selbst mich von meiner Verlegenheit, indem er ein zusammengerolltes Manilaseil bewunderte und sein Verlangen nach einem solchen äußerte. Ich gab ihm daher die Hälfte davon, die er mir sorgfältig nachmaß, um zu sehen, ob ich ehrlich geteilt hätte. Dann bot ich ihm, als eine Art Ersatz für die unschuldige Täuschung, die ich mir bei dem Essen mit meinem Pseudochampagner erlaubt hatte, ein Glas Branntwein an. Er trank rein aus, und noch mehrere hinterher, mit der ganzen Übung eines ausgelernten Kümmelbruders. Schließlich erfreute ich ihn durch Spendung einer ganzen Flasche, die er unter erneuten Versicherungen ewiger Freundschaft mit fortnahm.

Bei den Laoten giebt es keine Heilsarmee. Das erste, was ein Fürst verlangt, ist Branntwein oder Bier, welches beides man dem Nationalgetränke Samschu ganz entschieden vorzieht. Samschu wird aus gegohrenem Reis hergestellt und ähnelt etwas dem indischen Bhang. Nach meinem Geschmacke ist es ein ganz ekelhaftes Getränk, die Eingeborenen sind aber ebenso sehr dafür eingenommen, wie Irländer für ihren Whisky, und der geheimen unerlaubten Samschufabriken giebt es an verborgenen Orten viele, obgleich solche unerlaubte Fabrikation mit hoher Strafe belegt ist. Das gewöhnliche Samschu ist ebenso schwach als widerlich, und ein Durchschnitts-Laote kann eine beträchtliche Menge davon vertilgen. Oft habe ich abends Männer und Frauen getroffen, welche, vom Markte oder von einem Besuche heimkehrend, nicht mehr gerade gehen konnten — ein Beweis, daß sie der Anziehungskraft der Schnapsläden allzusehr nachgegeben hatten.

Die Fürsten, welche, wie gesagt, für Branntwein und Bier besonders eingenommen sind, haben auch eine Schwäche für Thee, in welchem sie nach der Hauptmahlzeit schwelgen. Sie denken nie daran, ihrem Gaumen dieses Labsal durch Kauf zu verschaffen, sondern hängen in Bezug auf ihren Vorrat daran von dem guten Willen der chinesischen Händler ab — gerade so wie sie den birmanischen Holzhandel als unversiegliche Quelle zur Vervollständigung ihres Lagers ostindischer Cigarren betrachten.

---

*) Reis war in Tschengmai sehr billig. 5 Körbe (etwa 1 Pikul = 60,5 kg) konnten für 1 Rupie (= 1,9 Mk.) gekauft werden; ebenso 4—6 Hühner.

Zwanzigstes Kapitel.

Vorbereitungen zur Abreise — Meine Pässe — Siegel oder Stempel — Ein großer Mangel — Beleidigung — Lebewohl — Weg nach Muang Pau — Beinahe ertrunken — Betelkauer — Raucherinnen — Unterkommen zu Muang Pau — Laotische Hauseinrichtung — Wiege — Geburt — Gewinnung der Geister — Feuerkur — Benennung des Kindes — Totenfeier — Bestattung — Kämpfende Trauernde — Zum Himmel.

Erst am 21. Januar langten Yang und der Koch mit dem Reste meines Gepäckes an. Ihre Fahrt von Raheng stromauf bis Tschengmai hatte 34 Tage gewährt. Yang schob diese lange Dauer auf den Kapitän des Bootes und die fortwährende Betrunkenheit des Kochs. Ich hatte mit größter Ungeduld ihre Ankunft erwartet und fing nun unter den verschiedenen kleinen Verzögerungen, die mir der Tschau Hluang in den Weg legte, noch mehr zu schwitzen an. Endlich entschloß er sich, mir zur Reise durch die nördlichen Laotenstaaten und zum Schießen von Vögeln die versprochene schriftliche Ermächtigung zu geben. Aber eines schönen Morgens vernahm ich, er sei fortgegangen, um nach seinen Reisfeldern zu sehen. Diese Besuche auf den Reisfeldern scheinen den Häuptlingen einen recht bequemen Vorwand zu bieten, wenn sie sich ihren Verbindlichkeiten, besonders gegen Fremde, entziehen wollen. Doch verschaffte mir dies eine sehr schöne Gelegenheit, den Tschau Operat anzugehen. Denn obgleich er, wie schon bemerkt, in Wirklichkeit der Häuptling von Tschengmai war, und sein Name in allen benachbarten Staaten geachtet und gefürchtet war, würde es ein Verstoß gegen die Etikette gewesen sein, wenn ich mich an ihn gewendet hätte, während sein Vorgesetzter sein Amt verwaltete. Demgemäß wartete ich des Scheines wegen ein paar Tage, begab mich dann zu ihm und bat ihn um die nötige Ermächtigung. Aber auch hier hieß es Geduld haben, und erst am 2. Februar morgens empfing ich vom Sekretär des Tschau Operat zwei amtliche Pässe — sonderbare Urkunden aus langen, etwa anderthalb Zoll (= ca. 37 mm) breiten Streifen von Palmblättern bestehend, zusammengerollt und mit Bast fest gebunden. Am Ende jeden Streifens befand sich ein Stempel — das amtliche Siegel, nach welchem jeder einheimische Beamte sieht, ehe er zu lesen beginnt, und wonach er seinen Gehorsam in Übereinstimmung mit dem Range der durch das Siegel kenntlich gemachten Person abstuft. Ist es eines großen Tschau Siegel, so wird der Brief aufmerksam gelesen, und die darin enthaltenen Weisungen werden mit einer gewissen Pünktlichkeit befolgt. Deutet der Stempel einen geringeren Tschau an, so wird der Brief je nach der Laune des Empfängers beachtet oder nicht.

Verrät der Stempel etwa gar bloß einen Sekretär, so läuft letzterer Gefahr, hinter seinem Rücken beleidigt zu werden dadurch, daß sein Brief angespuckt wird. Das Stempeln geschieht — um dies hier noch zu erklären — in der Weise, daß der Blattstreifen auf ein Stück hartes Holz gelegt, der stählerne oder eiserne Stempel darauf gesetzt und mit einem kräftigen Hammerschlage angetrieben wird. Die Zeichen des Stempels treten so in flachem Relief hervor.

Der Sekretär des Tschau versicherte mir, daß die Urkunden die dringende Aufforderung an die Häuptlinge der anderen Laotenstaaten enthielten, mir auf meiner Reise durch ihre Länder jede Erleichterung zu gewähren. Die Schriftzeichen waren aber laotisch und entzogen sich völlig meinem Verständnisse. Daher zeigte ich die „Papiere" dem Dr. Cheek und bat ihn, sie mir zu übersetzen. Gefällig und zuvorkommend wie immer that er es. Die Weisungen für die Häuptlinge waren in jeder Hinsicht sehr bestimmt, aber ein ganz wichtiger Punkt fehlte: nämlich der Befehl, mir Jäger zu stellen, und die Erlaubnis, jede Art von Tieren schießen zu dürfen. Dr. Cheek erbot sich, mich zum Tschau Operat zu begleiten und einen Versuch zur Ergänzung dieses Mangels zu machen. Der Häuptling hörte den Worten des Dr. Cheek ruhig zu, wiederholte aber, das Schießen von Vögeln sei durch Landesgesetz verboten. Ich machte geltend, daß ich gern für die Dienste der Jäger und für alle Vögel, die sie mir bringen würden, zahlen wollte, und mit der mächtigen Unterstützung des Arztes überwand schließlich der allmächtige Dollar die Bedenken des Tschau: der Sekretär erhielt Befehl, in den Briefen die Weisung hinzuzufügen, daß ich mit 5 Jägern und mit Jagdelefanten versehen werden sollte, und daß mir gestattet sein sollte, Krieg zu führen gegen alles, was da kreucht und fleugt — unter der Bedingung daß ich für jedes gefangene oder getötete Tier bezahle.

Dieser Punkt war denn so weit nach Wunsch erledigt. Nun hatte ich aber noch einen anderen Gegenstand zu berühren. Von den sechs Elefanten, die ich zur Weiterreise erhalten, waren fünf weiblich; der einzige männliche war zu jung, um als Lasttier viel zu nützen, und zur Jagd ganz unnütz. Es gilt nun aber bei Siamesen und Laoten für eine große Beleidigung, irgend jemandem, besonders einem Fremden, einen weiblichen Elefanten zum Reiten anzubieten. Ich begriff, daß man beabsichtigte, mich dem Gelächter und Gespötte auszusetzen, wenn ich ahnungslos diese Tiere benutzte und wohl gar auf einem ritte. Wie mir Dr. Cheek mitteilte, finden die Laoten ein Vergnügen darin, Fremde in dieser Weise zu beleidigen, und sogar der siamesische Vertreter war einst bei einem Besuche in Tschengmai durch Anbieten eines weiblichen Reitelefanten verletzt worden. Ich erwähnte daher den Umstand, erinnerte den Häuptling daran, daß ich unter dem Schutze

des Königs von Siam gekommen sei, und fragte, ob die Sache mit seinem Befehle oder Vorwissen geschehen sei. Er erwiderte kühl, er wisse davon nichts; die Elefanten seien aus den Dörfern geholt worden, und möglicher Weise seien keine anderen zu haben. Dr. Cheek lächelte und flüsterte mir etwas über die rasche Zunge der Laoten zu; da aber kein Anerbieten zur Abstellung des Übelstandes erfolgte, und da ich vor noch längerem Zögern Angst hatte, zog ich vor, nicht auf meiner Beschwerde zu bestehen und verabschiedete mich von dem Tschau Operat mit Dank für die mir geleisteten Dienste. Meine späteren Erlebnisse zeigten jedoch, daß mein Verfahren unklug war; denn die Eingeborenen boten mir, namentlich in vielen abgelegenen Orten, Trotz und Hindernisse, was sie nimmer gewagt haben würden, hätte ich auf einem männlichen Elefanten mit großen Stoßzähnen gesessen. Ein weiblicher steht in Siam und Lao ungefähr in derselben Achtung wie ein Esel in Deutschland, und ein feiner Herr, der auf einem solchen Tiere in Berlin „unter den Linden" ritte, würde kaum mehr verspottet werden und sicherlich auf nicht so viele unerwartete Hindernisse stoßen, als ein Fremder auf einem weiblichen Elefanten in Lao.

Dem Tschau Operat von Kiang Hai, welcher sich noch in Tschengmai aufhielt, machte ich auch einen Abschiedsbesuch. Der Tschau versah mich mit Empfehlungsbriefen an seinen Vorgesetzten und an seinen Schwiegersohn. Noch einmal speiste ich mit meinem verehrten Freunde Dr. Cheek und traf dann die letzten Vorbereitungen zu meiner Abreise.

Das Beladen der Elefanten und die gleichmäßige Verteilung des leichteren Gepäckes unter die mir zugewiesenen 20 Kulis war keine leichte Aufgabe. Es gab die unvermeidlichen Klagen über unverhältnismäßige Belastung — Klagen, die jeder kennt, der im Orient gereist ist. Aber endlich war alles beigelegt, und um 4 Uhr des Nachmittags brach ich auf, überschritt den Fluß und schlug die Richtung nach Nordnordosten ein, in der Absicht, durch Lao nach den Niau Staaten, zuletzt womöglich nach Yünnan zu gelangen.

Mein Hund Tali war nicht das unwichtigste Mitglied der Karawane. Er war auf der Reise mein beständiger Begleiter, bewies sich als guten und treuen Wächter und leistete bei mehr als einer Gelegenheit vorzügliche Dienste.

Während der ersten zwei Tage zogen wir durch Gegenden, welche in kleine zum Reisbau und zu Viehweiden benutzte Abteilungen getrennt waren. Dörfer gab es genug, und am Abende des zweiten Tages hielten wir bei einem sehr beträchtlichen Orte, Namens Ban Hun Hluang, wo wir uns mit neuem Speisevorrat versorgten. Nun gaben aber meine Leute vor, den Weg nicht weiter zu kennen. Ich bewog daher das Oberhaupt des Dorfes, mir sechs Führer zu geben, und unter deren Leitung setzten wir am nächsten

Vormittage, etwa um 9 Uhr, unsere Reise nach Muang Pau oder Muang Prau fort. Es ging erst drei Stunden lang gerade nach Norden, dann etwas nach Westen. Nachmittags 2 Uhr waren wir in Muang Kenn, gingen auch an diesem Tage nicht weiter, da der Weg angeblich beschwerlich wurde und für mindestens eine Tagereise kein Obdach bot, meine Leute aber große Abneigung gegen Übernachten im Freien zeigten, so lange sie ein Dach haben konnten, unter dem sich schlafen ließ.

Frühzeitig am nächsten Morgen zogen wir in westlicher Richtung weiter und kamen in wilde Berggegend; die Abhänge waren bis zum Gipfel bewaldet, so daß Menschen und Tiere erquickenden Schatten genossen. Der Weg, sehr beschwerlich und steil, führte bergan an einem Passe hin, durch welchen in südwestlicher Richtung der Mengap zum Meping fließt. Gegen Mittag befanden wir uns ungefähr 1000 Fuß (ca. 300 m) über dem Meere. Wir durchschritten den Mengap mehrmals. Die Elefanten wateten gelassen durch das Wasser; aber an einer Stelle, wo eine plötzliche Biegung des Flusses einen reißenden Wirbel veranlaßt, wurde unser kleinster Elefant fortgerissen und rettete sich nur dadurch, daß er mit seinem Rüssel geschickt einen überhängenden Baumast ergriff.

Weiterhin mußten wir eine so steile Schlucht kreuzen, daß alle abstiegen; die Elefanten rutschten, wie schon im 16. Kapitel geschildert, hinunter; ihr Rücken bildete mit dem Hange einen Winkel von etwa 45 Grad. Fast 12 Stunden lang sahen wir kein Zeichen menschlicher Thätigkeit. Endlich gegen 6 Uhr nachmittags stießen wir auf Reisfelder und erreichten eine Viertelstunde später ein kleines Dorf, Me Pang geheißen. Hier wurde übernachtet. Am 6. Februar brachte uns ein sechsstündiger Ritt gegen Nordnordosten nach Muang Pau.

Muang Pau ist eine kleine, ärmlich aussehende Niederlassung mit einer erwachsenen Bevölkerung von etwa 700 Köpfen; es liegt auf einer großen, rings bergumschlossenen Hochebene von etwa 1050 Fuß (= ca. 320 m) Höhe über dem Meere.

Ich begab mich sofort zum Hause des Häuptlings und ließ ihm von Kao meinen Paß laut vorlesen. Seine Frau und ein paar Sklaven saßen bei ihm, alle Betel kauend.

Wie die Siamesen, so kauen auch die Laoten fortwährend, gleichviel ob sie arbeiten oder faulenzen, sitzen oder gehen. Das Betelkauen beginnt fast mit dem ersten Kindesalter und hört erst mit dem Tode auf. Zahnlose Alte helfen der Natur dadurch, daß sie die Betelnuß mit Zubehör in einen kleinen Mörser thun — ein Mittelding zwischen einer Knallbüchse und kleinen Spritze — und diesen stets bei sich führen. Ein paar Stöße mit

dem Kolben genügen, um die Nüsse in eine breiige Masse zu verwandeln, welche auch den zartesten Gaumen nicht verletzt.

Dieses fortwährende Vollstopfen des Mundes mit Betel erschwert die Unterhaltung sehr, und dabei scheinen die Laoten noch jede Unterhaltung als eine Gelegenheit, den Mund wieder zu füllen, zu betrachten. Das Betelkauen ist eine uns höchst unangenehme Gewohnheit, nicht allein weil es die Zähne schwärzt, sondern auch deshalb, weil es unablässiges Spucken veranlaßt, und weil aller Augenblicke das „Priemchen" aus dem Munde entfernt werden muß. Angeblich befördert es die Verdauung; mir scheint es bloß die Zähne zu zerfressen.



Rauchende Laotin.

Tabak wird von Männern, Frauen und Kindern geraucht. Wie die Leute vor Betelkauen zum Rauchen kommen, und vor Rauchen zum Betelkauen, ist schwer zu begreifen. Besonders die Frauenzimmer sind wohl nie ohne Buri (einheimische Cigarette) zu sehen. Die feinsten Buris sind die mit der dünnen, weißen, inneren Haut der Rinde des Betelbaumes umwickelten; gewöhnlich sind sie mit Pisang- oder Maisblättern umwickelt. Der einheimische Tabak steht dem siamesischen nach. Pfeifen werden nur selten benutzt; sie bestehen aus Holz und Bambusrohr.

Als mein Schreiben vorgelesen war, bemerkte der Häuptling, es sei „sehr stark"; er habe große Achtung vor dem Tschau Operat von Tschengmai, der imstande sei, jemanden für eine ganz geringfügige Beleidigung enthaupten zu lassen. Sein Weib sprach, ohne auf Befehl zu warten, mit zwei Dienern, und diese richteten mir sofort in einer Ecke des Raumes ein Lager her. Dies erforderte weder viel Zeit noch viel Umstände: zwei Matten mit Kissen wurden auf den Fußboden gelegt, ein Vorhang wurde darum gehängt — und ich ohne weiteres benachrichtigt, daß mein Nachtlager bereit sei.

Die Einrichtung des Hauses war nicht sehr reich. Thatsächlich hält ein gewöhnlicher Laote seine Wohnung für hinreichend ausgestattet, wenn er ein paar geflochtene Rohr- oder Bambusmatten und Kissen hat, die auf

den Boden ausgebreitet werden können; wenn sie nicht in Gebrauch sind, liegen sie in einer passenden Ecke aufgehäuft. Die besten Matten haben rote Kante, und die länglichen oder dreiseitigen Kissen sind an den Ecken mit Seide oder Gold gestickt. Tritt ein Besucher ins Zimmer, so wird eine Matte auf den Boden gelegt mit einem Kissen zum Anlehnen oder zum Aufstützen des Armes; die Beschaffenheit der Matten und Kissen richtet sich ganz nach dem Range der Besucher. Die Tschaus haben in der Regel einen Tisch und ein paar Stühle, gebrauchen letztere aber fast nur, wenn sie von hervorragenden Fremden besucht werden. Sie befinden sich auch sehr unbehaglich auf Stühlen, weil sie mit untergeschlagenen Beinen sitzen. Bettstellen giebt es nicht; die Leute schlafen auf einheimischen, mit Baumwolle angefüllten Matratzen und hinter Moskitonetzen.

An Hausgeräten finden sich nur wenige thönerne Töpfe und Pfannen, gelegentlich auch riesige eiserne, aus Yünnan eingeführte Pfannen, fast ebenso zerbrechlich wie die thönernen, dazu ein paar Löffel aus Holz oder Kokosnußschalen. Petroleumlampen, Uhren und Spiegel prangen stets in fürstlichen Häusern; die gewöhnlichen Leute haben nur Harzfackeln und ein Gefäß mit Schweinefett oder Öl und einem Baumwollendochte. Manchmal steht auch ein Gestell mit Gewehren und Säbeln im Zimmer, und ein Hirschgeweih verrät den Bewohner des Hauses als Jagdliebhaber.

Da fast in keinem Hause Kinder fehlen, so ist gewiß in einer Ecke des Schlafzimmers eine höchst einfache Wiege zu sehen; sie besteht aus einem niedrigen ovalen oder länglich-viereckigen Korbe mit einer kleinen Matratze oder Zeugrolle auf dem Boden und hängt an langen Stricken von einem Dachbalken herunter. Die Mutter oder eines der größeren Kinder schwingt den Säugling in den Schlaf. Diese Wiege, obgleich brauchbar, ist nicht entfernt so hübsch und praktisch als die siamesische, welch letztere sogar in Europa vielen Anklang gefunden hat. Die siamesische Wiege ist ein einfacher länglich-viereckiger Korb, der mit vier Stricken — an jeder Ecke mit einem — von der Decke herabhängt. Auf dem Boden desselben befindet sich eine Matratze, und das Kind kann liegen oder, ohne etwa herauszufallen, aufstehen. Es wird natürlich auch nicht gewiegt, sondern geschaukelt. Die vier Seitenwände des Korbes sind so eingerichtet, daß sie, wenn die Wiege nicht gebraucht wird, flach nach innen zusammenfallen. So kann die Wiege in irgend eine Ecke gestellt werden, ohne viel Raum wegzunehmen.

Die Erwähnung der Kinder erinnert mich an einige eigentümliche Gebräuche der Laoten bei der Geburt. Dieselben glauben nämlich, daß der junge Weltbürger das Kind nicht seiner Eltern, sondern der Geister sei, und auf diesem Glauben beruhen folgende Handlungen.

Sobald das Kind geboren ist, wird es gebadet, angekleidet und auf einem Reissiebe an das obere Ende der zum Hause führenden Treppe oder Leiter gelegt — womöglich durch die Großmutter, ist diese nicht vorhanden, durch den nächsten weiblichen Verwandten. Die Person, welche diese Pflicht ausführt, ruft laut den Geistern zu, daß sie entweder noch denselben Tag kommen und das Kind wegholen, oder es für alle spätere Zeit unbehelligt lassen sollen. Gleichzeitig stampft sie heftig auf den Boden, um das Kind durch den Schreck oder den Stoß zum Schreien zu bringen. Gelingt dies nicht, so ist das ein böses Vorzeichen. Folgt jedoch das Kind den gewöhnlichen Naturgesetzen und beginnt seine Stimmorgane zu üben, so nimmt man an, daß ihm ein glückliches und gedeihliches Leben bevorstehe. Bisweilen kommen die Geister wirklich und holen das Kind, d. h. letzteres stirbt binnen 24 Stunden. Um dies aber zu verhüten, werden ihm in der ersten Nacht nach seiner Geburt Bindfäden um die Handgelenke gebunden, und wenn es erkrankt oder schwächlich ist, so werden die Geist-Doktoren hereingerufen, damit sie gewisse Opfer vorschreiben, durch welche ebendieselben Geister, die nur einige Stunden zuvor feierlich herbeigerufen wurden, ferngehalten werden sollen. Einen Tag nach der Geburt gilt das Kind nicht mehr als Eigentum der Geister, welche es ja, wenn sie wollten, hätten holen können, sondern der Eltern, die es nunmehr für eine ganz geringe Summe — vielleicht eine Achtel- oder Viertelrupie — dem Namen nach an irgend einen Verwandten verkaufen. Dies soll eine weitere Sicherung gegen Belästigung seitens der Geister sein, welchen offenbar so viel Ehrgefühl zugeschrieben wird, daß sie sich an dem, was gekauft und bezahlt ist, nicht vergreifen.

Während für das Wohlergehen des Kindes in solcher Weise gesorgt wird, muß die Mutter sich einer ganz anderen Behandlung unterziehen. Sobald sie entbunden ist, hauen ein paar alte Frauen einige Bananenschäfte in 3 bis 4 Fuß (= ca. 90 cm — 1,2 m) lange Scheite, spalten sie und legen sie rings um die Wöchnerin. Darüber kommen noch Zweige derselben Pflanze, und das Ganze wird dann angebrannt, so daß die arme Frau buchstäblich halb gebacken wird. Dies wird, wie man mir sagte, mehrere Tage hinter einander wiederholt und soll die Genesung befördern. Meine Angabe klingt unglaublich; ich kann jedoch für die Richtigkeit derselben einstehen, da ich einmal Augenzeuge des ganzen Vorganges gewesen bin. In dem Hause nämlich, in welchem ich zu Krong Krung wohnte, fand eine Entbindung statt, und ich habe, weil ich selbst an einen so unmenschlichen Gebrauch nicht glauben konnte, durch einige Risse in der Wand alles beobachtet. In diesem Falle war das Kind totgeboren, wurde, wie üblich, in einen Krug gelegt und so in den Fluß geworfen. Eine sonderbare Sitte ist es, die Nachgeburt stets am Fuße der zur Hausthür führenden Treppe zu vergraben.

Das Wochenbett währt einen Monat, und dann wird das Kind benannt. Auch dabei müssen die Geister besänftigt werden, und zu diesem Zwecke erhält das Kind den abstoßendsten Namen, der nur erdacht werden kann, damit die Geister nicht etwa eine Neigung zu dem Kinde wegen seines hübschen Namens fassen. Namen wie „Ki mu“ (Schweinedünger) und „Ki han“ (Gänsemist) sind durchaus nicht ungewöhnlich. Ich traf einst einen Fürsten, der letzteren Namen trug, ohne sich irgendwie zu schämen oder unangenehm berührt zu fühlen. Wenn das Kind mannbar wird, werden die ersten Namen mit anderen weniger abstoßenden vertauscht; aber diese Verbesserung ist eine nur leichte, — denn Kröte, Ratte, Kaninchen ꝛc. kommen unter den landesüblichen Namen oft vor.

Die Kinder pflegen drei Jahre lang gesäugt zu werden, erhalten aber außerdem vom dritten oder vierten Monate an gelegentlich auch weichgekochten Reis und Bananen.

Viele der eben erwähnten Sitten gelten auch bei den Siamesen. Nach der Geburt des ersten Kindes wird die Mutter wenigstens einen Monat lang der Feuerkur ausgesetzt, bei folgenden Geburten nur noch 20 Tage. Währenddem wäscht sich die Wöchnerin eine Woche lang täglich mit Salzwasser und lebt nur von gekochtem Reis und Bananen. Das Kind erhält Honig und nach drei Tagen die Brust, wird aber für diese Entbehrung dadurch entschädigt, daß es bis ins zweite und dritte Jahr an der Mutter trinkt. Nur in den reichsten Familien entwöhnt man eher. Oft bekommt das Kind, wenn es getrunken hat, eine kleine Cigarette!

Kinder gehen bis ins Alter von 6 oder 7 Jahren nackt, auf dem Lande und in Lao noch länger. Unter den besseren Klassen in Siam tragen sie ein kleines silbernes Blatt oder eine herzförmige Platte an einem Faden um den Leib.

Über die Gebräuche der Laoten bei dem Tode jemandes ist, soweit dieselben von denen der Siamesen abweichen, folgendes zu sagen.

Wenn eine Person stirbt, so schließt ihr jemand Augen und Mund und läd den Geist höflich ein, sein Heim zu verlassen und jede Kümmernis, jede Sorge um Freunde und weltliche Dinge zu vergessen. Bisweilen läßt man ein kleines Geldstück oder einen kostbaren Stein in den Mund der Leiche gleiten, damit in jener Welt die Geistesgebühr bezahlt werden kann; ohne diese ist nach dem Glauben der Laoten der Eintritt ins bessere Dasein nicht möglich.

Es folgen Verbrennungsfeierlichkeiten ähnlich den siamesischen. Personen jedoch, welche vor vollendetem fünfzehnten Jahre sterben, sind, wie geglaubt wird, von ihren früheren, nun in der Geisterwelt befindlichen Eltern genommen worden und werden nicht verbrannt, sondern begraben, einfach in Matten

gewickelt und ohne Sarg. Wenn eine solche junge Person in ihrer Jacke stirbt, so wird die Kleidung an den Seiten aufgeschlitzt, und der Vorderteil auf den Rücken gewendet, um so dem Geiste des Toten die Wiederkehr zu versagen.

Personen, welche plötzlich sterben, durch Unglücksfall oder bösartige Seuche den Tod finden, oder Frauen, die bei der Entbindung das Leben verlieren, werden ebenfalls nicht verbrannt. Tod durch Unglücksfall ist ein sicheres Zeichen dafür, daß ein böser Geist die Seele des Verunglückten geholt hat, damit sie ihm in der Geisterwelt Gesellschaft leiste. Die Leichen von Wöchnerinnen werden nicht durch die Thüre aus dem Hause entfernt, sondern durch den Fußboden hinuntergelassen.

Stirbt ein Häuptling, so werden Männer gemietet, welche sich im Faustkampfe messen müssen. Sie erhalten, gleichviel ob siegreich oder nicht, je 4—20 Rupien (= ca. 7,6—38 Mk.) für die Ehre und Bevorzugung, sich „zum Andenken" ein blaues Auge holen oder ihre Vorderzähne verlieren zu dürfen.

Männer liegen, wenn sie begraben oder verbrannt werden, mit dem Gesicht nach unten, Frauen auf dem Rücken. Dieser Unterschied erklärt sich durch den Glauben der Eingeborenen, daß Frauenzimmer den Himmel nie gesehen haben, sondern ursprünglich aus unterirdischen Regionen gekommen sind. So blicken sie sterbend zum erstenmal empor. Die Männer aber sind von oben gekommen und wünschen die Frauen bei sich im Glücke der Geisterwelt zu haben; sie können ohne Zagen hinunterblicken und nach ihren emporsteigenden weiblichen Verwandten suchen.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein geschwätziger Tschau — Tapferkeit der Bewohner von Muang Pau — Keine Elefanten — Mau Sua, der Tigerjäger — Gewinnung des Rack — Lügnerischer Tschau — Billiges Geflügel — Talios oder Zauber — Ein Tiger geschossen — Teilen der Beute — Weg nach Muang Fang — Jagdzug eines Fürsten — Einheimische Jäger — Anlocken wilder Hühner — Neue Niederlassung auf alter Stätte — Hausmieten — Augiasstall — Geister im Fernrohr — Lichten des Waldes — Drohender Hunger.

Der Tschau war in mitteilsamer Stimmung und erzählte mir von seinem Volke und Staate. Vor vier Jahren fielen 600 Mann aus Niau in das Land ein, nicht bloß Plünderns wegen, sondern um es wirklich zu

erobern. Das Volk von Muang Pau schlug aber den Feind in einem Treffen, das den ganzen Tag währte, erbeutete den Goldschirm des Niau-Häuptlings — die Trophäe wurde dem Häuptlinge von Tschengmai gesendet — und tötete 60 seiner Leute, während es selbst nicht einen einzigen Mann verlor.

Was er sonst noch über sein Volk sprach, war vermutlich ebenso zuverlässig. Aber als ich um frische Elefanten bat, änderte er seinen Ton und versicherte mir, es sei Mangel an Elefanten. Ich ließ jedoch nicht nach, sondern bestand darauf, daß ich binnen drei Tagen acht Elefanten, drei darunter mit Stoßzähnen, haben müßte. Kühl antwortete er, es gäbe keine männlichen Elefanten im Distrikte, da ein Fürst aus Tschengmai, der wenige Tage zuvor nach Muang Fang gereist wäre, die vier vorhandenen genommen hätte.

„Gewiß muß ein so mächtiger Fürst“, sagte ich nun, „und ein so reiches und tapferes Volk mehr als vier Elefanten haben. Der Tschau wird es nicht gern sehen, wenn der Fremde in Feindes Land geht und sagt, daß die Leute von Muang Pau Sklaven sind, daß sogar der Tschau auf weiblichen Elefanten reitet, während ein Fürst aus Tschengmai kommt und ihm alle männlichen wegnimmt“.

So herausgefordert verlor er einen Augenblick seine Selbstbeherrschung und entschuldigte sich damit, daß er nur versucht habe, wie weit ich an meinen Plänen festhielte; nicht einmal ein Fürst aus Tschengmai würde seine Elefanten auf bloßes Bitten erhalten; aus Achtung gegen den Tschau Operat, nicht aus Gehorsam, wolle er mir zwei Tiere mit Stoßzähnen geben.

„Siehe“, fuhr er fort, „wie ich schon nach Möglichkeit dir Ehre angethan habe! Gestern hat Mau Sua, der Jäger, auf einem Elefanten mit Stoßzähnen Muang Pau verlassen, um Tiere für dich zu Muang Fang zu schießen“.

Mau Sua war ein berühmter Jäger, den der Häuptling von Tschengmai mir zur Verfügung zu stellen befohlen hatte. Er lebte in einer Hütte auf einem von dem genannten Häuptlinge ihm überlassenen Grundstücke. Mau Sua nämlich stand bei demselben in besonderer Gunst, hatte von ihm auch in Anerkennung seiner Dienste als Tigerjäger seinen Titel „Mau Sua“, d. h. Herr Tiger, erhalten. Nach allem, was ich über ihn vernahm, mußte er in seiner Leidenschaft für die „hohe“ Jagd und seinen Erfolgen ein wahrer Tiger in Menschengestalt sein.

Freilich sah ich deutlich, daß in diesen erzwungenen Versprechungen wenig Aufrichtigkeit war; auch kamen andere Dinge vor, welche die Behauptung des Dr. Cheek bestätigten: das einzige Mittel, die Erfüllung irgend

eines Versprechens zu sichern, oder auch nur eine unumwundene Antwort auf eine Frage zu erhalten, sei eine kluge Mischung von Diplomatie, Kreuzfragen und Bestechung.

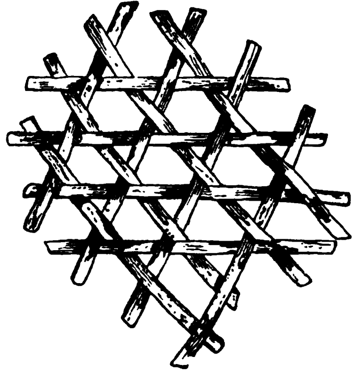
So hatte ich das Land um Muang Pau wegen seiner Ergiebigkeit an dem wertvollen schwarzen Lack, „rack“ genannt, rühmen hören. Ich fragte den Häuptling nach einer Probe. Er leugnete, irgend etwas davon zu wissen; „aber ich will mich“, setzte er hinzu, „für meinen Freund bei meinem Volke danach erkundigen“. Ich erwiderte, ich wolle kein Rack geschenkt haben, sondern dafür bezahlen; sofort ging er in den anstoßenden Raum und holte zwei lange mit Lack angefüllte Bambusröhren, von denen ich eine für eine Rupie (= ca. 1,9 Mk.) kaufte.

Das Rack wird von den Eingeborenen dadurch gesammelt, daß sie ein Loch in den Stamm einer Baumart bohren und eine Bambusröhre in dasselbe stecken, in welche der Stoff langsam einfließt. Es dauert bei einem großen Baume etwa eine Woche, bis ein Bambusrohr, zwei Fuß (= ca. 60 cm) lang und vier Zoll (= ca. 10 cm) im Durchmesser, aus einem Loche sich füllt. Die Einsammlung dieses Harzes ist in Lao Monopol. Zur Ausfuhr kommt nur sehr wenig, da fast alles dazu verwendet wird, die Tempel und Götzenbilder zur Vergoldung vorzubereiten. Es wird beim Eintrocknen vollkommen glatt und hart. Das Volk opfert seinen Priestern viel von diesem Rack.

Am zweiten Tage traf ich Vorbereitungen zur Abreise und bat den Tschau um Tragsessel mit Verdeck, mußte aber natürlich hören, daß er keine habe. „Dann behalte ich die von Tschengmai“, sagte ich. Darauf wurde der verschmitzte alte Diplomat sehr ernst, redete etwas von Unannehmlichkeiten mit dem Tschau Operat, ging in den Hof und kehrte in wenigen Minuten mit mehreren Männern zurück, welche die nötige Anzahl von Tragsesseln brachten.

Meine letzte Verhandlung mit diesem trefflichen Herrscher war etwas angenehmerer Natur. Ich bedurfte eines Vorrates von Geflügel für meinen Aufenthalt zu Muang Fang, wo nichts Derartiges zu haben war, und bat den Tschau, mir einige zwanzig Hühner und ebensoviel Enten abzulassen. Geflügel ist hier erstaunlich zahlreich und billig — ein Vogel kostet etwa 4 Pence (= ca. 34 Pf.). Der Sitte und den Weisungen meines Schreibens nach hätte der Tschau mich umsonst mit Mundvorrat versehen sollen und können; trotzdem drückte ich ihm die fürstliche Summe von sieben Rupien (= ca. 13,3 Mk.) in die Hand. Die Geschwindigkeit, in welcher er mich dafür mit 20 Hühnern und 22 Enten versorgte, war eine Augenweide für mich. Aber sogar jetzt waren noch nicht alle Verzögerungen überwunden:

anstatt acht waren nur sechs Elefanten bereit für mich. Während ich auf Vervollständigung der Zahl wartete, langte die Kunde an, daß in einem ganz nahe gelegenen Dorfe letzte Nacht ein Tiger geschossen worden sei. Der Tschau sendete zwölf Mann dahin, um ihn holen zu lassen. Das ganze Dorf zog aus, um das tote Tier, welches im Triumphe auf einer Bahre herbeigetragen wurde, zu bewillkommnen. Es war ein ausgewachsener männlicher Tiger, vom Kopf bis zur Schwanzwurzel 5 Fuß 6 Zoll (= 1 m 67 cm) lang; der Schwanz maß 2 Fuß 9 Zoll (= 83 cm). Über seinen Kopf war eines der eigentümlichen einheimischen Talios oder Zaubermittel gehängt, welche die bösen Geister fern halten sollen; diese sind nämlich nach dem Volksglauben überall vorhanden, aber der Tiger gilt als ein ganz besonders bösartiger Vertreter derselben. Solche Talios werden von gespaltenem Rohr oder Bambus weitmaschig geflochten und hangen vor den Häusern, auf Stöcken in den Reisfeldern oder am Wege — kurz überall, wohin man sich wendet, erblickt man einen dieser Zauber.


Talio oder Zaubermittel.

Der Tschau wollte das Tier nicht in das Dorf selbst bringen lassen, weil er vermutlich mehr Furcht vor den bösen Geistern als Vertrauen auf den Zauber hatte, und so wurde es denn auf einem Felde gerade vor den Mauern des Ortes niedergelegt. Wenn ein Tiger getötet wird, ist es üblich, die Haut dem Häuptlinge von Tschengmai zu bringen, der dem glücklichen Jäger eine Prämie von 18 Rupien (= ca. 34,2 Mk.) giebt, oder ihm vielmehr gestattet, diesen Betrag in kleinen Summen vom Volke einzusammeln; niemand weigert sich, ein paar Münzen beizusteuern, bis der beabsichtigte Zweck erreicht ist.

Demgemäß wurde also zuerst das Fell sorgfältig abgezogen, und für fast jeden übrigen Teil des Tieres fanden sich Liebhaber genug. Manche wollten das Fleisch, welches noch an demselben Abende gebraten und verzehrt wurde: die Laoten essen es gern, in dem Wahne, daß es ihnen Stärke verleiht. Andere verlangten die Knochen, um sie an Chinesen zu verkaufen, welche dieselben zerstoßen und Arzenei daraus bereiten; in ähnlicher Weise werden die Eingeweide verwendet. Mein chinesischer Koch erhaschte schleunigst die Gallenblase, aus welcher ein hochgeschätztes, teures Mittel verfertigt wird. Die Krallen und den Schädel sicherte ich mir, indem ich gleichzeitig dem Jäger ein paar Rupien für dieselben spendete. Schließlich wurden die

Kugeln sorgfältig herausgezogen und von dem Schützen als Andenken aufbewahrt.

Der ganze Zwischenfall verkürzte mir die Langweiligkeit weiteren Wartens, und am nächsten Morgen verließ ich Muang Pau mit mehr Elefanten, als ich mir ausbedungen hatte. Zu meinen acht Tieren — darunter drei mit Stoßzähnen — kam ein neunter mit einer Reisladung, und zwei kleine Elefanten halfen die Karawane vergrößern.

Den ganzen Tag lang verfolgten wir nordnordwestliche Richtung. Der Weg war sehr steil und schwierig; er führte durch einen Paß bis zur Höhe von 1900 Fuß (= 570 m), durch zahlreiche Schluchten, an der Kante hoher Abhänge hin, dann wieder auf schmalem, kaum erkennbarem Pfade durch Urwald mit dichtem Unterholz. Gegen Mittag kreuzten wir den Mengap nochmals und kamen gegen Abend zu einem verlassenen Lager, wo die Kulis rasch drei neue Hütten bauten. Die Nacht war kühl; das Thermometer zeigte 45° F. (= ca. 7° R.). Daher ließen wir uns die Wärme der Feuer, die selbstverständlich als Schutz gegen Raubtiere angezündet wurden, recht gern gefallen.

Am nächsten Tage brachen wir kurz nach 8 Uhr auf und zogen wieder nordnordwestlich oder nördlich. Ich ging den ganzen Tag zu Fuße hinter den Elefanten her und durchwatete die kleinen hier und da rieselnden Bäche. Um 4 Uhr nachmittags kreuzten wir den an dieser Stelle nur 20 Fuß (= 6 m) breiten Me Fang und stießen sehr bald auf eine große Karawane von Händlern aus Niau, die eben Vorbereitungen zum Nachtlager trafen. In langer Reihe standen die Packsättel, hauptsächlich mit Baumwolle und Pfefferschoten beladen, auf der Erde, während das Klingen der Glöckchen in dem Walde anzeigte, daß die Lasttiere ganz in der Nähe grasten.

Wir übernachteten gleichfalls hier und zogen am nächsten Tage früh 8 Uhr weiter. Der Weg, noch etwa 1700 Fuß (= ca. 510 m) über dem Meere, wurde besser, und es ging sich unter dem Schatten des Waldes sehr angenehm. Wir begegneten wieder Karawanen aus Niau, welche mit mehreren hundert Ochsen mit Pfefferschoten, Baumwolle ꝛc. nach Tschengmai unterwegs waren.

Zu Mittag erreichten wir ein kleines, sandiges Tafelland mit einem Gehölze schöner, hoher Fichten. Das war das Ende des Waldes, aus welchem wir nun auf eine riesige, mit hohem Grase bewachsene und mit einzelnen Baumgruppen bestandene Ebene kamen. Während wir dieselbe überschritten, begegneten wir einem Fürsten aus Tschengmai, welcher von der Jagd in Muang Fang zurückkehrte. Er hatte zwölf schöne, männliche Jagdelefanten, beladen mit Jagdtrophäen. Außer einigen Hirschen hatte er einen alten Elefanten und einen Büffel erlegt. Nicht nur die Haut, die



Auf dem Wege nach Muang Fang.

Hufe und die Hörner des letzteren, und die Stoßzähne und Hufe des Elefanten wurden fortgeschafft, sondern auch die Knochen, welche an Chinesen verkauft werden und in den Laoten-Staaten einen beträchtlichen Handelsgegenstand bilden.

Jährlich zwei- oder dreimal rüsten die mächtigsten Tschaus, welche sich auch das Recht vorbehalten, Elefant und Nashorn zu jagen, große Jagdzüge aus. Der Auszug und die Heimkehr einer solchen Jagdkarawane ist mit großer Aufregung und Pracht verbunden. Zwölf oder mehr schöne männliche Elefanten, bestimmt, ihre wilden Genossen anzulocken oder zu bekämpfen, führen den Zug an. Die Masse des Volks geht, wenn sie nicht zu einer Elefantenjagd von einem ihrer Häuptlinge gezwungen wird, den Vergnügungen und Gefahren des Jagens nicht sehr nach. Da die Leute zur Erlangung ihrer gewöhnlichen Nahrungsmittel nicht auf ihr Geschick im Jagen angewiesen sind, betrachten sie dasselbe nur als Zeitvertreib. Es giebt ein paar Jäger von Ruf, die aus der Tigerjagd ein Gewerbe machen. Aber sonst schenkt das Volk nur der niederen Jagd Aufmerksamkeit und versteigt sich bloß gelegentlich dazu, Rotwild zu jagen — wenn überhaupt die übliche Überlistung dieses Wildes die Bezeichnung „Jagd“ verdient. Gewöhnlich legt man sich nämlich nahe bei einem Futter- oder Trinkplatze der Tiere in den Hinterhalt und lockt sie durch Nachahmung ihres Schreies in Schußweite heran.

Die hauptsächlichste Aufmerksamkeit aber gehört den wilden Hühnern, welche im ganzen Lande in Überfluß vorhanden sind. Wenn die Laoten in das Dschangel oder auf eine kurze Reise gehen, nehmen sie einen Haushahn als Lockvogel mit, binden ihn auf passendem Platze mit einem um sein Bein geschlungenen Faden an einem Steine oder Holzpflocke fest und legen rund um ihn herum Schlingen, in denen sich die durch den Schrei des Lockhahnes angelockten wilden Vögel fangen.

Auf der großen Grasebene zogen wir auch noch am folgenden Tage hin. Nachmittags 4 Uhr betraten wir die in Trümmern liegenden Thore von Muang Fang, einer Stadt, welche nur noch dem Namen nach vorhanden ist.

Hier ist der Platz der alten großen Hauptstadt des westlichen Lao, von der bloß Bruchstücke der Stadtmauer und Trümmer von Tempeln oder Pratschedis übrig sind. Alles andere liegt vergraben unter einem Gewirre von Gras, Dschangel und dünnem Walde. Die Bewohner, erst seit zwölf Monaten hier angesiedelt, waren eifrig damit beschäftigt, dasselbe wegzuräumen. Es gab keine Häuser, sondern nur Hütten und Buden, und keine Wege noch Pfade. Nach einigem Suchen fand ich den Gouverneur des Platzes, einen alten Pya, welcher mein Schreiben aus Tschengmai nicht

entziffern konnte, sondern es sich durch einen Schreiber vorlesen lassen mußte. Er entfaltete jedoch ungewöhnliche Schnelligkeit, um mir Unterkunft zu besorgen und führte mich zu einem lebhaften kleinen Alten, welcher gern seine geringe Habe aus seiner Hütte schaffte und so für mich und mein Gepäck Platz machte. Als eine Anerkennung seiner Gefälligkeit und Entschädigung seiner Mühe gab ich meinem Wirte 10 Rupien (= 19 Mk.), die er zu meiner Überraschung nur widerstrebend anzunehmen schien. Auf meine Frage, warum er das Geld nicht nehmen wolle, erwiderte er, die Hütte sei zweimal so viel wert, und er könne dieselbe unter keinen Umständen verkaufen. Ich



Meine Hütte zu Muang Fang

klärte ihn durch Kao über seinen Irrtum auf, und froh ging der Alte seiner Wege.

Das Auspacken meiner Sachen nahm nicht lange Zeit in Anspruch, aber meine Hütte bedurfte der Ausbesserung, und ich mußte sofort Schritte thun, das Dach flicken zu lassen. Während der Nacht stellte sich ein andrer Übelstand heraus. Mein Wirt trieb nämlich sein Vieh abends nach wie vor unter die Hütte, und die Bambusdiele hielt, abgesehen davon, daß sie unter mir, meinen vier Dienern und Tali sich bog und krachte, den Gestank des Viehes so wenig ab, daß ich mich in einem Augiasstalle zu befinden wähnte. Am folgenden Morgen ließ ich schleunigst die Herkulesarbeit ausführen, den scheinbar seit Menschenaltern nicht angerührten Schmutz hinwegzuschaffen.

Kaum war dies gethan, als der Gouverneur mit einem Gefolge von kleinen Häuptlingen und Sklaven mich besuchte. Seine Ankunft war für Tali natürlich Veranlassung zu langem Bellen, worüber die Leute nicht wenig erschraken. „Ma! ma!“ (Hund! Hund!) schrien sie und standen unentschlossen am Fuß der Leiter; einige bereiteten sich schon zu eiliger Flucht vor. Aber Tali wurde fest an meinen schwersten Koffer gebunden, und ich versicherte meinen Gästen, daß sie ohne Gefahr eintreten könnten. Nun kamen sie, blieben aber nahe an der Thüre und warfen verstohlene Blicke auf meinen Hund, welcher erst ruhig wurde, als er sah, daß ich meinen Besuchern birmanische Cigarren und Thee anbot. Erstere rauchten sie nicht, sondern hoben dieselben sorgsam in ihren Säcken auf, die alle Laoten bei sich führen. Bei dem Thee aber eröffneten sie ein wahres Kreuzfeuer von Fragen über jeden mir gehörigen Gegenstand, den sie erblickten. Meine Gewehre untersuchten sie genau mit verlangenden Blicken und ergötzten sich namentlich an meinem Fernrohre.

„Kannst du die Geister durch dasselbe sehen?“ fragte der eine. Ich versicherte ihm, wenn die so sehr gefürchteten Pis wirklich vorhanden wären, könnten sie ohne Zweifel durch das Fernrohr gesehen werden. „Aber“, fügte ich hinzu, und drehte das Fernrohr um, „sieh, wie du die Geister fern halten kannst. Wenn du so hindurchsiehst, wirst du bemerken, daß alles weit fortgeht anstatt näher zu kommen. Das ist das richtige Mittel, die Geister zu entfernen“. Ihr Ergötzen stieg, als sie fanden, daß das Instrument die Macht besaß, die Dinge zu vergrößern und zu verkleinern, näher zu bringen und zu entfernen je nach dem Willen des Eigentümers.

Alle erschöpften sich in Versprechungen, mich mit seltenen Vögeln und vierfüßigen Tieren, Insekten und Reptilien zu versorgen. Ich gab ihnen, damit sie beginnen könnten, eine geringe Menge von Pulver und Blei. Jeder rüstige Mann hat eine oder mehrere Flinten, alte englische Musketen aus dem Ende des vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts, aus Mulmen bezogen, oder einheimische Nachahmungen derselben. Einige Fürsten haben indessen Hinterlader und verstehen sie recht geschickt zu gebrauchen.

Zu meiner Überraschung und Freude waren die Eingeborenen anfangs recht eifrig. Zuerst brachte mir ein kleiner Häuptling einige graue Flugeichhörnchen, die er bei dem Fällen eines Baumes in einem Loche gefunden hatte. Er nannte sie „bang“; aber das scheint der allgemeine Name für Eichhörnchen jeder Art zu sein. Ferner erhielt ich u. a. einige Hornvögel und Affen, aber nichts sehr Seltenes, und als das Ding nichts Neues mehr war, hörte das Sammeln für mich ganz auf. Die Leute waren mehr darauf bedacht, den Wald zu lichten, als die in ihm lebenden Tiere zu jagen, und ich habe sie in der That bei harter, angestrengter Arbeit getroffen.

Jede halbe Stunde fiel ein großer Baum unter den Äxten der fleißigen Eingeborenen nieder. In dem Maße, wie der Wald allmählich gelichtet wurde, schritt die Urbarmachung des Bodens durch Männer und Frauen vor. Das Land hier ist sehr fruchtbar und kann reiche Ernten geben, aber gerade damals waren die Lebensmittel karg. Ich war noch nicht drei Tage hier gewesen, als meine Leute über Mangel an Reis klagten. Ich glaubte bestimmt, daß dies nur eine List der Leute aus Muang Pau sei, um wieder nach Hause zu kommen; denn ich hatte ihnen ausdrücklich befohlen, einen großen Vorrat mitzunehmen, und einen überzähligen Elefanten gemietet zu keinem anderen Zwecke, als zur Beförderung einer außerordentlichen Reisladung, damit nicht die Möglichkeit einer Hungersnot eintrete. Aber dieser Elefant hatte gar keine Reisladung gehabt, und einige andere hatten nur halbe Lasten getragen; mein Fischvorrat war durch den Unfall auf dem Flusse schon längst erschöpft. Es blieb nichts anderes übrig, als Reis von Muang Pau holen zu lassen. Ich bewog also den Gouverneur durch ein Geschenk von vier Rupien (= ca. 7,6 Mk.), an den Tschau von Muang Pau schreiben zu lassen: er solle 80 Körbe Reis senden; ich würde dafür bezahlen. Das Schreiben sandte ich durch besondere Boten mit Elefanten ab. Meine Lage war keineswegs angenehm. Obgleich die Eingeborenen sahen, daß ich in Verlegenheit war, weigerten sie sich, etwas für mich zu thun. Sogar der Schreiber des Pya, dem ich für seine Mühe, den Brief nach Muang Pau zu schreiben, eine Rupie (= ca. 1,9 Mk.) gegeben hatte, schlug Kao's bescheidne Bitte um ein paar Fische ab; und doch war der Fluß sehr fischreich. Er ließ sich so weit erweichen, zwei kleine Fische zu senden; aber die ganze Verhandlung schmeckte mehr nach dem Verlangen, uns merken zu lassen, daß wir von der Gnade der Bevölkerung abhingen, als nach dem Wunsche, uns einen Gefallen zu thun.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Fieber — Tiger — In Tempeltrümmern — Buddhafiguren — Einspruch der Priester — Seltene Buddhafigur — Inschrift und Übersetzung — Seltsames Gebet — Verschiedene Buddhadarstellungen — Ihr Ursprung — Begebenheiten aus Buddhas Leben — Herstellung der Bilder.

Mehr als vierzehn Tage vergingen, ehe meine Elefanten von Muang Pau zurückkamen; auch brachten sie nur die Hälfte des verlangten Reises. Mittlerweile wurde ich obendrein, während meinen Leuten Hungersnot drohte,

und die Bevölkerung nichts weniger als gastfreundlich war, vom Fieber ergriffen und war trotz Chinin beinahe eine Woche lang krank. Als ein meinem Aufenthalte unter einem abergläubischen Volke angemessenes Mittel versuchte ich auch eine Schachtel von „Dr. Sutton's Zauberpillen", die mir ein Freund bei meiner Abreise von Bangkok noch in die Hand gedrückt hatte — aber die Pillen erwiesen sich ebenso frei von Zauberei wie von jeder anderen Eigenschaft, und ich setzte mein Vertrauen auf Chinin und Geduld. Fünf Tage lang genoß ich nur Hühnerbrühe und Tamarindenwasser. Ich wurde sehr schwach. Da weckte mich in der Nacht das wütende Gebell Talis und eines anderen Hundes im Lager. Wir alle fuhren empor, konnten aber in der Dunkelheit die Ursache des Lärmes nicht entdecken. Endlich rief einer: „Sua! sua!" (Tiger) und zeigte nach der Hütte gegenüber, um die ein großer Tiger herumschlich. Ehe wir zum Schuß kommen konnten, verschwand er. Aber noch in derselben Nacht ertönten, als schon der Morgen anbrechen wollte, fünf Schüsse rasch nach einander, und eine halbe Stunde später wurde eine große Tigerin herbeigebracht.

Die kleine Aufregung schien besser zu wirken als alle Arznei: am nächsten Tage kam mein Appetit wieder, und ich konnte wieder tüchtig essen. Indessen noch unfähig zu vieler Arbeit, wanderte ich im Walde umher. Fast bei jedem Tritte stolperte ich über Trümmer, unter denen hier und da der Kopf oder Arm einer alten Buddhafigur hervorlugte. An einigen Stellen, besonders an solchen, wo Mauerüberreste auf einen ehemaligen Tempel deuteten, war der Boden mit diesen zerstreuten und vergessenen Resten früheren Glanzes und frommen Eifers wie besät. Da die Eingeborenen sich gar nicht um diese einst geheiligten Figuren kümmerten, beschloß ich, einige der schönsten auszuwählen, verwendete mehrere Tage auf Untersuchungen des Bodens und teilweise Ausgrabung einiger Trümmerhaufen und war so glücklich, sehr schöne Erzeugnisse längst vergangener Kunstfertigkeit zu finden. Alle waren von Bronze, die in vielen Fällen starken Silberzusatz hatte, hatten dem Zahne der Zeit und den Unbilden der Witterung getrotzt und befanden sich in noch sehr gutem Zustande.

Eines Tages stieß ich unter Tempeltrümmern auf einen ganzen Haufen von Buddhabildsäulen; einige waren riesengroß; fast alle zeigten die wohlbekannte nachsinnende Haltung. Zwei mäßig große ließ ich ohne Schwierigkeit durch je vier Männer, denen ich ein paar Rupien zahlte, vor meiner Wohnung aufstellen. Hier bildeten sie eine Zeit lang den Gegenstand der Bewunderung aller Vorübergehenden.

Bis jetzt hatten die Eingeborenen mein Thun mit Neugier beobachtet, mich aber stets unbehelligt gelassen und mir auch, wenn es nötig war, für mein Geld in meinen Forschungen nach Altertümern Hülfe geleistet. Nach

und nach jedoch sah ich mich scharf und immer schärfer bewacht, und eines Tages verkündeten zwei Priester, die etwa gleichzeitig mit mir von Tscheng-mai angelangt waren, plötzlich die Absicht, einen Tempel zur Aufnahme

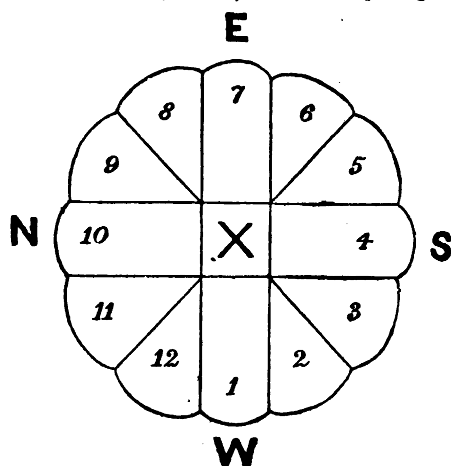


Buddhafigur aus Muang Fang.

der verstreuten Buddhafiguren zu errichten. Hierauf hielt ich es für das beste, öffentlich zu erklären, daß ich zur Sammlung einiger Figuren Erlaubnis erhalten hätte, und daß ich demgemäß die mir geeignet erscheinenden entfernen würde. Ich fügte — wie es Thatsache war — hinzu, die Fürsten und andre Personen in Tschengmai hätten mich geradezu angewiesen, zu

diesem Behufe nach Muang Fang zu reisen, weil die hier umherliegenden Figuren nicht innerhalb eines Tempelheiligtums lägen.

So dehnte ich denn meine Untersuchungen auch nach einer der bisherigen entgegengesetzten Seite hin aus und klomm an den Seiten zweier großen Pratschedis empor. Das verfallene Mauerwerk war mit Bäumen und anderem Pflanzenwuchse überwuchert, was dem Fuße einen Halt bot. Trotzdem rollten, als ich mich emporarbeitete, bald am Zweige oder an der Wurzel eines Baumes, bald an einem hervorspringenden Steine Halt suchend, Massen von Schutt herab, hüllten mich in Staubwolken und rissen mich oft beinahe mit hinunter — zum großen Ergötzen der Eingebornen, welche mir stets folgten, um meine Unternehmungen auszukundschaften. Endlich erreichte ich den Absatz des Turmrestes und wurde durch Auffinden einiger sehr schönen Figuren belohnt. Zwei davon waren auserlesene Buddhas mit Inschriften. Die größere dieser beiden Bildsäulen giebt der beigefügte Holzschnitt wieder. Die Inschrift derselben übersetzten mir nach meiner Rückkehr nach Tschengmai zwei kluge Laoten im Dienste des Dr. Cheek. Sie mußten aber mehrere Tage an der Entzifferung arbeiten, da die Schrift in „Fakkam", der ausgestorbenen laotischen Sprache, abgefaßt war. Der Inhalt der Inschrift ist folgender:



„Im Jahre Pakſi[1]), das heißt der große Drache, im dritten der Zunahme des fünften Mondes, Mittwoch, die folgenden acht Personen, Ehemann, Frau und Kinder und Mutter[2]), Tam Matjula[3]), Nangta[4]), Ponai, Kata, Malikali, Maha vitschai, Munla[5]) und Dina[6]), gossen dies Bild. Sie bitten den höchsten Himmel zu erreichen."

Auf der Vorderseite der Basis befindet sich die Darstellung des Tierkreises; rechts und links davon steht die Inschrift. Diesen Tierkreis zeigt die obenstehende Abbildung.

---

[1]) d. h. 930 = 1568 n. Chr. Die Figur wäre also 317 Jahr alt. [2]) Vermutlich des Mannes. [3]) Name des Mannes. [4]) Name der Frau. [5]) Die Namen der Kinder. [6]) Name der Mutter.

Im Mittelpunkte bei ✕ ist der Berg Zinnalo, die Mitte des Weltalls; N, E, S und W sind die vier Ecken der Erde; die dazwischen liegenden Räume sind die Oceane. Rund um den Berg sind die zwölf Zeichen des Tierkreises, welche sich von rechts nach links drehen. In jedem Zeichen weilt die Sonne dreißig Tage lang; das Jahr hat demnach 360 Tage[1]). Jede der mit 1 bis 12 numerierten Abteilungen stellt einen Monat vor und bezeichnet auch eine der zwölf Wachen von je zwei Stunden, in welche der Tag von 24 Stunden geteilt ist.

Nach den in diesen Abteilungen befindlichen Zeichen war der Stern, von welchem der Tag des Gusses der Bildsäule seinen Namen erhielt, Venus (3). Die Sonne (4) war im fünften Monat und in Konjunktion mit einem Sterne „Dau angkan" (dasselbe Wort bedeutet auch Dienstag). Obgleich die Sonne erst im vierten Zeichen des Tierkreises dargestellt ist, befanden sie sich ihrer Rechnung nach damals doch schon im fünften Monate. Nr. 5 ist ein Zeichen des Mondes mit dem Jupiter. Das Zeichen in Nr. 8 besagt, daß der Guß in der achten Wache stattfand, d. h. nachmittags. Im zwölften Zeichen des Tierkreises war zu jener Zeit das „Rahu", ein Ungeheuer, welches dem Glauben nach die Sonne verschlingt und so eine Sonnenfinsternis verursacht.

Die Inschrift auf der anderen Figur lautet folgendermaßen:

„Donnerstag, der volle des vierten Monats im Jahre 902[2]), Name des Jahres: Kot Tschi; der Mond im Krebs. Nang Hiang[3]) aus dem Dorfe Pa Mahua, goß ein Bild von Pra Sikkhi, überzogen mit Gold, als Gabe für Wat Pa Hoa, damit sie großes Verdienst erwerbe. Möge die Geberin mit Überfluß gesegnet werden und Gnade und Gunst von Pra Sikkhi erhalten.

Tumapanja, der Sohn von Nang Hiang, und Nang Bun Tu[4]) bitten Pra Sikkhi, daß wir dich treffen und bedienen, verdienstliche Werke verrichtend in jeder Verwandlung. Laß uns nie getrennt sein, bis wir den Himmel erreichen werden und eingehen in Nirwana. Gewähre deine Hülfe, gnädiger Pra Sikkhi! Laß deine Dienerin nicht sein wie Nang Witsaka[5]), sondern laß deine Dienerin das Heim derer erreichen, die frei sind von Sünde".

Die gewöhnlich in Lao gegossenen oder geschnitzten Buddhabilder lassen sich in drei Klassen ordnen: in sitzende, stehende, liegende. Die gewöhnlichste, in jedem Tempel zu sehende Art ist die, welche der vorige Holzschnitt zeigt: Buddha sitzend mit untergeschlagenen Beinen. So saß der große Meister

[1]) Vgl. den Anhang. [2]) 1540 n. Chr. [3]) Name einer Frau. [4]) Vielleicht die Frau von Tumapanja. [5]) Diese Frau betete, daß sie nicht eilig nach Nipan entführt würde; sie wünschte tausend Wandlungen zu erleben und Männer im Überfluß zu haben.

unter dem Feigenbaume, als er Allwissenheit erlangte. Diese Bilder sind im allgemeinen schön entworfen und in richtigen Verhältnissen gehalten; nur die Ohren sind stets sehr lang und gefurcht. Es scheint, als ob Buddha Ohrlöcher gehabt hätte; denn in einigen Fällen sah ich Darstellungen von ihm mit cylinderförmigen Ohrringen von derselben Art, wie sie noch bis auf den heutigen Tag bei den Laotinnen üblich sind. Sein spitzig zulaufender Kopf ist mit großen Locken bedeckt, deren jede besonders von links nach rechts gedreht ist und der Spitze eines Schneckenhauses ganz ähnlich sieht. Auf dem Scheitel erhebt sich in Form einer Kuppe, wie eine emporzüngelnde Flamme, eine Art Glorie.

Gewöhnlich sitzt die Figur auf einer mit Lotosschnörkeleien verzierten Basis; die Lotosblume ist bei den Buddhisten ebenso beliebt und heilig wie einst bei den alten Ägyptern, welche in ihr das Sinnbild der großen zeugenden und empfangenden Kräfte der Natur erblickten. An dem oben beschriebenen und abgebildeten Buddha von Muang Fang sieht man, wie die rechte Hand lose über das Knie herunterhängt, während die linke mit aufwärts gerichtetem Handteller im Schoße liegt. Eine solche Figur heißt bei den Laoten „Pra sing" und steht bei ihnen wie bei den Siamesen in höherer Achtung als irgend eine andre Darstellung der Gottheit.

Die Basis vergegenwärtigt den krystallenen Thron, auf welchem Buddha im Walde saß und mit unendlicher Weisheit und Allmacht begabt wurde. Er war ausgegangen und unter dem Feigenbaume[1]) Priester geworden; da traf er „Sote nya palm"[2]), welcher langes Gras oder Stroh als Opfer darbrachte. Als Buddha sich darauf setzte, wurde es ein krystallener Thron. Während er auf diesem prächtigen Throne saß, die Hände in stiller Betrachtung gefaltet, rief der Herr aus: „Ich will nicht von diesem Throne aufstehen, bis ich die Allwissenheit des Buddhatums erlangt habe". Mara, der Fürst der Teufel, kam nun mit Legionen seiner Diener und griff Buddha an, um ihm seinen Thron zu rauben. Er belagerte ihn mit Feuerpfeilen, kochendem Wasser und all den teuflischen Erfindungen, über die er verfügen konnte. Buddha, erschreckt durch das Zischen des kochenden Wassers, welches Satan über ihn ausgoß, bewegte seine rechte Hand. Da kam „Nang taw rani" (Mutter oder Schutzgöttin der Erde) heraus und verwies ihm seine Ängstlichkeit, sagend, daß sie vollkommene Gewalt über diese Teufel hätte.

---

[1]) Der Feigenbaum ist die ficus indica (im Sanskrit „Buta"), die sich in den meisten Teilen Indiens und des malaiischen Archipels findet. Der Baum erreicht bedeutende Größe und bedeckt mit seinen Stamm- und Astvermehrungen einen Raum, groß genug, daß unter seinem Schatten Markt oder Versammlung gehalten werden kann, wie ich auf Sumatra gesehen habe. Dieser heilige Baum heißt in Lao „Mai Seli".

[2]) Sote nya palm („Sotiya" auf siamesisch) war ein Brahmine.

Sie nahm ihr Haar herunter, rang den Knoten oder das Geflecht aus, und Wasser entströmte ihrem Haar und flutete über die Teufel, so daß sie in großer Verwirrung entfliehen mußten.

Die Buddhisten betrachten Gaudamas Seelenkämpfe in diesem Augenblicke als das wichtigste Ereignis in seinem Leben. Daher der allgemeine Wunsch, diesen Vorgang zu verewigen durch eine sitzende Figur, welche eine Hand auf dem Knie hat.

Anders wird die Handbewegung Buddhas von Herrn Alabaster in seinem „Rad des Gesetzes“ erklärt. Nachdem König Mara nämlich alle seine Kämpfer vergebens gegen ihn gesendet hatte, sagte nach dem Genannten das große Wesen zu sich selbst: „Wahrlich, hier ist niemand, der Zeuge für mich sein könnte; aber ich will die Erde selbst anrufen, obgleich sie weder Geist noch Verstand hat, und sie soll mein Zeuge sein“. Und seine Hand ausstreckend, redete er die Erde also an: „O heilige Erde! Ich, der ich die dreißig Kräfte der Tugend erlangt und die fünf großen Almosen gespendet habe, habe nie verfehlt, jedesmal, wenn ich eine große That ausführte, Wasser auf dich zu gießen. Jetzt, da ich keinen anderen Zeugen habe, rufe ich dich an, dein Zeugnis zu geben. Wenn dieser Thron durch meine Verdienste geschaffen wurde, laß die Erde erbeben und beweise es; wenn nicht, so laß die Erde ruhig bleiben!“

Als die Teufel geflohen waren, kam Pya In (d. h. Indra) mit Engeln und diente Buddha und betete ihn an, während derselbe noch auf seinem Throne unter dem Feigenbaume saß. Hierauf kam „Pya Nakh“ (im Siamesischen „Naga“) aus den Eingeweiden der Erde und kroch um Buddhas krystallenen Thron. Pya Nakh war ein großer Geist in Gestalt eines drei-, fünf- oder siebenköpfigen Ungeheuers, das sich zu den Wolken erheben und wieder herabsteigen konnte u. s. w. Es hielt seinen Kopf über Buddha wie einen Schirm, um ihn gegen alle äußeren Einflüsse, wie Hitze, Kälte, Wind, Regen u. s. w. zu schützen.

In den heiligen Büchern wird erzählt, daß Buddha durch Pya Nakh profanen Augen völlig entzogen worden sei. Es würde jedoch die Erfindungsgabe der einheimischen Künstler auf eine allzu harte Probe stellen, eine unsichtbare Bildsäule herzustellen, und um der Anbeter willen, deren Glaube durch Sehen genährt werden muß, wird der unsichtbare Gott in der oben geschilderten greifbaren Form dargestellt.

Von dieser Legende von dem vielköpfigen Ungeheuer schreibt sich der Gebrauch her, Buddha Schirme zu opfern. Auch geht auf sie eine Veränderung in der Darstellung des sitzenden Buddhas zurück; bisweilen nämlich trägt er anstatt der gewöhnlichen spitzen- oder flammenartigen Glorie eine Krone, welche entfernte Ähnlichkeit mit einem mehrköpfigen Ungeheuer hat.

Eine derartige Figur, mit fünfköpfiger Drachenkrone, fand ich in Tempeltrümmern nahe Kian Tsen.

Die zweite beliebte Darstellung Buddhas, doch weniger üblich als die erste, ist die lagernde: der große Lehrer ruht sterbend auf seiner rechten Seite und stützt den Kopf mit der Hand. Solche Figuren sind immer von einer Anzahl anderer, durch die seine Schüler vergegenwärtigt werden sollen, umgeben; einige von letzteren halten Fächer.

Noch seltener wird Gaudama mit erhobenen Händen predigend oder segnend abgebildet; dann ist er mit Krone, Ketten und Ringen geschmückt. Eine solche Figur, in Lao „Pra Sikkhi" geheißen, ist die, welche ich in Kamp heng Pet erhielt. Vgl. S. 108.

Die Buddhabilder wechseln in der Größe von sechs Zoll (= ca. 15 cm) bis zehn Fuß (= ca. 3 m); die größeren bestehen aus Ziegeln und Mörtel, sind lackiert und schwer vergoldet.

In Lao werden die alten, gut ausgeführten Bronzefiguren selten gefertigt; man begnügt sich hier mit plumpen, rohen Schnitzbildern aus Holz. Aber unter allen Umständen sind die Gesichtszüge Buddhas gut ausgearbeitet und hübsch, wenn auch nach meiner Ansicht stets etwas weiblich. Die Augen bestehen aus schwarzen Steinen, das Weiße darin in der Regel aus eingelegter Perlmutter. Ich habe gehört, daß Rubinen und andere Edelsteine zu den Augen verwendet worden sind, habe das aber nie gesehen. Aber mag Stoff, Alter, Größe der Bilder noch so verschieden sein, so ist doch bei allen derselbe ruhige, nachdenkende, wohlwollende Gesichtsausdruck festgehalten worden. Gerade wie die christlichen Maler und Bildhauer mit einander gewetteifert haben, der Nachwelt die Züge des Heilandes oder der Jungfrau Maria zu überliefern, so haben die Verehrer Buddhas das schöne, regelmäßige Antlitz ihres Heiligen trotz verschiedener Stellungen und Stoffe unverändert erhalten.

Abgesehen davon, daß man mit der Vermehrung der Buddhabilder sich bei der Gottheit Verdienste erwerben will, glauben die Laoten auch, daß Buddha wiederkommen und sieben Tage hindurch predigen wird, wenn die gehörige Anzahl seiner Bilder angefertigt und aufgestellt sein wird. Doch erkühnen sie sich nicht, diese Zahl genau zu bestimmen.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Ein Sündenbock für Räubereien der Tiger — Seltsames Hüten des Viehes — Lockmittel für Tiger — Höhle zu Tam tap tau — Thorweg — Riesiger Buddha — Gewitter — Abgeordnete — Disputation — Klemme — Nashornblut als Arzenei — Betrug — Jagdhütte des Mau Sua — Zu Tatong — Falsche Steine — Niau-Dorf — Siau-Sitten.

Meine Erfolge im Suchen von Götzenbildern mußte ich ziemlich teuer bezahlen. Die Eingeborenen, gereizt durch die Priester und, wie ich später erfuhr, durch geheime Botschaft des Tschau Operat von Tschengmai, nahmen meine Forschungen zum Vorwande, ihrem Hasse gegen den „Farang“ freien Lauf zu lassen. Hatten sie diesen Haß doch schon lange in ihrer Brust genährt, aber bisher unterdrückt aus Furcht vor demselben Häuptlinge, der mir ins Gesicht Ermutigung zugesprochen hatte, nunmehr aber hinter meinem Rücken Ränke gegen mich schmiedete.

In den Räubereien der im Walde sehr zahlreichen Tiger fanden die Eingeborenen einen willkommenen Grund zur Klage gegen mich. Die großen Rinderherden, welche die Ansiedler mit in diese Wildnis gebracht hatten, zogen natürlich die Aufmerksamkeit der Tiger auf sich, und es verging fast keine Nacht, ohne daß zwei oder drei Stück Rinder entweder verwundet oder weggeschleppt wurden. Wenn die Rinder am Tage zu weit umherschweiften, trieben sie die Hirten mit Thonkugeln zurück, welche etwa einen halben Zoll (= ca. 12—13 mm) im Durchmesser hatten. Zum Schleudern derselben führten die Hirten einen Bogen bei sich.

In einer Nacht wurde ein Ochse gerade unter der Hütte, die ich bewohnte, getötet. All diese Verluste schob man auf mich; es hieß, die Geister seien erzürnt, weil ich die Bilder ihres Herrn entehrt hätte; und am 5. März hielten die Phas nachmittags einen Rat, um zu überlegen, was zu thun sei. Das Ergebnis war, daß zwei Taus oder niedere Beamte zu mir kamen und mich ernstlich baten, wenigstens die größte Figur wieder heraus zu geben, damit der Zorn der Geister gestillt würde. Ich erwiderte, daß, möge es nun Geister geben oder nicht, die Entfernung oder Zurückgabe der Bilder keine Wirkung auf den Hunger der Tiger haben könne, und daß, wo es Hunderte von Rindern gebe, die Tiger gewiß eine solche Gelegenheit sich nicht entgehen lassen würden. Ich versuchte sogar, den Besuch zu meinem Vorteil zu drehen, indem ich darauf drang, man möchte mir und meinen Jägern mehr Ermutigung im Sammeln von Tieren angedeihen lassen. Die Männer, die ich zum Schießen angenommen hatte, brachten mir nichts, obschon sie mein Pulver und Blei genommen hatten, und ihnen gute Bezah-

lung versprochen war. Ich machte daher den Abgesandten klar, daß ich, wenn sie mir mehr Erleichterungen verschafften, mein Möglichstes thun würde, um jede Gelegenheit zur Tötung der Tiger benutzen zu helfen. Aber alles war vergebens. Die Deputation ließ sich ebensowenig zu meinen Anschauungen überreden wie ich mich zu denen der Laoten. Wir schieden von einander mit Komplimenten auf den Lippen, aber mit erneutem Mißtrauen im Herzen.

Nunmehr waren meine Versuche, mochte es sich um Erlangung von Reliquien oder von Tieren handeln, gleichmäßig vergeblich. Ich brauchte einige Eingeborene zum Nachgraben an den Ecken der verfallenen Pratschedis. Aber kein Lohn konnte jemanden dazu bewegen; sogar meine eigenen Diener scheuten sich davor, und so mußte ich denn mit Widerstreben meine Absicht aufgeben.

Mau Sua, mein hauptsächlichster Jäger, war auf seinem Jagdplatze an der Grenze gegen Niau, und während seiner Abwesenheit wurde die Einförmigkeit erzwungenen Nichtsthuns nur unterbrochen, wenn etwa eine lange Karawane aus Niau durch Muang Fang nach Tschengmai zog, oder wenn Wallfahrer ebendaher, stets von gelbgekleideten Priestern begleitet, nach der berühmten Höhle von Tam tap tau pilgerten, um daselbst dem großen Buddha zu opfern.

Auch ich beschloß, dieses Heiligtum zu besuchen, und befahl daher Kao, drei Elefanten und ein halbes Dutzend Leute für die Reise in Bereitschaft zu halten. Am 11. März brachen wir mit einem vom Gouverneur mir empfohlenen Führer auf. Den ganzen Tag lang zogen wir über die Muang Fang umgebende Ebene hin, bisweilen durch dünnen Wald und Bambusgebüsch, meist jedoch durch langes, üppiges Dschangelgras, aus welchem die Laoten die Dächer ihrer Hütten herstellen. An mehreren Orten hatte das Gras durch die große Hitze der letzten Tage Feuer gefangen, und an einer Stelle waren die Flammen so wild und der Rauch so dicht, daß wir einen Umweg durch den Wald machen mußten, da die Elefanten das Feuer scheuen. Hier stießen wir auf etwa 30 Leute aus Niau, Männer, Weiber und Kinder, die von Tam tap tau, wo sie Zeug, Wachslichter und Blattgold geopfert hatten, zurückkehrend ihr Lager aufgeschlagen hatten. Wir lagerten uns nahe bei ihnen und brachen am nächsten Morgen frühzeitig auf. Gegen Mittag langten wir am Ziele an.

Der Eingang zur Höhle liegt 70 bis 80 Fuß (= ca. 21—24 m) hoch an dem steilen Abhange eines Kalksteinhügels, welcher sich plötzlich etwa 300 Fuß (= ca. 90 m) hoch aus der 600 Fuß (= ca. 180 m) über dem Meeresspiegel befindlichen Ebene erhebt. Der Fußweg den Hügel hinauf ist sehr schwierig; er beginnt in einem Wasserlaufe und steigt allmählich an den scharfen Kanten zerrissener Felsen, welche weder Zeit noch Wetter noch

die Tritte der seit Jahrhunderten hier verkehrenden Pilger geglättet haben, empor, bis er zuletzt oben auf einem Absturze hinläuft, wo ein falscher Tritt den Reisenden einem sichern Tode zwischen Felsblöcken, Baumstämmen und Wassertümpeln preisgeben würde.

Auf den Eingang zu der Höhle selbst ist in verflossenen Zeiten einiger menschlicher Fleiß verwendet worden. Aus Ziegelsteinen und Mörtel ist ein roher Thorweg erbaut worden; darüber sind Sandsteinfiguren des Hoalaman angebracht, sowie ein Vogel, der offenbar einen Pfau darstellen soll. Dies dürfte ein ziemlich sicheres Zeichen dafür sein, daß die Höhle ehemals den Birmanen oder noch wahrscheinlicher den Niaus gehörte, da der Pfau ein hervorragendes Wappentier beider Völker ist. Ich erfuhr später, daß die Höhle hauptsächlich von Niaus verehrt wird. Links vom Eingange befand sich eine enge Nische oder Vertiefung, in welcher eine zerbrochene Buddhafigur stand. Zu ihren Füßen hatten die frommen Pilger eine ganze Menge der eigentümlichen Theebecher oder Wasserkrüge und Töpfe des Landes niedergelegt.

Die Höhle selbst war eine interessante Bildung. Das Dach bestand aus Tropfsteingebilden von phantastischen Formen. Hoch oben in der Mitte des Daches, welches sich etwa 50 Fuß (= ca. 18 m) über dem Boden befand, war ein natürliches Fenster. Durch dasselbe fiel ein Strahl gedämpften Lichtes auf den Kopf eines riesigen liegenden, also — der Legende nach — sterbenden Buddha auf einer Erhöhung mitten in der Höhle. Aber dieses Oberlicht ließ die übrigen Teile des großen Raumes nur um so dunkler erscheinen. Ich zündete daher meine Lampe an, um das Innere genau erforschen zu können.

Das Bild Buddhas ist aus Ziegeln hergestellt, dick mit Firniß überstrichen und schwer vergoldet, aber jetzt vernachlässigt, wie das im Wat Po in Bangkok. Firniß und Gold schält sich ab wie die Haut einer Schlange. Sobald als wir eintraten, kauerten sich meine Leute, auch meine zwei chinesischen Diener, nieder und erwiesen Buddha ihre Verehrung, indem sie sich zwei- oder dreimal zur Erde niederbeugten. Ich überließ sie ihren religiösen Übungen und musterte inzwischen die Umgebungen.

Rund um den Buddha herum saßen viele Figuren in halber Lebensgröße aus demselben Stoffe, die Schüler des großen Meisters, betend oder lauschend, mit erhobenen Händen. Jede dieser kleineren Bildsäulen war bedeckt mit einer Menge gelber Lappen und Mützen, die die Priester als Zeichen ihrer Verehrung dagelassen hatten. Zu Füßen des Kolosses lag ein Haufen von Thontöpfen, Krügen, Reisschüsseln mit Reis, kleinen hölzernen und steinernen Buddhafiguren — alles aus Niau hergebracht und hier niedergelegt. Auch auf einem dabeistehenden Altar war eine Masse

von Buddhavorstellungen, Priestergewändern, Wasserkrügen, Wimpeln, Haarbüscheln, Spucknäpfen und anderem Zeug aufgehäuft.

Am Ende der Höhle stand etwa 30 Fuß (= ca. 9 m) über dem Boden ein kleinerer Buddha in segnender Stellung; eine sehr wacklige, fast senkrechte Bambusleiter führte zu ihm hinauf. Vor dieser Bildsäule befand sich wieder ein Altar mit einem schönen Durcheinander von alten Matratzen, Kissen und Matten, alles von Asseln und anderen Insekten wimmelnd. Die Buddhisten glauben, daß derartige Gaben dem Geber Gerechtigkeit sichern. Als ich zu der großen Bildsäule zurückkam, opferten Kao und mein Koch ihr Scherflein, indem sie ein Dutzend Wachslichter oder noch mehr um die Figur verteilten. Neben ihren Kopf hatte Kao zwei kleine Schüsseln mit gedörrtem Reis und Blumen gesetzt, auf dem Altare zwei verschwenderisch ausgemalte Photographien eines Chinesen und seiner Frau niedergelegt.

Wir kamen gerade noch zeitig genug nach Muang Fang zurück, um vor einem entsetzlichen Gewitter in Trockenheit zu kommen, dem Vorspiel zum Ende der trockenen Zeit. Das Quecksilber im Thermometer fiel plötzlich von 75° F. (= ca. 19° R.) auf 65° F. (= ca. 16° R.), und es erhob sich ein starker Nordwind, der schnell zu einem wahren Orkane wurde. Meine Hütte erzitterte in allen Fugen, so daß ich jeden Augenblick fürchtete, sie würde vollkommen weggeblasen werden — ein Schicksal, das mehrere andere betraf. Indessen wurde diesmal nur das Strohdach losgerissen, und durch die so entstandene Öffnung konnte nun recht bequem der Hagel eindringen, der in Haselnuß- bis Taubeneigröße herniederprasselte und den Wald erdröhnen ließ. Das dunkle Schwarzblau der überladenen Wolken bildete einen scharfen Gegensatz zu dem blendenden Lichte der unaufhörlich hin und her zuckenden Blitze, welche den Himmel in ein Feuermeer zu tauchen schienen. Ungefähr eine halbe Stunde lang verursachte der heulende Wind, die gewaltigere Stimme des Donners und das Knattern des Hagels ein Dröhnen, das sich etwa mit dem Tosen einer hitzigen Schlacht vergleichen ließe. Dann schienen die Naturkräfte erschöpft zu sein. Die Aufregung legte sich, und ein erquickender Regen bildete gleichsam eine Entschädigung für die Wut, mit welcher die nasse Jahreszeit begonnen hatte.

Wäre ich abergläubisch gewesen, so hätte ich das Gewitter als Vorboten persönlicher Unannehmlichkeiten betrachten müssen; denn am folgenden Tage machte mir der zweite Gouverneur des Platzes, begleitet von einem Pya aus Muang Pau und zwei anderen Männern, einen Besuch und las einen der schon erwähnten Palmblätterbriefe vor, den der Tschau Operat von Tschengmai geschickt hatte. Der Brief verbot, mich mit Leuten und Elefanten auszurüsten und mir das Mitnehmen der Buddhafiguren, die so viel Übel veranlaßt hatten, zu erlauben.

Gegen all das erhob ich so heftig als möglich Einspruch, war aber insofern im Nachteile, als ich durch einen Dolmetscher reden mußte, dem hinsichtlich der Treue im Übersetzen nicht zu trauen war, und dessen Auslassungen ich nicht verhindern konnte. Ich ließ den Abgesandten wieder sagen, daß gerade der Tschau Operat von Tschengmai mir geraten habe, hierher zu reisen und die Figuren zu holen, die er mich nun nicht mitnehmen lassen wolle.

Der alte Pya erwiderte, sein Volk habe sich fortwährend über mich beklagt und mich beschuldigt, ihren Frieden gestört und die Geister erzürnt zu haben; von meiner Anwesenheit und besonders von meinen Ausgrabungen in den Tempeltrümmerstätten komme es, daß die Tiger das Vieh vernichteten. So lange als ich die Figuren behielte, würden die Geister zürnen und Tiger schicken. Zwölf Monate sei die Niederlassung gediehen, und nichts habe sie betroffen, bis der Farang gekommen sei, um die Geister zu ärgern.

Eine lange Zeit versuchte ich, vernünftig mit ihnen zu verhandeln. Zuletzt sagte ich ihnen ärgerlich, ihr Geisterglaube sei Unsinn; sie würden mir nie den Glauben beibringen können, daß die Tiger nicht schon vor meiner Ankunft ihr Vieh gefressen hätten. Kao jedoch, so fest als irgend jemand an Geister glaubend, zögerte, meine Worte zu übersetzen. Aber ich bestand darauf, daß er alles wiederholte, was ich sagte. Ob er das wirklich gethan hat, weiß ich nicht. Sofort aber drehte sich der alte Pya, mit einer Miene, die mir seine Gedanken ebenso deutlich zeigte als wenn er englisch gesprochen hätte, nach seinen Begleitern um, offenbar um sie als Zeugen recht auf den Inhalt meiner Rede aufmerksam zu machen. Als ich sah, daß damit die Sache nicht besser wurde, versuchte ich den Spieß herumzudrehen. Ich erwähnte den Schaden, den der Sturm in der letzten Nacht ihren Hütten gebracht hatte. „Warum geschah das?“ fragte ich.

„„Weil die Geister zornig auf den Farang waren.““

„Nein“, erwiderte ich, „sondern weil die Geister zürnten, daß die Gesandten des Tschau mit falschem Auftrag hergekommen sind. Ihr wißt, wie oft ihr selbst, abgesehen von euren Nachbarn in Niau, die Trümmer geplündert habt, nicht allein wegen der Bildsäulen, sondern wegen der Münzen und goldenen und silbernen Gegenstände unter den Pratschedis. Warum haben denn diese Figuren vor dem Eingange zu meiner Hütte keine Augen? Weil euer Volk die Rubinen und anderen Edelsteine, mit den sie und viele andere geschmückt waren, herausgeschlagen hat. Und jetzt wollt ihr mich hindern, ein paar von den Figuren, die ihr selbst beschädigt habt, zu sammeln! Euer Volk hat die silbernen Bildsäulen eingeschmolzen des kostbaren Metalles wegen. Aber ich werde die, welche ich gesammelt habe, aufbewahren, und es soll stets für sie Sorge getragen werden“.

Hier erklärte mir der alte Pya, es komme ihnen nicht so sehr auf die kleineren Bilder an, die ich hätte; sie legten vielmehr besonderen Wert auf die beiden großen, welche unzweifelhaft besonderen Wert besäßen — weil ich sie auserlesen hätte.

Dann fuhr ich fort: „Außerdem habt ihr mir und meinen Leuten nicht bei dem Sammeln naturgeschichtlicher Gegenstände geholfen, sondern mir jedwedes Hindernis in den Weg gelegt, obgleich ich Tiger für euch töten wollte. Kein Wunder, wenn die Geister zürnen, weil ihr den Befehlen des Tschaus ungehorsam seid und den Fremden, den er euch zur Hülfe geschickt hat, beleidigt“.

Damit wurde das Thema fallen gelassen, und die Abgesandten entfernten sich. Tali vergaß nicht, sie verdächtig anzuknurren und ihren Fortgang durch lautes Bellen zu beschleunigen.

Nun war guter Rat teuer. Ich trug kein Verlangen, mit dem Tschau Operat von Tschengmai in Meinungsaustausch zu treten, noch wünschte ich die Erregtheit der Eingeborenen hier zu steigern. Das Beste war jedenfalls, wenn ich abreiste. Ich war einen Monat hindurch hier gewesen, hatte alles gesehen, was mein Herz verlangte, und konnte keinen erheblichen Zuwachs zu meiner naturgeschichtlichen und archäologischen Ausbeute erwarten. Es war ja überhaupt fraglich, ob ich imstande sein würde, den hauptsächlichsten Teil der letzteren mit fortzunehmen. Ich versuchte einige von den Leuten, die mich von Muang Pau begleitet hatten, durch das Versprechen guten Lohnes dazu zu bringen, mir bei der Fortschaffung behülflich zu sein. Aber sie fürchteten den Zorn des Tschau.

Mau Sua war unterdessen mit ein paar von meinen Leuten noch immer abwesend, und ich konnte nichts thun als ungeduldig seine Rückkehr erwarten und inzwischen einen Plan erdenken, wie ich ohne weiteren Lärm mit meinen Figuren fortkommen könnte.

Am 16. März kam eine Schar von Niaus zu der Niederlassung und bot u. a. getrocknetes Nashornblut zum Kauf an, welches Laoten wie Chinesen wegen seiner angeblichen medizinischen Eigenschaften schätzen. In Lao wird es mit Silber aufgewogen. Es wird in Nashorndärmen aufbewahrt, in Rollen, wie unsre Würste. Kao legte sechs Rupien (= ca. 11,4 Mk.) in sechs großen Rollen an, entdeckte aber nachträglich zu seinem Ärger, daß es nicht wirkliches Nashornblut war. Es ist nun freilich schwer, einen Chinesen zu täuschen, aber es würde auch sehr viele Leute in Verlegenheit setzen, wenn sie Ochsenblut von Nashornblut unterscheiden sollten, namentlich wenn ersteres in „echten“ Därmen steckt. Kao konnte den Streich lange nicht vergessen; er hatte darauf gerechnet, nach Tschengmai zurückgekehrt ein wenig Nutzen

aus seinem Kaufe herauszuschlagen. Er war aber überhaupt kein rechter Chinese, wenn er sich durch die Entdeckung in seiner Absicht stören ließ.

Am 17. März kehrte endlich Mau Sua zurück — er brachte einige Hornvögel und Eidechsen mit, ein paar Schildkröten und einen wilden Büffel — samt und sonders keine Seltenheiten. Ich behielt Schädel und Skelett und ließ ihm den vorteilhafteren Teil, nämlich das Fleisch, welches er an die Eingeborenen absetzte. Ich war natürlich sehr enttäuscht, daß der große Jäger so wenig gethan hatte. Daher beschloß ich, mit ihm zu seinem Gebirgsversteck an der Niau-Grenze zurückzukehren und zu sehen, wie weit mein Plan, durch die Niau-Staaten zu reisen, durchführbar war. Dort hoffte ich auch vielleicht Leute mieten zu können, welche mit mir nach Muang Fang kommen und meine Bildsäulen fortschaffen würden. Und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kam, konnte ich mit meinem Empfehlungsbriefe an den Häuptling von Kiang Hai nach diesem Orte reisen und versuchen, ob er mir einige Leute für meinen Zweck zur Verfügung stellte.

Um möglichst sicher zu Werke zu gehen, schickte ich einen Brief an Dr. Cheek in Tschengmai, in welchem ich ihm meine Lage genau auseinandersetzte und ihn bat, er solle den Tschau daselbst bewegen, einen Brief an den Tschau von Muang Fang zu senden, mit der Weisung, mich im Fortschaffen der Figuren und meines Gepäckes in jeder Hinsicht zu unterstützen.

So ließ ich denn Yang, den Koch, und Tali zu Hause und brach am 19. März nach Tatong auf. Dies ist ein Niau-Dorf gerade an der Grenze, in dessen Nähe die Jagdhütte von Mau Sua lag, an den Ufern des Me San, eines Zuflusses vom Me Fang, etwa 20 Meilen (= ca. 32 km) nordöstlich von Muang Fang. In Mau Sua selbst fand ich einen kühnen und geweckten Bergsteiger und Jäger, welcher mitten unter den Hirschen, Büffeln und Tigern der waldbewachsenen Berge ein einsames Jägerleben führte und die Zeit, welche er nicht auf Jagdzügen verbrachte, mit Fischen im Flusse oder Sammeln von Wachs und Honig im Walde ausfüllte. Er war von allen Laoten, die ich traf, am wenigsten abergläubisch und schien vor Geistern ebenso wenig zu bangen wie vor irgend einem Tiere oder Menschen.

Der Weg nach Tatong führte durch etwas lichten Wald; zur Linken erhob sich steil eine hohe, von Norden nach Süden laufende Bergkette. Die Bäume hier herum waren buchstäblich mit Orchideen bedeckt, welche eben verblüht waren; ihre Blüte fällt in die trockne Jahreszeit. Aber viele andre Blumen, prächtig gefärbt und oft riesengroß, zierten die offenen Stellen zwischen den Bäumen. Ich kann mich nicht entsinnen, irgendwo eine solche Menge von Blumen gesehen zu haben wie auf meiner Reise durch Lao und besonders in dieser Gegend.

Überall im Walde ließ sich das Krähen von Hähnen vernehmen, abwechselnd mit dem eigentümlichen, schrillen Schreien der Pfauen. Unsere Nahrung bestand hauptsächlich aus wildem Geflügel; doch fanden wir es sehr zähe.

Tatong besteht nur aus wenig mehr als einem Dutzend Hütten, die zerstreut zu beiden Seiten des Mekok liegen. Dieser Fluß ist hier sehr seicht und in der trockenen Jahreszeit nur 150 Fuß (= ca. 45 m) breit; überall um das Dorf erheben sich Berge von Gneis und Granit. Es war das erste ausschließlich von Niaus bewohnte Dorf, in das ich kam, und stand unter dem Schutze des Königs von Birma.

Ich lud mein Gepäck am Flußufer ab, und schnell bauten meine Leute eine Hütte für die Nacht. Früh am andern Morgen umdrängten mich die Eingebornen, um mir Edelsteine zu drei Rupien (ca. 5,7 Mk.) das Stück zu verkaufen. Diese Edelsteine stellten sich aber als kleine Krystalle heraus, vielleicht je einen Penny (= ca. 8 Pf.) wert, dunkle Rubine, Granaten und andere Steine von gleich geringem Werte. Offenbar suchten sie möglichst viel Nutzen aus dem Besuche des Fremden zu ziehen; denn als ich von dem Häuptling ein Boot zur Fahrt stromabwärts nach Kiang Hai haben wollte, verlangte er sechzig Rupien (= ca. 114 Mk.) dafür, obgleich er zugab, daß die Reise dahin nur zwei Tage dauere, und man einfach vom Strome sich treiben lassen könne. Nach einigem Handeln verstand er sich zu zwanzig Rupien (= ca. 38 Mk.). Hinterher fand ich, daß die Hälfte dieser Summe von den Eingebornen, welche in Kiang Hai ihre Baumwolle und andere Erzeugnisse verkaufen und den Ort oft besuchen, als gute Bezahlung betrachtet worden sein würde.

Die Niaus sind entschieden von derselben Rasse wie die Birmanen. Ich habe Hunderte von beiden Völkern gesehen und ihre Gesichtszüge und den Körperbau genau beobachtet. Die Niaus knoten ihr Haar auf dem Scheitel ebenso zusammen wie die Birmanen, aber sie sind leicht an ihrer Tättowierung zu unterscheiden, welche weit künstlicher ist. Sie sind in der Regel vom Hals bis zum Knöchel tättowiert, oder wenigstens von den Achselhöhlen an. Außer den Tättowierungen machen sie eine Anzahl von Einschnitten in den Arm und schieben Stücke von kostbaren Steinen oder Gold und Silber hinein, um sich dadurch stark zu machen und gegen die Geister zu schützen. Diese sonderbaren Amulette kann man leicht durch die Haut fühlen, und wo sie sitzen, entsteht ein kleiner schwarzer Knoten (vgl. die Abbildung).

Die Kleidung der Niaus besteht im allgemeinen nur aus einem Paar weiter Hosen, die bis zwei oder drei Zoll (= ca. 50—75 mm) über die Knöchel reichen und stets sehr schmutzig sind, obschon Baumwolle hier sehr

billig ist. Ursprünglich sind die Hosen rein weiß gewesen, aber fortwährender Gebrauch ohne Waschen hat ihnen ein elegantes Grau verliehen. Wie die Birmanen, so tragen auch die Niaus noch ein buntes Seidentuch über dem Kopfe; wenn sie aber im Walde zu thun haben oder eine Bootreise unternehmen, ersetzen sie dasselbe durch ihre beliebten großen Strohhüte aus Yünnan. Letztere bieten, wie die Abbildung zeigt, vortrefflichen Schutz gegen die Sonne. Über die eine Schulter tragen sie als unvermeidlichen Reisebegleiter einen großen Sack mit Tabak und Betel, von der anderen hängt ein Schwert einheimischer Arbeit herunter. Bei festlichen Gelegenheiten ziehen sie eine enge Jacke an; aber gewöhnlich ist der Oberkörper unbedeckt.



Mann aus Niau.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Den Mekok hinunter — Höhlentempel zu Kiang Hai — Der Tschau Radjasi — Baukunst — Wohnung — Laotische Fürstin bei der Toilette — Garten — Besuch von Mussus — Pfeilgift — Geisterdienst — Gebräuche der Mussus — Gegenseitiges Borgen — Markt — Essen — Fürstliche Händlerin — Haarhandel.

Zu Tatong versuchte ich, einige Eingeborene zu bekommen, welche meine Bildsäulen über Land zum Meping schaffen sollten. Aber der verschlagene alte Pya war mir zuvorgekommen und hatte den Leuten verboten, mir zu helfen. Daher fuhr ich am nächsten Tage in dem Kahne des Häuptlings nach Kiang Hai ab. Ein Handelsboot begleitete mich. Nachdem wir uns zwei Stunden lang fast nur vom Strome hatten treiben lassen, erreichten wir den Zusammenfluß des Me Fang mit dem Mekok an der Grenze von Lao und Niau.

Der Mekok ist fast nichts weiter als ein Bergstrom, mit großen Steinen erfüllt, zwischen denen das Wasser mit lautem Rauschen dahinfließt. Die Schiffahrt ist daher schwierig. Landschaftlich sind die Ufer sehr schön; Hügel von 400—500 Fuß (= ca. 120—150 m) Höhe, dicht mit Bäumen und anderem Pflanzenwuchs bekleidet, erheben sich steil aus dem Wasser. Von tierischem Leben sah ich während des Tages mehr, als jemals bisher in Lao. Besonders Vögel waren in Menge da: Pfauen; Schlangenstößer, mir von Borneo her bekannt; Kormorane, Reiher, Hornvögel, mit großem Geräusche dahin fliegend; Dschangelhühner, beständig lärmend; schönfarbige Königsfischer, Regenpfeifer u. s. w. u. s. w. Auf den Baumästen trieben sich Schaaren von Gibbons herum; hier und da fanden wir die großen Fährten wilder Elefanten, welche am frühen Morgen zum Flusse gekommen waren, um zu trinken und zu baden.

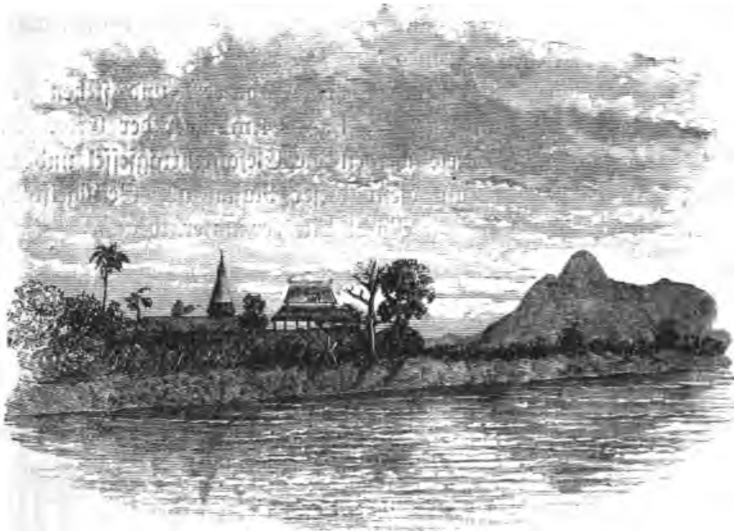
Rasch glitten wir stromab, und die Hügelbildung nahm immer mehr ab, während der Fluß breiter und tiefer wurde. Gegen Abend des zweiten Tages kamen wir zu einer am linken Ufer gelegenen Höhle, die Tam Pa hieß. Roh ausgehauene Stufen an der steilen Kalksteinwand führten zum Eingang in die Höhle, welche offenbar fleißig von Wallfahrern besucht wurde, wenn auch nicht so fleißig, daß die Fledermäuse und Schwalben von der hohen Decke der Höhle verjagt worden wären. Übrigens war letztere klein und erschien dadurch vielleicht höher, als sie in Wirklichkeit war; immerhin mochte die Höhe wenigstens 70—80 Fuß (= ca. 21—24 m) betragen. Der Boden war mit den üblichen verschiedenen Gegenständen, die den Hunderten von Buddhafiguren in der Höhle geopfert worden waren, bedeckt; doch mit Staub und Schmutz war der ganze Platz und sein Inhalt in außergewöhnlichem Maße erfüllt. Unter dem Schutt fand ich einen seltsamen Gegenstand aus Thon, welcher nach Aussage der Eingeborenen von hohem Alter war; seine Bestimmung kannten sie aber nicht mehr.

Es war schon dunkel, ehe wir Kiang Hai — oder auch Kiang Rai — erreichten. Quer über den Fluß waren Fischreusen gelegt und versperrten uns den Weg. Aus der Menge von Lichtern, die sich am Ufer hin und her bewegten, ging klar hervor, daß die Bevölkerung mit Fischen beschäftigt war. Um sie daher nicht zu stören, ließ ich das Boot eine kurze Strecke oberhalb der Stadt auf das Ufer ziehen, und hier verbrachten wir die Nacht.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, bot sich mir eine so überraschend liebliche und eigentümliche Aussicht, daß ich sie etwas zu Papier brachte. Gerade vor mir erhob sich aus einer im Vordergrunde gelegenen Ebene ein Hügel, auf dessen Gipfel die vergoldeten Turmspitzen eines Tempels und Pratschedis in den rosigen Strahlen der aufgehenden Sonne erglänzten.

Ein zweiter Tempel mit einem Pratschedi dabei stand nahe am Flusse, teilweise von Bäumen umgeben.

Sofort begab ich mich in das Dorf und besuchte den Tschau Hluang, welcher als einzige Unterkunft für mich ein kleines Sala bezeichnete. Da



Bei Kiang Hai.

dasselbe aber nicht in Stand erhalten war, lehnte ich ab. Dann ging ich mit dem Empfehlungsbriefe des Tschau Operat zu dessen Schwiegersohne, dem Tschau Radjasi, welcher mich sehr gütig in sein eignes Haus aufnahm.

Wirt und Wirtin schüttelten mir warm die Hand und schienen freundliche Gesinnung zu hegen. Ihre Freude war groß, als ich ihnen sechzehn Yard (= ca. 14,6 m) blauen Seidenstoff mit Goldfäden schenkte, und bald erwiderten sie das Geschenk mit der üblichen Gabe von Reis und Eiern, Früchten und Geflügel.

Mein Wirt war ein Mann von etwa 45 Jahren; er war 18 Jahre Priester gewesen und seit zwei Jahren mit der Tochter des Tschau Operat, einer sehr einfachen, aber auch sehr gutherzigen Frau mit schiefem Blicke, verheiratet. Sie lebten in einem geräumigen, wie gewöhnlich aus Tiek und Bambus erbauten Hause und thaten alles Mögliche, um es mir darin behaglich zu machen.

Es giebt in Lao keine besonders schönen Häuser oder Paläste; die Wohnungen von Fürsten und Bauern gleichen sich in Plan und Bauart; nur in der Größe, in dem Baustoffe und in der Ausführung zeigt sich der

Unterschied. Etwas mehr Schnitzwerk an den Giebeln und die ausschließliche Verwendung von Tiekholz — das sind, abgesehen von der Größe, die einzigen Vorzüge eines fürstlichen Hauses vor einem gewöhnlichen. Das Dach besteht gewöhnlich aus Stroh; dies ist billig und leicht ersetzt. Bessere Häuser werden bisweilen mit Tiekschindeln gedeckt, welche natürlich dauerhafter gegen Regen, aber durchaus nicht widerstandsfähiger sind, als ein in gutem Stande erhaltenes Strohdach.

Die Häuser haben nie mehr als ein Stockwerk und stehen stets auf Pfählen etwa fünf bis acht Fuß (= 1,5—2,4 m) über der Erde. In dem offenen Raume unter der Diele werden die Elefantentragsessel und Ochsenpacksättel aufbewahrt. Ebenso dient dieser Raum als Geflügelstall, und auch das Rindvieh wird für die Nacht oft hier untergebracht.



Laotische Wohnung. (Haus des Tschau Radjasi zu Kiang Hai.)

Eine Treppe oder Leiter, drei oder vier Stufen hoch, führt an der Vorderseite des Hauses auf eine rings um dasselbe herumlaufende Galerie. Der Fußboden besteht gewöhnlich aus gespaltenem Bambus, welcher quer über die Hauptbalken, die wiederum auf den Tragpfählen des Hauses ruhen, gelegt ist. Bei den reicheren Leuten ist der Fußboden aber manchmal ganz aus Tiekbrettern hergestellt. Diese Galerien sind stets sehr schlüpfrig und, was noch schlimmer ist, oft nicht gut im Stande. Ich erinnere mich der Vernachlässigung, welcher dieser Teil des Hauses anheimfällt, mit Schmerzen; denn ich entging zu Kiang Hai mehrmals mit Mühe einem Falle, und eines Abends verrenkte ich mir in einem Loche der Galerie meinen Fuß so, daß mein gütiger Wirt, der freilich mein Leiden nicht heben konnte, doch wenigstens eine Wiederholung des Unfalles zu verhüten bemüht war: gleich am nächsten Tage mußten sich seine Sklaven ans Werk machen, einen neuen Bambusboden zu legen.

An einem Ende der erwähnten Galerie ist stets ein kleiner Schuppen errichtet, „han nam“ genannt. Er besteht nur aus ein paar Schwarten

mit Strohdach. In ihm stehen mehrere große unglasierte Wassergefäße, welche täglich mit dem gewöhnlich zum Haushalte nötigen Wasser gefüllt werden. Neben diesen Gefäßen liegt ein aus der Hälfte einer Kokosnußschale gefertigter Löffel mit Holzgriff. Bei schmutzigem Wetter löffelt jede das Haus betretende Person etwas Wasser heraus und gießt es sich über die Füße, um sie zu reinigen.

Jeden Morgen und jeden Abend gingen Fürst und Fürstin abwechselnd auf diese Galerie und nahmen ein Bad; die nur drei oder vier Minuten



Laotische Fürstin bei der Morgentoilette.

betragende Entfernung zum Flusse war für sie zu groß. Das Bad bestand aber nur darin, daß sie mit einem großen Löffel oder einer Tasse Wasser über sich ausgossen. Bisweilen ließ sich die Fürstin ein großes silbernes Waschbecken bringen, das eine Mischung von Tamarindenwasser und Kalkmilch enthielt, womit sie sich das Haar wusch. Ich war so frei, die beigefügte Zeichnung von diesem Vorgange zu entwerfen.

Die Galerie pflegt mit Blumen in Töpfen, Orchideen u. s. w. geschmückt zu sein.

Der Fußboden des eigentlichen Hauses liegt etwa einen Fuß (= ca. 30 cm) höher als die Galerie. Der Eingang zu den Wohnräumen führt durch einen Korridor, zu dessen beiden Seiten sich ein Zimmer für Diener und Sklaven, ein anderes für Familienglieder befindet. Jedes dieser Zimmer ist durch Planken oder Bambusgeflechte in zwei Abteilungen zertrennt: eine

dient als Schlafkammer, die andre als allgemeine Wohnstube. Das den Familiengliedern zugewiesene Zimmer ist oft nochmals durch eine Wand oder durch eine Reihe von Pfosten in zwei Räume geteilt, deren innerster, etwas über die andern erhöht, für ganz besondre Zwecke oder für den Empfang hervorragender Gäste bestimmt ist.

Hinter dem Raume der Dienerschaft befindet sich die Küche, welche im allgemeinen die ganze Hinterseite des Hauses einnimmt. Eine mehrere Zoll (1 Zoll = ca. 25 mm) dicke Lage von Erde oder Thon auf dem Küchenfußboden dient als Feuerplatz. Dieser ist auf allen Seiten mit Brettern umgeben; in seiner Mitte liegen drei Steine, auf denen das eigentliche Feuer im Kochofen brennt.


Mussu-Frau.

Die Umgebung des Hauses bildet ein Garten, eingehegt mit hohem, oben spitzigen Bambuszaune. Der Eingang ist durch ein Thor aus Tiekholz verschlossen, welches auf- und zugeschoben wird; es läuft zu diesem Behufe auf einem Rade. Man verschließt es bei Einbruch der Dunkelheit stets, um zwei- wie vierfüßige Diebe abzuhalten; denn in einigen Gegenden sind Tiger zahlreich und sehr gefährlich. Auch hält man noch einige Hunde als Wächter, welche bei dem geringsten Anlasse zwar bellen, aber selten beißen; sie sind äußerst furchtsam und lassen sich mit einem Stocke oder Steine leicht verjagen. Weit vorzüglicher sind die abgerichteten Hunde aus Yünnan, welche von den besseren Klassen der Laoten gehalten werden, und denen zu nahen für einen Fremden gefährlich ist.

In den Gärten werden wild durch einander Kokos- und Betelnußpalmen, Pfefferbäume und Gemüse gebaut.

Ich war noch nicht lange hier, als auch schon meines Wirtes Verwandte und viele Sklaven auf der Galerie erschienen, um den Farang anzustaunen. Unter der Menge befanden sich einige Frauen, deren angenehme, regelmäßige Gesichtszüge und aufrechter Gang deutlich verrieten, daß sie zu einer ganz besonderen Rasse gehörten. (Vgl. die Abbildung.) Sie tauschten von meiner Wirtin Reis für Pfefferschoten ein; ich erfuhr, daß sie Mussus seien, von denen einige Stämme zerstreut in den Gebirgen der Niau-Staaten lebten. Sie führen eine Art von Nomadenleben, bleiben nie lange an einem Platze, leben meist von dem, was der Wald hergiebt, und schießen alle mög-

lichen Tiere mit Bogen und vergifteten Pfeilen. Fleisch, Hörner, Häute vertauschen sie in Kiang Hai und anderen Orten gegen Reis und Salz.

Die Frauen trugen denselben Haarknoten auf dem Scheitel wie die Birmaninnen. Den Kopf bedeckte ein weiß und schwarz gefärbtes baumwollenes Tuch, dessen Enden lose über den Rücken herunter hingen. Ihre Kleidung bestand aus einer kurzen schwarzen, an den Rändern mit rotem und blauem Tuche verzierten Jacke und einem dazu passenden Unterrocke. Bei feierlichen Gelegenheiten wird diese Jacke durch eine Art langen Mantels mit Silberknöpfen und ausgedehnterer Besetzung mit den erwähnten roten und blauen Tuchstücken ersetzt. Alle diese Stoffe verfertigen sie selbst.

Als Schmuck tragen sie Halsbänder aus Silber oder Gras und Spaltrohr, welche der braunen Hautfarbe sehr gut stehen, besonders die von Gras; letzteres hat, wenn eben erst verarbeitet, einen schönen Goldglanz.

Sehr erstaunt war ich über ihre großen Silberohrringe. Ich bemühte mich, ein Paar davon einzutauschen. Aber die Besitzerinnen weigerten sich, sie ohne Einwilligung ihrer Männer herzugeben.

Später am Nachmittag kamen letztere, angeführt von ihrem Häuptlinge, einem hübschen Manne mit winzigem, an den Spitzen sorgfältig gewichstem Schnurrbarte. Sie hatten kurze, enge Jacken, ähnlich denen der Frauen, von schwarzem Stoffe, und kurze, weite Hosen von demselben Zeuge an. Sie waren nicht alle tättowiert; bloß einer oder zwei von ihnen hatten auf den Beinen eine Tierfigur. Wie sie sagten, hatten sie noch nie einen Farang gesehen, und sie nahmen nicht weniger Anteil an mir, als ich an ihnen. Sie stellten eine Menge seltsamer Fragen an mich; da aber ihre Sprache gänzlich von derjenigen der Laoten verschieden ist, so mußte die Unterredung durch die doppelte Vermittelung des Tschau und Kaos geführt werden und büßte folglich viel an ihrer Wirkung ein. Ich gab jedem von ihnen ein britisch-birmanisches Sechspencestück (= ca. 50 Pfg.), worüber sie sehr erfreut waren, und kaufte einige Halsbänder und die gewünschten Ohrringe.

Ich wollte ihre Bogen und Pfeile sehen. Aber sie sagten, daß sie diese nie mit in die Städte brächten, sondern stets „bei den Geistern" in einem Baume ließen, und sich nicht gern zum Verkaufe derselben verständen. Jedoch versprach der Häuptling, mir einen Bogen und zwei Pfeile mitzubringen, wenn er, was in kurzem geschehen werde, wieder nach Kiang Hai komme.

Das Pfeilgift der Mussus soll so stark sein, daß eine größere Menge hinreicht, um ein Nashorn binnen einer halben Stunde nach geschehener Verwundung zu töten. Eine kleinere Menge wirkt nach etwa 24 Stunden tötlich.

Die Mussus sind ihrer Angabe nach durchaus frei von Furcht, da, wie sie sagen, ihre Geister sie vor Tigern und anderen wilden Tieren schützen.

Wie nützlich wäre einer von diesem Volke in Muang Fang gewesen zur Zeit meines Streites mit dem alten Pya! Als Beweis ihrer Furchtlosigkeit erzählte mir der Tschau, sie seien die einzigen Leute, welche nachts im Walde zu reisen wagten und oft ganz allein im dicksten Dickicht schliefen. Sie glauben lediglich an Geister, welche ihrer Meinung nach allüberall vorhanden sind, in Bäumen, Steinen u. s. w. Götzenbilder haben sie nicht, aber ein- oder zweimal im Jahre führen sie einen Geistertanz auf, bei welchem sie den Geistern Blut von Geflügel und vierfüßigen Tieren opfern. Männer und Weiber waren sehr ruhig und wohlgesittet, die Frauen ganz besonders scheu.

Wenige Tage darauf kam ein anderer Trupp von Mussus in die Stadt, bloß um den Farang zu sehen, der, wie sie gehört hätten, so freigebig wäre. Um meinen Ruf unter ihnen aufrecht zu erhalten, mußte ich auch ihnen je sechs Pence (= ca. 50 Pfg.) geben und einige Kleinigkeiten abkaufen. Der Häuptling brachte mir, treu seinem Versprechen, Bogen und Pfeile. Ich gab ihm dafür etwas Tabak und Zeug.

Mit Hülfe des Tschau Radjasi vermochte ich einige weitere Erkundigungen über die Sitten der Mussus einzuziehen.

Wenn jemand stirbt, so wird der Leichnam in weißen Stoff gekleidet, und der ganze Stamm — Männer, Frauen und Kinder — wird zur Trauer rund um die Leiche versammelt; alle müssen weinen. Wenn eine Person nicht freiwillig ihre Thränen strömen lassen kann, muß sie ihre Zuflucht zu künstlichen Mitteln nehmen: sie steckt einen Büschel Pfefferschoten, die in großer Menge von den Mussus gebaut werden, unter die Nase oder in den Mund, und der gewünschte Erfolg tritt rasch ein.

Will jemand heiraten, so werden den Geistern Opfer gebracht, und es wird ein allgemeines Fest veranstaltet. Auf meine Frage, ob irgend jemand jemals einen Geist gesehen habe, gab mir der Häuptling die schnelle Antwort: „Sie sind wie der Wind — man kann sie nicht sehen“.

Schon wenige Tage nach meiner Ankunft entdeckte ich, daß ich nur scheinbar der Gast des Tschau Radjasi war: thatsächlich lebte ich „auf Regimentes Unkosten“. Die Sklaven meines Wirtes wurden jeden Morgen bei der Bevölkerung umhergesendet, um Geflügel, Eier, Früchte und andre Lebensmittel einzusammeln. Das gewöhnliche Volk wagte nicht, ein derartiges Verlangen abzuschlagen. In der That scheint die gesamte hiesige Gesellschaft auf Grundlage eines anerkannten allgemeinen Borgens reihum zu bestehen, dergestalt, daß der, welcher sich heute ein Huhn borgt, morgen um einige Eier angegangen wird u. s. w. Ich für meinen Teil bemühte mich, durch sofortige Bezahlung aller Bedürfnisse ein gutes Beispiel zu geben. Aber ich sah mich fortwährend von Personen belagert, welche Nadeln, Lichter, Zwirn, Riechfläschchen und andre Gegenstände von mir haben wollten. Von

derartigen Sachen hatte ich einen kleinen Vorrat zum Verschenken mitgebracht; übrigens waren sie in Tschengmai ohne Ausnahme, und in Kiang Hai selbst fast alle käuflich. Den Markt hier besuchte ich sehr oft, weil ich nicht in der Weise, die dem Tschau Radjasi gefiel, unterhalten sein wollte, sondern jeden Morgen mich mit dem nötigen Vorrate versorgte. Die jungen Mädchen und alten Weiber versorgen den ganzen Platz mit Lebensmitteln und sitzen wohl den halben Tag auf dem Markte hinter ihren Körben voll Reis, Geflügel und Eiern. Richtiges Kaufen und Verkaufen findet nur in sehr geringem Maße statt; Geld ist kaum zu sehen — alles wird getauscht.

Weder Gast noch Wirt bedauerte meinen Entschluß, die Fürsorge für meine Verpflegung selbst in die Hand zu nehmen. Des Häuptlings Speisekarte zeigte Reis, Pfefferschoten und übelriechenden, getrockneten Fisch; gelegentlich gab es zur Abwechselung ein Ei, welches mehr oder weniger alt war. Ich fragte ihn eines Tages, ob er nicht Geflügel oder frische Eier esse; letztere waren spottbillig — fünfzehn kosteten ein „Fuang“ (= 1/8 Rupie = ca. 94 Pf.), acht Hühner eine Rupie (= 1,9 Mk.). Er lachte und erwiderte: „Bisweilen“; irre ich nicht, so fügte er hinzu: „Einmal im Monat“. Diese Enthaltsamkeit war nur Ausfluß angeborner Gemeinheit; denn der Tschau erhielt durch die Sammelthätigkeit seiner Sklaven viele Hühner, aber er verkaufte sie lieber, wenn irgend ein Käufer sich fand. Nichtsdestoweniger schmeckte ihm ein gebratenes Hühnchen so gut als irgend jemandem, und da ich die Überbleibsel der für mich eingekauften Lebensmittel stets meinen Wirtsleuten überließ, brachte diese Einrichtung beiden Teilen Nutzen, und der Häuptling wie sein Weib bekamen durch die verbesserte Kost zusehends besseres Aussehen.

Die Laoten essen zweimal täglich, etwa sieben Uhr morgens und gegen Sonnenuntergang. Sie sitzen in einem Kreise auf dem Boden oder auf Matten; vor ihnen stehen lackierte oder messingene Präsentierbretter mit einer Anzahl von Schüsseln und kleinen Terrinen mit getrocknetem oder gekochtem Fisch, gedämpften Büffelfleischstücken, Salzeiern oder Schweinefleisch; zu allen diesen Speisen giebt es noch stets gewöhnlichen und gewürzten Reis. Als Gemüse genießt man geschmorte Bambusschößlinge, welche durchaus kein schlechter Ersatz für Spargel sind, Bohnen, Bananen, Tamarinden und gestoßenen Pfeffer. Unausstehlich ist der alles durchdringende Fischgeruch, welcher, wie der Knoblauch bei den Spaniern, nie fehlt; er rührt von dem Zusatz einer kleinen Menge verdorbenen Fisches — des „ngapee“ der Birmanen — zu jeder Speise her. Auf Herstellung dieses Zusatzes verwenden die Laoten und Siamesen, Birmanen und Malaien ebensolche Mühe, wie die europäischen Hausfrauen auf Frischerhaltung des Fleisches. Der Reis, einfach gekocht oder gedämpft, wird jeder Person in einem kleinen Korbe

besonders vorgesetzt; eben so grobes Salz; viele führen aber etwas Salz immer bei sich. Man nimmt mit den Fingern ein wenig trockenen Reis aus dem Korbe, rollt ihn zwischen den Händen zu einem Balle und taucht ihn in eine oder mehrere der verschiedenen Schüsseln. Teller, Messer und Gabeln kennt man nicht. Die ganz armen Leute benutzen an Stelle der Terrinen und Näpfe, welche die besseren Klassen gebrauchen, Pisangblätter; diese sind aber überall vorhanden, werden nach der Mahlzeit weggeworfen und verursachen weder Kosten noch die Mühe des Aufwaschens. Während des Essens wird tiefes Stillschweigen beobachtet; hinterher trinkt man etwas Wasser aus den schweren Thonkrügen oder Humpen, welche herumgegeben werden. Jede Person spült sich dabei den Mund aus und entleert das dazu benutzte Wasser in einen Spucknapf oder, wenn dieses bequeme Gefäß fehlen sollte, durch ein nicht weniger bequemes Loch im Fußboden.



Reiskorb der Laoten.

Meine fürstliche Wirtin „machte“ in Thonwaren, u. a. auch in Porzellantassen. Eines Tages verkaufte sie vierzehn der gewöhnlichsten Tassen für zwei Rupien (= ca. 3,8 Mk.) und versuchte mich zu überreden, für eine etwas bessere Sorte einen beträchtlich höheren Preis anzulegen. Als sie damit kein Glück hatte, redete sie mir mit einer Beharrlichkeit und Wortfülle, mit der sie in Paris als Handelsfrau ihr Glück machen würde, lange zu, ich solle doch etwas Haar kaufen, garantiert menschliches und vom lebenden Kopfe abgeschnitten. Es ist das ein gewöhnlicher Handelsgegenstand, und Chinesen wie Birmanen sind eifrige Abnehmer davon: erstere brauchen es zur Verlängerung ihrer Zöpfe, letztere zur Vergrößerung ihrer Scheitelknoten. Als ich ihr auseinandersetzte, daß ich mir weder Zopf noch Knoten erlaubte, war sie vermöge ihres Handelsgeistes durchaus nicht verlegen: sie erwiderte, ich könne das Haar mit leichter Mühe in Bangkok wieder los werden. Übrigens war es nicht teuer, mit einem großen Zopfe zu prangen; sie bot mir einen dicken Haarbüschel, über zwei Fuß (= ca. 60 cm) lang, für eine Rupie (= ca. 1,9 Mk.) an.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kiang Hai ehemals und jetzt — Gefangene — Verfallene Tempel — Die Bevölkerung und ihre Eigentümlichkeiten — Sittlichkeit — Beschäftigung der Frauen — Reisreinigen und Weben — Beschäftigung der Männer — Jagen und Fischen — Klima — Die Laoten auf dem Lande — Albinos — Gelenkigkeit — Abgeschlossenheit — Seltsame Arzeneien — Besuch bei der Frau des Tschau Operat — Kleidung — Moden — Haartracht.

Kiang Hai ist ein kleiner Ort, nicht mehr der Schatten der wichtigen Stadt, welche es vor 400 Jahren gewesen sein soll. Die Zahl der hier wohnenden Männer beläuft sich auf etwa 3500, und die Provinz, deren Hauptstadt es ist, zählt vielleicht 2000 Männer mehr. Von diesen gehorchen dem Tschau Operat, der, wie sein Amtsbruder in Tschengmai, thatsächlich der oberste Herr ist, 1500 Männer; die übrigen hängen dem Tschau Hluang und kleineren Häuptlingen an.

Vor dem Gerichtshofe gewahrte ich ein Werkzeug, ganz ähnlich dem früher in einigen Ländern Westeuropas angewendeten „Stocke“: zwei zwischen aufrecht stehenden Pfosten befestigte Bretter, in welche da, wo das obere auf das untere traf, kreisrunde Löcher geschnitten waren. Nach Emporhebung des oberen Brettes werden die Füße des Gefangenen in die Ausschnitte gelegt, das Brett wird heruntergelassen und hält mit dem unteren die Füße fest. Ich habe nie eine Person im „Stock“ liegen sehen; aber nahe bei dem „Rathause“, d. h. dem Hause, in welchem alle amtlichen Geschäfte erledigt werden, sah ich ein halbes Dutzend an den Füßen zusammengekettete Gefangene, denen das Urteil gesprochen werden sollte, weil sie Sklaven gestohlen und in Hluang Prabang verkauft hatten. Der Tschau sagte mir, Diebstahl über 1000 Rupien (= ca. 1900 Mk.) oder Tötung oder Stehlen eines Elefanten werde mit dem Tode bestraft.

Es giebt mehrere Tempel in der Stadt, aber alle befinden sich in elend verfallenem und schmutzigem Zustande. Die Priester sind wohl fromm, scheinen aber von der Wahrheit des Sprüchwortes: „Reinlichkeit ist das Nächste zur Gottseligkeit“ nicht eben überzeugt zu sein. In einem dieser Tempel wurde vor 400 Jahren der berühmte Smaragd-Buddha, jetzt in Bangkok, gefunden.

Die Menschen stehen in jeder Beziehung mit der Stadt, in der sie leben, auf gleicher Stufe: von allen Laoten sind die, welche am nördlichsten wohnen, am meisten zurück. Aus dem schon bisher Gesagten kann man schließen, daß sie edler Regungen nicht fähig sind. Im Gegenteile sind sie in hohem Grade gemein; Freigebigkeit und Edelmut sind Begriffe, die sie nicht ver-

stehen; sie sind der gewöhnlichen menschlichen Teilnahme bar; jeder einzelne strebt nur darnach, seine eigne Person nicht in die Klauen der Geister fallen zu lassen. Ihre höchste irdische Begierde ist, Geld, Gefäße und Schmucksachen von Gold und Silber und jeden anderen wertvollen Gegenstand aufzuhäufen; in den Mitteln, sich solche Reichtümer zu verschaffen, sind sie nicht eben sehr wählerisch. Sie sind ferner äußerst unzuverlässig und wunderbar geschickt in Ausreden; sie machen sich ebenso wenig daraus, über einer Lüge ertappt zu werden, als sich beim Rauchen sehen zu lassen. Doch muß ich ihnen das Zeugnis ausstellen, daß sie im allgemeinen in ihrem häuslichen Verkehre sittlich sind.

Wenn des Menschen Antlitz seine Gefühle abspiegelt, dann müssen die Laoten durchaus die Fähigkeit entbehren, irgend einen Wechsel innerer Regungen zu empfinden. Nur in ganz seltenen Fällen kann man eine Veränderung in ihren Zügen oder Benehmen bemerken, ausgenommen wenn ihr Zorn erregt wird. Dies gilt ganz besonders von den Männern, aber auch die Weiber — so erregbar das weibliche Geschlecht sonst ist — sieht man selten lachen oder weinen. Jede Mitteilung, sei sie bösen oder guten Inhaltes, hört der Laote mit einem solchen scheinbar unerschütterlichen Gleichmute an, daß ein europäischer Diplomat ein Vermögen darum geben würde, wenn er eine solche Herrschaft über seine Mienen besäße. Bei Ausbrüchen plötzlichen Zornes oder lange verborgenen Grolles jedoch verrät sich die Leidenschaft, wenn nicht in einem bedeutenden Wechsel ihrer Mienen, so doch gewiß in ihrem allgemeinen Benehmen und in schnellen unaufhörlichen Bewegungen der Ungeduld und Aufregung.

Diese natürliche stoische Unempfindlichkeit gegen äußere Einflüsse wird noch vermehrt durch die Religion und die allgemeine Unwissenheit, in der das Volk erhalten wird, sowie durch die Abgeschlossenheit von der übrigen Welt. Die angeborene Trägheit der Laoten findet Ermutigung in der Fruchtbarkeit des Bodens, welcher ihnen ohne nennenswerte Anstrengung ihrerseits alle Lebensbedürfnisse gewährt. Ihrer Auffassung nach ist ein Mensch ein lebendes Wesen mit einer gewissen Fähigkeit, zu essen und zu trinken, welches gewisse Pflichten zu erfüllen hat, um Leib und Seele zusammenzuhalten, und jedes Jahr zur Unterhaltung seiner Häuptlinge einen gewissen Betrag zu zahlen hat. Von der Möglichkeit, seine eigene Lebens- und Gesellschaftsstellung zu verbessern, läßt er sich nichts träumen — abgesehen davon, daß er alles Geld und alle Kostbarkeiten, die er in seine Hände bekommen kann, habgierig aufspeichert. Das Leben eines Laoten ist demgemäß einförmig und für einen Europäer unerträglich langweilig. Im ganzen Lande, und besonders in den entlegeneren Gegenden, ist alles, auch der Mensch, in Stillstand versunken — mit einziger Ausnahme der Natur.

Die Frauen verrichten alle wirklich schweren Arbeiten; sie säen den Reis, sie ernten ihn, sie enthülsen und reinigen ihn, sie kochen und helfen ihn essen — letzteres ist eines der wenigen Dinge, in denen sie mit den Männern gleich stehen.

Die Männer helfen in der Saatzeit ihren besseren Hälften scheinbar tüchtig, sind aber mehr Zuschauer als Arbeiter und überlassen den Frauenzimmern gern die Ehre und das Vorrecht der harten Arbeit als alleinigen Besitz. Ist ein Mann in ein Mädchen verliebt, so läßt er sich herab, an dem Enthülsen des Reises teilzunehmen, um die dabei sich bietenden Gelegenheiten zärtlicher Zusammenkünfte zu benutzen.

Die Vorrichtung, womit das Enthülsen ausgeführt wird, ist sehr einfach. Durch einen Balken ist etwa im vierten Teile seiner Länge ein Zapfen gesteckt, dessen Enden in der Höhlung eines Klotzes von genügender Höhe ruhen; am langen Ende des Balkens ist ein anderer Holzklotz befestigt; unter letzteren wird in einem Holzgefäße der Reis gestellt. Man drückt die kurze Seite des Balkens auf die Erde nieder und läßt dann wieder los; dadurch hebt und senkt sich natürlich der Klotz am Ende der langen Seite und schlägt durch sein Niederfallen die Hülsen von den Reiskörnern ab. Die eben beschriebene Arbeit ist bei der Schwere des Balkens nicht leicht, und die jungen Frauenzimmer, welche sie abends und morgens verrichten, haben gegen die Hülfe ihrer Anbeter nichts einzuwenden.

Ist der Reis lange genug unter dem schweren Stampfer gewesen, so kommt er zur völligen Bereitung unter einen leichteren. Dann wird er in einen runden, flachen Korb geschüttet und einfach durch Emporwerfen von der Spreu befreit.

Aufbewahrt wird der fertige Reis in großen, faßförmigen Körben aus Bambusgeflecht, deren jeder einige Centner faßt. Zum Schutz gegen Ratten und Insekten werden diese Körbe mit Büffeldünger bestrichen, und diesen Überzug läßt man in der Sonne trocknen.

Während die Weiber mit solchen oder ähnlichen Arbeiten — z. B. Trocknen von Fischen, Weben, Anfertigen von Kleidung — beschäftigt sind, gehen die Männer hin und wieder mit ihren Rindern und Elefanten in den Wald, schneiden Holz, sammeln Bambus oder Gras zum Dachdecken; dabei vergessen sie nie, in dem nächsten Tempel zu opfern, ehe sie an die Arbeit gehen.

Das sind etwa die täglichen Beschäftigungen der Leute. Gleichgültig leben sie dahin. Von Vergnügungen haben sie nur wenige.

Wie die Siamesen, so sind auch die Laoten Freunde der Musik; sie scheinen aber außer Gongs und Trommeln kein Instrument zu besitzen als eine Art von Rohrpfeifen, welche man bisweilen von Kindern oder jungen

Männern spielen hört. Ihre Belustigungen außerhalb ihrer vier Wände dienen der Notwendigkeit, für Mittel zum Unterhalte zu sorgen. Die einzige Erholung, in welcher Männer und Frauen gleichmäßig schwelgen, ist das Fischen, worin sie Meister sind. Und auch hierbei bildet nicht das Vergnügen, sondern die Aussicht, Nahrung zu erlangen, das Anziehende.

Die Leute sind abgehärtet und ertragen die bedeutenden Temperaturschwankungen ihres Klimas gut. Sie schlafen nachts auf dem Boden inmitten von Feuern, welche teils zur Erwärmung, teils zum Schutze gegen wilde Tiere dienen, nur in eine baumwollene Decke eingewickelt, obgleich reichlicher Tau fällt, und in der trockenen (und kälteren) Jahreszeit vom November bis zum Mai frühmorgens eine Temperatur von 45—50° F. (= ca. 6—8° R.) herrscht. Allerdings klagen sie über Kälte und leiden gelegentlich an Dysenterie und Fieber; aber sie können sich ohne großen Nachteil jeder Witterung aussetzen.

In der trockenen Jahreszeit ähnelt das Klima etwas dem Frühling in Deutschland; doch fällt während derselben kein Tropfen Regen; Bäume und Gräser sehen verblaßt und abgestorben aus, und das ganze Wachstum der Pflanzen scheint unterbrochen zu sein; nur die Orchideen blühen in großer Anzahl und in den verschiedensten Farben und beweisen so ihre Lebensfähigkeit. Aber im Mai wird allem Grün neue Kraft eingeflößt. Die Reissaat beginnt mit dem ersten Regenfall, der oft durch heftige Orkane und Hagelwetter angezeigt wird. In wenigen Tagen beginnen neue Blätter schnell hervorzuschießen, und die ganze Natur nimmt ein schönes, lächelndes Antlitz an. In der Regenzeit ist die Hitze drückend; vor Ende Mai zeigt der Thermometer nachmittags im Schatten 95—100° F. (= ca. 28—30° R.)

Die auf dem Lande oder im Walde wohnenden Laoten sind sehr unreinlich. Ich habe nicht einmal, sondern immer und immer wieder gesehen, daß sie Fisch oder Fleisch vor dem Kochen nicht erst rein waschen; sie sagen, das würde die Nahrung verderben, und rösten oder kochen sie (in einem dicken Bambusabschnitte) mit allem daran sitzenden Schmutze. Dasselbe geschieht mit Reis, der mindestens 10% Schmutz enthält.

Wie die Siamesen, so haben die Laoten aller Wahrscheinlichkeit nach mit den Malaien gemeinsamen Ursprung, der bis in jene längst vergangene Zeit zurückreicht, in welcher Sumatra und Borneo mit dem Festlande zusammenhingen. Aber ungleich den Siamesen und den festländischen Malaien, welche mit Chinesen, Kambodschanern, Peguanern und anderen Völkern sehr vermischt sind, halten sich die Laoten abgesondert und haben daher ihre Eigentümlichkeit reiner erhalten. Ich habe nie auch nur einen einzigen Laoten gesehen, noch von einem gehört, der eine Siamesin geheiratet hätte,

obgleich die Laotinnen wegen ihres schöneren Körpers, hübscheren Gesichtes und wegen ihrer angenehmeren Farbe von reichen Siamesen sehr zur Heirat begehrt werden. Die Hautfärbung der Laoten ist nämlich viel heller als die der Siamesen.

In Tschengmai sah ich zwei Albinos, beide mit hellrötlicher Haut, weißem Haare, welches sehr blassem, glänzendem Hanfe glich, und roten Augen, die bei Tage fortwährend blinzelten, weil sie starkes Licht nur mit Mühe vertragen konnten. Diese Albinos waren Schwestern, um vier Jahre aus einander. Außer diesem Naturspiele gab es, wie ich hörte, mehrere Hermaphroditen.

Die Frauen sind stets noch heller als die Männer und haben einen Anflug von Olivenfarbe; das Haar ist grob, schlicht, glänzend schwarz, gelegentlich ins Braune spielend.

Der Gesichtsausdruck der Laoten ist besser als derjenige der Malaien; erstere haben hohen Vorderkopf, und die Männer besonders regelmäßige, wohlgeformte Nasen mit kleineren Löchern als ihre Nachbarn. Die Lippen, namentlich die oberen, stehen etwas vor, die Augen ein wenig schief. Die jungen Frauen haben oft fettes, vollmondartiges Antlitz und werden durch dicke Fettlagen verunstaltet.

Eine eigentümliche Fertigkeit der Frauen, bisweilen auch der Männer, zeigt sich in dem Umbiegen des Ellenbogens nach der falschen Seite hin, so daß der Arm nicht lediglich gerade gestreckt, sondern rückwärts gebogen, und die Innenseite des Armes nach außen gedreht wird. Das Handgelenk ist ähnlich ausgedehnt, sodaß die Hand rückwärts gebogen werden kann, bis ihre Rückseite den Unterarm berührt. Der Häuptling von Tschengmai, welcher beide Kunststücke vollendet ausführen kann, sagte mir, daß zur Erreichung dieser Fertigkeit — die man übrigens auch in Siam versteht — Übung von frühester Jugend an nötig ist, und daß oft Gewalt dabei angewendet wird.

Was den Eingeborenen am meisten fehlt, das ist eine bessere Handelsverbindung als die, welche sie jetzt haben. Wenn sie bessere Verkehrsmittel hätten, und wenn sie erleuchteteren und freieren Auffassungen über die Anforderungen, die man an ein handeltreibendes Gemeinwesen stellt, Raum gäben, so könnten sie ihre gegenwärtige Armut mit durchschnittlichem Wohlbefinden vertauschen. Ob man in ihrer niedrigen Denkart den Grund oder die Folge ihrer Abgeschlossenheit von der übrigen Welt zu sehen hat, ist schwer zu sagen. Schönes Bauholz ist im Überflusse da; Baumwolle giebt reichen Ertrag; an Rindvieh mangelt es nicht; in den Wäldern giebt es viel Hochwild und Elefanten; die Flüsse wimmeln von Fischen; aber der Handel beschränkt sich auf geringe Ausfuhr von getrockneten Fischen, Baum-

wolle, Hirschgeweihen und etwas Elfenbein; die Einfuhr ist auch nicht beträchtlich; sie liegt in den Händen der Händler aus Yünnan und Niau, welche von Kiang Hai als ihrem Mittelpunkte aus nach Tschengmai, Hluang Prabang und Muang Nan ziehen.

Einen sonderbaren erwähnenswerten Handelsgegenstand bilden die Häute der Schuppentiere; letztere kommen bei Kiang Hai in großer Menge vor; die Häute werden als Arznei geschätzt.

Eines Tages brachte des Tschau Operat Sohn, von der Jagd heimkehrend, ein weibliches Nashorn als Beute mit. Jetzt hatte Kao Gelegenheit, sich für seinen mißlungenen Handel mit Nashornblut zu Muang Fang zu entschädigen. Er kaufte also mehrere Stücke von den Hufen und der Haut des Tieres, um seinen zukünftigen Abnehmern in Bangkok zu beweisen, daß das Stierblut, was er ihnen aufhängte, „echt“ sei. Er kaufte auch etwas wirkliches Nashornblut für seinen eigenen Gebrauch, und sicherte sich ein paar Abschnitte vom Horne. Letzteres ist, je nach der Größe, 10—50 Pfund Sterling (= ca. 200—1000 Mk.) wert; es wird zu medicinischen Zwecken verwendet und stärkt, wie Kao sagte, den Körper — wie fast alle chinesischen Mittel.

Den Schädel der Dickhäuterin erwarb ich selbst für einen Hinterlader und ein paar Patronen. Fleisch und Haut wurden als Leckerbissen den Eingeborenen, die für solches „Wildpret“ schwärmen, verkauft. Man ißt übrigens fast alles, Büffel, Tiger, Affen, Nashorn — und zwar die Haut ebenso wie das Fleisch.

Oft besuchte ich die Frau des Tschau Operat, eine gute, liebenswürdige alte Dame, welche mir mehrmals Reis und Bananen schickte, wofür ich sie durch Überreichung eines Riechfläschchens und einer Nadelbüchse in Entzücken versetzte. Sie wohnte in einem großen, geräumigen Tiekhause und war immer mit Anfertigung seidener Gewänder beschäftigt, während eine ihre Sklavinnen am Webstuhle arbeitete. Der Tschau Operat galt für einen sehr reichen Mann; er sollte viel Bargeld haben und besaß außerdem einige sechzig Elefanten; aber auch reiche Fürstinnen sind ebensowenig davon befreit, die seidenen Gewänder, die Abzeichen ihres Ranges, selbst anzufertigen, als arme Frauen davon, ihre baumwollenen Kleider zu weben. Viele Frauen der höheren Stände sind auch geschickt im Sticken der Kissen oder Polster, welche die Stelle von Stühlen vertreten. Viel Zeit verwenden ferner arme und reiche Weiber mit Herstellung von Priestergewändern.

Das hauptsächlichste Kleidungsstück eines Laoten ist das „Patoi“, welches dem siamesischen Pa-nung oder Palai entspricht und bloß aus einem 2—2 1/2 Yard (= ca. 1,8—2,2 m) langen und 2—3 Fuß (= ca. 60—90 cm) breiten Stücke baumwollenen oder seidenen Stoffes besteht.

Dieses einfache Gewand wird auch auf einfache Weise getragen; man braucht weder Faden noch Knopf noch Naht. Das Zeug wird um den Körper geschlungen, vorn zusammengerollt, bis es fest anschließt, und das Ende der Rolle wird zwischen den Beinen durchgezogen und hinten in das Zeug von oben her eingestopft. So befestigt hält das Patoi von selbst. Die besseren Klassen tragen gewöhnlich noch einen Gürtel, oft von Europa eingeführt; bei Fürsten und anderen reichen Leuten ist die Gürtelschnalle mit kostbaren Steinen geschmückt.



Laote auf einer Reise.

Wenn der gewöhnliche Laote eine Bootfahrt unternimmt oder Feld- oder Waldarbeit beginnt, nimmt er den unteren Teil des Patoi der Bequemlichkeit wegen herauf. Man kann dann seine tättowierten Schenkel bewundern. Sein Beil oder Messer steckt er hinten in das Patoi.

Die Kleidung ist in der Regel Hausarbeit; fast jedes Haus hat einen einheimischen Webstuhl, welcher bald in einem Zimmer, bald in dem Raume unter dem Hause steht. Baumwolle giebt es massenhaft, und sie ist sehr billig. Einige Fürsten versteigen sich zu Seide, die mit ein paar Streifen aus eingeführten Goldfäden verziert ist. Die Kokons der wilden Seidenraupe werden gesammelt und im Lande selbst versponnen, geben aber nur groben Stoff und decken das Bedürfnis nicht; die fehlende Seide wird von Yünnan-Händlern gegen laotische Baumwolle, deren Ertrag den heimischen Bedarf weit übersteigt, eingetauscht. Die Zeuge sind dunkelblau — am meisten beliebt —, orangegelb, braun oder schokoladenartig gefärbt. Im allgemeinen hält man eine Farbe für genügend; in Lakon ist jedoch auch ein scheckiges Muster, blau, gelb, rot, sehr gebräuchlich.

In der kühlen Jahreszeit, in welcher das Quecksilber bis zu 45° F.

(= ca. 6° R.) sinkt, tragen beide Geschlechter ein großes, dickes, baumwollenes Shawltuch, fast stets rot und weiß gestreift; außerdem einen langen Umhang aus Baumwolle oder bei festlichen Gelegenheiten aus Seide, gelb, weiß oder rot; er wird um den Körper, nicht um den Hals, getragen oder über die Schulter geworfen. Fürsten und reiche Leute ziehen eine enge Jacke aus Baumwolle oder Seide an. Auch benutzen die Männer in dieser Zeit Sandalen, einfach aus zwei am Rande mit Sehnen zusammengenähten Stücken Büffelhaut bestehend.



Laote bei 8° R.

In Kopfbedeckungen herrscht große Mannigfaltigkeit; jeder Distrikt scheint hierin seinen eigenen Geschmack zu haben. Die gewöhnlichste Art ist aus Streifen von Palmblättern, die einander ein wenig überragen, zusammengenäht; die Form erinnert an unsere großen Strohhüte; aber der eigentliche Kopfteil bildet mit breitem Rande keine scharfe Ecke, sondern letzterer krümmt sich ganz allmählich nach innen und oben zum flachen Deckel. Im fernen Norden sind die riesigen, brauchbaren Strohhüte aus Yünnan, welche sowohl gegen die Sonne als auch gegen den Regen schützen, für vier bis acht Rupien (= ca. 7,6—15,2 Mk.) das Stück zu kaufen. Der Palmhut der Niaus wird auch häufig getragen, ebenso eine genähte baumwollene und mit Baumwolle gefütterte Kappe; dieselbe ist besonders bei Priestern beliebt.

Das Hauptkleidungsstück der Frauen, welches die Stelle des europäischen Unterrocks vertritt, entspricht dem Patoi der Männer, aber mit dem wichtigen Unterschiede, daß es aus drei in Farbe und Stoff verschiedenen Teilen zusammengenäht ist. Der größte derselben, welcher den Leib etwa von der Brust bis zu den Knien bedeckt, besteht für die gewöhnlichen Kleider aus Baumwolle, für Staatskleider aus Seide; er mißt 20—22 Zoll (= 50 bis 55 cm) in der Breite und ist stets gestreift, meist gelb, blau und rot; die Streifen laufen der Länge nach, um den Körper also horizontal. An diesen Teil schließt sich oben, gerade bis zur Brust reichend, ein schmaler Streifen von schwarzem, dunkelbraunem oder weißem Baumwollenstoffe an. Das unterste Stück ist eine baumwollene Kante, etwa einen Fuß (= ca. 30 cm) breit, dunkelrot oder dunkelbraun. Besteht der Leibteil aus Seide,

so wird auch der unterste Teil von Seide, oft mit Gold- und Silberfäden durchwoben, gefertigt. Eine solche reiche Kante kostet bisweilen an 60 Rupien (= ca. 114 Mk.), während das ganze, feste und dauerhafte Kleidungs-



Laotinnen.

stück, wenn bloß aus Baumwolle gearbeitet, nicht teurer ist als $1\frac{1}{2}$—2 Rupien (= ca. 2,8—3,8 Mk.). Es heißt „sin"*). Man schlägt es um den Leib und stopft die Enden hinten an der Taille ein.

Das „Pahtong", ein Kalikoshawl oder Umschlagetuch, wird über dem Sin getragen, so daß es teilweise die Brust bedeckt, weiß, gelb oder am liebsten blaßrot. Es wird über Brust und Schulter geworfen, unter dem

*) Das Wort ist kurz auszusprechen; ang gesprochen bedeutet es: „den heiligen Tag begehen".

Arme durchgezogen und wieder über dieselbe Schulter genommen, von welcher man angefangen hat; dann läßt man das Ende vorn herunterhängen; oder man windet es einfach fest über die Brust und unter den Ärmen weg.

Wenige Laotinnen fangen an, enge Jacken mit ebenso engen Ärmeln zu tragen, welche etwas an die europäischen Tricottaillen erinnern. Es gehört bedeutende Anstrengung dazu, diese Jacken an- und auszuziehen, da sie nicht elastisch sind. Diese Neuerung benimmt den Frauen ihre angenehme Erscheinung in ihrem gewöhnlichen Anzuge. Nirgends im Osten findet man eine so einfache und gleichzeitig gut stehende Tracht als das Sin und Pahtong der Laotinnen. Wenn die Zusammenstellung der Farben gefällig ist — und man muß es den Frauen lassen, daß sie das in der Regel ist —, so wirkt die Kleidung sehr angenehm; das Gewand läßt den geraden, gut ausgeglichenen Körperbau vorteilhaft hervortreten und beengt die von Natur freien und anmutigen Bewegungen der Frauen nicht im mindesten. Auch wird ihre Erscheinung nicht durch irgend welche unpassende Kopftracht beeinträchtigt. Man läßt das Haar lang wachsen und bindet es, tüchtig gefettet, am Hinterkopfe in einen hübschen Knoten zusammen um den sich stets Blumen schlingen. Bisweilen steckt man auch ein Sträußchen oder eine Orchidee an der Seite oder über dem Ohre an. Männer und Frauen lieben Blumen leidenschaftlich, und die Natur spendet ja auch die Mittel, diese Leidenschaft völlig zu befriedigen: in den Wäldern stehen zahllose Blumen, darunter die wunderschönsten wohlriechenden Orchideen.

Bisweilen wird das Haar mit einer goldnen Haarnadel geschmückt, deren Kopf gewöhnlich die Gestalt einer Pyramide von kleinen, manchmal emaillierten Perlen oder Knoten hat.

Bei festlichen Veranlassungen trägt man Gold- und Silberarmbänder, bald ganz glatt, bald gedreht wie ein Strick, bald in Form einer Kette von kleinen Ringen oder Gliedern.

Die Männer lassen das Haar entweder ganz kurz schneiden oder den Kopf abrasieren mit Ausnahme eines Büschels auf dem Scheitel, welcher gleichmäßig wie ein Bürste abgeschnitten wird.

Wie die Malaien und Dajaken sind auch die Laoten ohne Bartwuchs, und wenn sich ja einmal vereinzelte Haare zeigen, so werden sie erbarmungslos ausgerissen. Ein Laote mit Backenbart wurde mir einst als eine Merkwürdigkeit gezeigt.

Hinsichtlich aller in dem vorliegenden Buche veröffentlichten Bemerkungen über die Bevölkerung des westlichen Lao, die sog. „schwarzbäuchigen" Laoten, muß ich der in manchen Punkten vorhandenen Geringfügigkeit meiner Nachrichten wegen um Nachsicht bitten unter Hinweis auf die großen Schwierigkeiten, welche absichtlich allen Fremden, die über Land und

Leute Erkundigungen einziehen, in den Weg gelegt werden. Was ich aber geschrieben habe, kann wenigstens als zuverlässig angesehen werden; ich berichte teils, und zwar meist, als Augenzeuge, teils nach Mitteilungen, die ich der Güte der Missionäre Dr. Cheek und Wilson verdanke; während ihres langen Aufenthaltes in Lao haben sie manche Kunde erlangt, die auf andere Weise gar nicht zu erhalten gewesen wäre.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Tschau Hluang von Kiang Hai — Feindseligkeiten mit Niaus — Ein weitgereister Fürst — Kiang Tung — Drohende Störungen — Nach Niau — Ein Wirbelsturm — Entfaltung der siamesischen Flagge — Unliebenswürdiger Tschau — Kriegsgerüchte — Pi-ka, ein böser Geist — Verbannte — Turmtrümmer und Buddhafiguren — Schöne Landschaft — Rückkehr nach Kiang Hai — Das Kind des Tschau — Einheimisches Rezept — Krankheiten und Ärzte — Geisterärzte — Ein Medium — Geistertanz — Tjang-tu.

Am Abend des 21. März machte ich dem Tschau Hluang einen Besuch, einem Manne zwischen 60 und 70 Jahren, der in einem elenden, seiner jämmerlichen Hauptstadt würdigen Hause wohnte. Ich fragte ihn wegen der Weiterreise durch Kiang Tung nach Yünnan. Er erwiderte, das sei unthunlich; er könne nicht wagen, seine Elefanten über die Grenze zu schicken, da die Bevölkerung auf gespanntem Fuße mit den Niaus stehe; gegen letztere liege der Verdacht vor, daß sie einen Einfall in Kiang Tsen planten, um die Stadt wieder zu nehmen.

Diese Mitteilung wurde durch folgenden unerwarteten Vorfall bestärkt. Eines Nachmittags besuchte ich den Radjawong, einen im Range dem Tschau Operat folgenden Fürsten. Er war sehr gesprächig und erzählte mir u. a., er sei bis Kiang Tung gereist und fünf Monate dort geblieben. Seiner Angabe nach waren dort sonderbare Gebräuche. Stiehlt z. B. jemand ein Pferd, so wird er mit gefesselten Händen und Füßen an ein Pferd gebunden und zu Tode geschleift. Wird ein Schwein gestohlen, so wird der Dieb gebunden in eine Schweinshaut gesteckt, und diese wird angebrannt. So quält man den Verbrecher zu Tode. Aber trotz dieser strengen Strafen seien Räubereien häufig; besonders fielen ihnen Fremde zum Opfer. Er riet mir daher sehr davon ab, Niau noch zu betreten. Überdies, fuhr er fort, befinde sich Kiang Tung in ungeordnetem Zustande; der Häuptling bete ent-

weder in den Wats, oder betrinke sich; abends um sieben fange er an zu trinken, setze es die ganze Nacht hindurch fort, schlafe nur morgens und sei nie zu sehen außer mittags. Diese Aufführung habe den König von Birma so erzürnt, daß er die Regierung dem Tschau Fa von Kiang Keng übergeben habe. Im Sommer sei die Hitze in Kiang Tung am Tage so groß, daß die Eingeborenen sich nicht auf die Matten legen könnten, ohne sie erst anzufeuchten. Während all dieser belustigenden Geschichten kam ein Bote und las einen Brief des Häuptlings von Kiang Tsen vor des Inhalts, daß die Niaus daselbst Pulver und Kugeln vorbereiteten in Erwartung der Ankunft eines benachbarten Niauhäuptlings, welcher die halbe Provinz Kiang Tsen beanspruche.

Trotzdem beschloß ich, selbst zuzusehen, ob die Ausführung meines Planes nicht möglich sei, verließ am 25. März — Mariä Verkündigung — meine zeitweilige Wohnung in der Residenzstadt des Tschau und fuhr in einem mir vom Häuptling zu Kiang Hai gütigst geliehenen Boote den Mekok hinunter nach Kiang Tsen. Ich brach 7 Uhr morgens auf. Ein alter Pya und seine Leute folgten mir, um meine Schritte zu beobachten und, wie ich später fand, nach Muang Fang zu berichten. Der Fluß hatte viele Sandbänke, und die Fahrt war deswegen nicht ohne Gefahr, bis wir am Nachmittage des zweiten Tages den Mekong erreichten — einen prächtigen Strom, zweimal so breit hier, wo wir noch 1000 Meilen (= ca. 1600 km) von seiner Mündung entfernt waren, als der Menam zu Bangkok, tief und reißend; denn das bisher verhältnismäßig flache Land wurde nun hügelig.

Gerade als wir in den Mekong einfuhren, verdunkelte sich plötzlich die Luft, und ein kalter Wind brach über uns herein. Vom fernen Westen zog eine dicke Wolke, nur wenige Fuß über dem Flusse, mit großer Schnelligkeit heran — eine wirbelnde Masse von Staub, Spänen, Blättern, Gras und Zweigen. Dröhnend fuhr der Wirbelwind gerade auf uns los und peitschte den Strom, bis er einem kleinen schäumenden See glich. Glücklicher Weise waren wir ganz nahe an dem Ufer und konnten das Boot mit drei festen Rohrseilen festbinden, ehe die vollste Wut des Sturmes uns erreichte. Aber trotzdem wurden wir fast umgeworfen, und was der Wind nicht ausführte, vollendete beinahe der Regen. Unter hallenden Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen strömte eine Regenflut hernieder, wie sie eben nur in den Tropen möglich ist, und füllte unser Boot zur Hälfte mit Wasser an. Einige meiner Leute quetschten sich frierend und „Nau! nau!“ (= kalt) jammernd in die Kajüte, die andern suchten Schutz in dem dicken Dschangel am Ufer. Als die erste Wut des Sturmes vorüber war, war auch alles gründlich durchnäßt. Zu schlafen war sowohl im Boote als auch auf dem Lande unmöglich; aber die Leute hatten keine Lust weiterzufahren und zogen ein feuchtes

Lager einer kleinen außergewöhnlichen Anstrengung vor. Als ich sah, daß sie auf meine Befehle, nach Kiang Tsen zu rudern, nicht hörten, zerschnitt ich die Seile, welche uns festhielten, und das Boot begann schnell fortzutreiben. In einem Augenblicke sprangen sie an die Ruder, und nach wenigen Minuten sahen wir zwei am Ufer festgebundene Boote. Es mußte also eine Wohnung in der Nähe sein. Ich folgte einem schmalen Pfade, welcher vom Flusse in den Wald hinein führte, und stieß bald auf zwei elende Hütten. Ihre Insassen waren erstaunt, einen Weißen zu erblicken, verstanden sich aber sehr bald dazu, mir und meinen Leuten Unterkommen für die Nacht zu geben. Dasselbe war freilich nicht ersten Ranges, aber ein leckes Dach war doch immer noch besser als gar keines, und bald brachte mir ein süßer Schlaf Vergessenheit all meiner Umgebungen.

Kiang Tsen war, wie ich am nächsten Morgen erfuhr, zu Wasser nur noch eine Stunde entfernt. Vor meiner Abfahrt richtete ich daher im Hinterteil des Bootes eine Stange auf und entfaltete an ihr die königlich siamesische Flagge mit dem weißen Elefanten, um in die nördlichste Stadt der Länder, welche unter Befehl des Königs von Siam stehen, mit so viel Glanz als möglich einzuziehen. Eine einstündige Fahrt (mit Stangen) in gerader westlicher Richtung gegen die starke Strömung brachte uns nach Kiang Tsen, unter dessen schläfrigen Einwohnern unsre Ankunft einen kleinen Aufruhr erregte. Ich wurde in einer hübschen kleinen Hütte, welche kürzlich ein Fürst aus Tschengmai bewohnt hatte, untergebracht und hißte zur Verherrlichung des Ereignisses unmittelbar vor meiner Herberge das königliche Banner auf.

Die Bewohner, meist Laoten, waren erst seit drei Jahren hier, seitdem nämlich die Stadt den Niaus durch die Bevölkerung von Tschengmai weggenommen worden war; noch nie hatten sie hier die Fahne des Herrn, dem sie Treue leisteten, entfaltet gesehen.

Fast sofort nach der Landung machte ich dem Tschau meinen Besuch; er war ein Lampun-Fürst, dessen hervorstechendste Eigentümlichkeit der Wunsch zu sein schien, sich so unliebenswürdig wie möglich zu betragen. Zum Glücke konnte er mir, so unangenehm er persönlich sein mochte, nicht viel schaden, da sein Machtbereich sehr gering war; ich bedurfte, wie man mir in Tschengmai mitteilte, nicht einmal eines besonderen Empfehlungsbriefes an ihn: derjenige an den Häuptling zu Kiang Hai galt zugleich für den Häuptling von Kiang Tsen.

Ich ersuchte denselben nun, mir einige Männer zu geben, mit denen ich in den benachbarten Wäldern jagen könnte. Diese waren sehr groß, die Bevölkerung dagegen sehr gering, geringer als ich sie bis dahin beobachtet hatte — ich hoffte daher, hier einige zoologische Seltenheiten zu erhalten. Der Häuptling erwiderte jedoch kurz, er habe keine Leute. Bei der großen

Anzahl von Beamten — im Range vom Tschau Hluang und Tschau Operat bis herab zum Radjawong und Radjaput — und gewöhnlichen Tschaus hätte man meinen sollen, daß nicht nur Leute, sondern sogar Beamte genug vorhanden gewesen wären. Aber der Tschau war unempfänglich gegen Zureden und — seltsam genug — Bestechung und blieb bei seiner Weigerung, obschon ich mich erbot, nicht allein die Leute zu bezahlen und mit Schießbedarf zu versehen, sondern auch ihm obendrein ein Geschenk zu geben.

Auch für Versuche, selbst ein paar Leute zu gewinnen, waren die Zeitverhältnisse nicht günstig. Die Gemüter waren aufgeregt durch das Gerücht, daß 2000 Birmanen zu den Niaus gestoßen seien und sich nun wenige Meilen entfernt in den Bergen gelagert hätten, emsig mit Anfertigung von Pulver und Kugeln beschäftigt, in der Absicht, plötzlich über Kiang Tsen herzufallen und es wiederzunehmen — ein Gerücht, welches die Mitteilungen des Tschau Hluang von Kiang Hai völlig bestätigte.

Diese drohenden Aussichten schlossen alle Möglichkeit, in die Niau-Staaten vorzudringen, aus. Der Tschau wollte durchaus keinem seiner Unterthanen erlauben, zu Wasser oder zu Lande die Grenze zu überschreiten, und ich zweifle, daß jemand ihm gehorcht haben würde, selbst wenn er die von mir gewünschten Befehle gegeben hätte. Im ganzen war die Bevölkerung eine so grobe, wie ich nie eine getroffen habe; allerdings mag eine gewisse Entschuldigung für sie darin liegen, daß sie fast ganz und gar aus Verbannten bestand, welche wegen des Verdachtes, vom „Pi-ka“ besessen zu sein, in diesen entfernten Ort verwiesen worden waren.

„Pi-ka“ ist ein böser Geist, durch dessen vermutete Anwesenheit jährlich Hunderte aus ihrer Heimat vertrieben werden. Um zu entdecken, ob irgend jemand von diesem Geiste besessen ist, verfährt man folgermaßen: liegt ein Eingeborener in hohem Fieber, so holt man einen der Geisterärzte, die in Lao die Stelle anderer ärztlicher Berater vertreten. Der Arzt umbindet den Oberarm des Kranken ganz fest und fährt dann mit dem Finger auf den Adern hin, bis dieselben in hohen Knoten, die jeden Augenblick zu platzen drohen, anschwellen; in ihnen wird der Sitz des Pi-ka gesucht. Nun wird der Kranke körperlich und geistig gepeinigt, indem man ihn einerseits mit Fragen quält, andererseits die geschwollenen Adern schlägt oder mit scharfen Eisenstückchen sticht, bis er die Frage bejaht, ob er sich unter dem Zauber irgend einer besonderen Person, deren Name genannt wird, befinde. Bejaht er das, oder nennt er in der Fieberhitze einen anderen Mann, so wird letzerer — nicht der Kranke — beschuldigt, Pi-ka zu sein, demgemäß angezeigt und zur Verbannung verurteilt. Seine Wohnung wird verbrannt, seine Bäume werden umgehauen, seine Reisfelder weggenommen, und er muß mit seiner Familie auswandern und anderswo — stets in einer anderen

Provinz, ein neues Leben beginnen. Ehe ich Tschengmai verließ, bemerkte ich eines Tages eine bedeutende Unruhe in der Stadt: mehrere Familien bereiteten sich zum eiligen Abzuge — Männer, Weiber, Kinder. Ich erkundigte mich nach der Ursache davon und erfuhr, daß die Ärmsten, weil mit Pi-ka behaftet, nach eben diesem Kiang Tsen verbannt waren.

Kiang Tsen liegt rechts vom Strome, etwa 870 Fuß (= ca. 264 m) über dem Meere. Die Stadt ist in allgemein unbehaglichem Zustande, trägt aber in den Trümmern zahlreicher Tempel Spuren früherer Bedeutung. Getäuscht in meinen Hoffnungen, Vögel und andere Tiere sammeln zu können, untersuchte ich sorgfältig viele der Ruinen; dieselben zeigten sonderbare Anlage und teilweise bei weitem bessere Ausführung, als irgend welches andere Gebäude ähnlicher Art weiter im Süden. Einige Türme waren verschwenderisch mit Schnitzereien und anderen Verzierungen innen und außen geschmückt; aber alles war von den eindringenden Laoten entweiht und zerstört, wirklich Wertvolles aber geraubt worden.

Am Boden lagen zahllose Bronzefiguren von Buddha, einige riesengroß. Zu diesen kamen die benachbarten Niaus in regelmäßigen Zwischenräumen, um zu opfern — Blumen, Reis, Blattgold; mit letzterem vergoldeten sie die Bildsäulen. Die Thatsache schien das Gerücht zu bestätigen, daß sie sich nicht zufrieden geben würden, bis sie an den Eindringlingen Rache genommen hätten.

Ich ging in mehrere der verfallenen Pratschedis, in deren einem ich eine unter einem Baldachin sitzende Buddhafigur mit der fünfköpfigen Schlange fand. Als ich diese Figur in Sicherheit brachte, erstickte ich beinahe in der verdorbenen Luft im Innern des Baues; ich mußte, um Atem zu schöpfen, mehrmals ins Freie gehen. Die Eingeborenen sagten mir, es sei eine sehr seltene Figur; wirklich habe ich nicht mehr als ein halbes Dutzend derselben Art in all den von mir besuchten siamesischen und laotischen Tempeln gesehen.

Die Umgegend war sehr schön — die lieblichste, die ich auf meinen indischen Reisen je kennen gelernt habe. Der Strom fließt zwischen Ufern dahin, welche seine Oberfläche um etwa 15 Fuß (= ca. 4,5 m) überragen; rechts erheben sich, hinter der Stadt hinstreichend, weit nach Niau hinein Berge in Terrasse um Terrasse, Zug um Zug; auf der entgegengesetzten linken Seite, im Lande Komo, dehnen sich bis zu der Grenze von Tongking Hügelreihen und Thäler, bedeckt mit prächtigen Tiekwäldern und Gummibäumen in ungezählten Arten, die, wenn gehörig ausgebeutet, eine Quelle unermeßlichen Reichtums würden. Das Land nach Osten hin sollte sorgfältig untersucht werden, damit man womöglich eine Wasserstraße fände, kürzer als der Mekong, auf der das Holz an die Küste gelangen könnte.

Das Klima hier ist weit weniger heiß als in Siam, da das Land von 700 Fuß (= ca. 210 m) zu Tschengmai allmählich bis 1200 Fuß (= ca. 360 m) zu Muang Fang aufsteigt, zu Kiang Hai aber wieder auf 1150 Fuß (= ca. 345 m), zu Kiang Tsen auf 870 Fuß (= ca. 264 m) sinkt. Häufig stand früh 8 Uhr das Quecksilber auf nur 50° F. (= ca. 8° R.).

Nach kurzem Aufenthalte in Kiang Tsen kehrte ich nach Kiang Hai zurück und suchte wieder bei meinem früheren Wirte Unterkommen. Sobald derselbe die Figur, welche ich aus den Ruinen zu Kiang Tsen mitgebracht hatte, bemerkte, sträubte er sich dagegen, daß sie in sein Haus gebracht würde, weil das Geisterbesuche veranlassen müsse, und ließ sie zu dem gegenüber befindlichen Tempel bringen; hier sollte sie bis zu meiner Abreise bleiben.

Ich fürchte, der gutmütige, jedoch abergläubische Tschau hat geglaubt, daß entweder meine Person oder mein Buddha oder beide zusammen seinem Hause Unglück und Krankheit gebracht haben; denn sein kleines Kind, welches sich eben von einem Fieberanfall erholte, bekam einen Rückfall und wurde kurz nach meiner Ankunft viel kränker. Jetzt machte ein Sklave zwei Figuren aus Thon, die eine entfernte Ähnlichkeit mit Büffeln hatten, und stellte sie mit Reis, Gewürzspeise und Fisch auf einem Teller aus Pisangschaft in die Veranda. Das ganze Ding sah aus wie eine Vogelfalle. Aber ich zog keine mutwilligen Vergleiche, sondern erkundigte mich nur nach dem Zwecke der Veranstaltung. Ich erfuhr, sie solle die erzürnten Geister vertreiben. Dabei warf der Sklave, als diese Antwort gegeben wurde, einen Seitenblick, nicht gerade voll von Herzensgüte, auf mich, gleichsam als ob ich für die Verkörperung der bösen Geister gehalten würde. Wenigstens bilde ich mir das ein. Doch verjagte ich den Gedanken und wünschte dem Kinde von ganzem Herzen Besserung.

Eine Stunde später kam der Arzt — ein großer, stattlicher Mann in mittlerem Alter — mit einem Silbergefäße, worin eine Mixtur war, die ich in meiner Unschuld für Arznei hielt. Der Vater brachte das Kind heraus, hielt es in seinem Schoße, und der Arzt sprach einige Gebete oder Beschwörungen; zuletzt zerschlug er zwei gekochte Eier, die, weil verdorben, entsetzlich stanken. Damit wurde das Kind nicht beruhigt, sondern noch mehr erregt, und sein Schreien verdoppelte sich. Dann band er einen Faden um das Handgelenk des Kindes und entfernte sich — ohne Zweifel im vollsten Glauben an sein Geschick und vollkommen befriedigt mit der Art und Weise, in der er die Heilkunst angewendet hatte.

Am nächsten Tage sollte, wenn das Befinden des Kindes sich nicht bessern würde, Arznei gebraucht werden. Ich vermute, daß, wenn es mittlerweile gestorben wäre, man die Schuld an Krankheit und Tod mir beige-

messen haben würde. Zu meiner Freude trat aber bei dem kleinen, durch Faden und faule Eier gegen die Umtriebe böser Geister gesicherten Wesen Besserung ein, so daß des Arztes Mittel nicht nötig waren. Der Arzt erhielt als Honorar ein paar Meter weißen Kalikos, worüber er, wenn nach seinen Reden und Verbeugungen geschlossen werden darf, sehr erfreut war. Er war übrigens ein hervorragender Vertreter der ärztlichen Kunst in Lao, verband psychologische und physiologische Heilkunst und suchte auf spiritualistischem Wege körperliche Gebresten zu heben. Während jeder in abergläubischer Furcht vor Geistern befangen ist und jedes Übel ihrem Einflusse zuschreibt, giebt es natürlich „Wissende", welche sich für Geisterärzte ausgeben und die Angst der andern ausbeuten, indem sie die bösen Geister vertreiben, Geisterkrankheiten heilen oder nötigen Falls Nachbarn und Feinde unter ihren Einfluß bringen zu können behaupten. In jedem Dorfe finden sich Geisterärzte von Beruf und werden bei allen wirklichen oder vermuteten Krankheiten zu Rate gezogen. Die gewöhnlichsten Krankheiten des Landes sind Malariafieber (sehr überwiegend), Dysenterie und Blattern. Zu Lampun fand ich viele Steinkranke. Auch Aussatz ist häufig. Die damit Behafteten dürfen nicht in ihren Ortschaften bleiben, sondern werden nach einem besonderen Dorfe verwiesen.

Ereignet sich in einer Familie ein Krankheitsfall, so werden zuerst die Geister versöhnt. Man bringt Opfer von Reis und Blumen und läßt wenigstens einen Tag lang in der Nähe des Kranken Kerzen brennen, ehe Arzneien gegeben werden können. Woraus letztere bestehen, habe ich nur in einem Falle entdecken können. Während ich nämlich in Muang Fang war, litt meines Wirtes kleine Tochter sehr an Schwären. Man schickte nach einer Frau, welche in einem Näpfchen eine dunkelfarbige Salbe mitbrachte und diese um die Körperstelle, wo die Sache ihrem Ausdrucke nach „in Blüte" war, aufstrich. In wenigen Minuten, sagte sie, würde der Schwär aufgehen. Kurz darauf öffnete sich derselbe wirklich, wozu, wie ich fest glaube, ein geringer Druck ihres Fingers beitrug, und ein reichlicher Ausfluß fand statt. Ich fragte, woraus die schnell wirkende Arznei bestehe, und erfuhr, es sei gebrannte Bananenschale, vermischt mit Frauenmilch und einer kleinen Menge des bei dem Betelkauen nötigen Kalkes.

Außer den bezahlten Berufsärzten giebt es in fast jeder Familie ein Privatmedium. Unsere Spiritisten würden gut thun, wenn sie ihre Aufmerksamkeit hierher lenkten; bei einem Volke, so ganz erfüllt mit Glauben an das Vorhandensein der Geisterwelt, mit der sie in beständigem Verkehr stehen, würden sie ein reiches Feld der Forschung finden. In der Familie des Tschau Hluang von Tschengmai z. B. war das Medium Fürstin Ubon Lawana, die Schwester der Gattin des Tschau, eine einfache, aber überspannte

Dame, mit der ich während meines Aufenthaltes daselbst in so freundschaftliche Beziehungen trat, daß ich oft mit ihr über ihre Verbindungen mit der Geisterwelt sprach. Es war jedoch sehr schwer, ihr eine Mitteilung zu entlocken, und auch Dr. Cheek, der mir oft zu helfen suchte, hatte nicht viel mehr Erfolg. Sie gab aber zu, daß man sich bei jeder schwierigen Lage in öffentlichen oder nichtöffentlichen Angelegenheiten an sie wende, damit sie die Geister befrage. In solchen Zeiten versetzt sie sich in große Erregtheit; sie umgiebt sich mit Tänzern, tanzt gelegentlich selbst mit und stößt hin und wieder kurze Sätze aus, welche als Geisterstimmen betrachtet werden. Meiner Meinung nach ist alsdann das Medium wirklich unter dem Einflusse von Geistern; aber die Geister sind anderer Art als die, mit denen sie zu verkehren vorgiebt — sicher ist es, daß die Tänzer, welche ihr beistehen, sich stets betrinken, wenn auch vielleicht die Fürstin selbst sich im Samschu nicht zu sehr gehen läßt.

Ich habe diese Geistertänzer mehrmals bei der Arbeit gesehen. Das eine Mal wurde die Frau des Häuptlings von Tschengmai krank, und Fürstin Ubon wurde ersucht, die Geister nach der Ursache dieses Vorfalles zu fragen. Nach langem Tanzen und Spendung der nötigen Trankopfer gefiel es dem Geiste, durch das fürstliche Medium folgende inhaltschwere Warnung kundzugeben: „Der Geist verbietet das Branntweinmonopol". Ohne Zweifel war dieser Ausspruch eine Eingebung von Geistern, aber sein Zusammenhang mit der Krankheit der Frau des Häuptlings war nicht so klar.

Ein anderes Mal sah ich die öffentliche Vorstellung eines Geistertanzes in den Straßen von Tschengmai. Ich schlenderte durch die Stadt und hörte in einer engen Gasse großen Lärm und rohe Musik. Ich ging hinzu und sah, wie ein Haufe Volks mit Tamtams und Flöten die wahnsinnigen Bewegungen zweier ältlichen Frauen begleitete, welche wild herumtanzten, sich das Haar rauften und in den höchsten Tönen kreischten. Das waren Geistertänzer von Beruf; sie sollten gegen Bezahlung die Geister von einem benachbarten Hause vertreiben.

Dieser außerordentliche Aberglaube der Leute erschwert es einem Fremden sehr, sich mit ihnen zu verständigen, sogar wenn sie freundlich gestimmt sind. Wenn irgend etwas nicht gut geht, wenn es z. B. zu viel oder zu wenig regnet, wenn jemand stirbt oder erkrankt, wenn die Tiger einen nächtlichen Raubzug unternehmen, wenn jemandes Büffel oder Elefant sich verläuft — da ist gewiß der Farang die Veranlassung; seine Gegenwart ist nicht nach dem Geschmacke der Geister, welche ihren Ärger dadurch zeigen, daß sie ein Unglück verursachen und sich im allgemeinen unangenehm bemerkbar machen. Die Eingeborenen sind alsdann nur zu bereit, den unglücklichen Farang zum Sündenbocke oder vielmehr zum Opfer zu machen. Wenn freilich die

Geister auch nur entfernt so unliebenswürdig gestimmte Wesen sind, wie die Laoten es glauben, bin ich nicht überrascht, daß sie allgemein verhaßt und gefürchtet sind.

Folgende Erzählung, deren Wahrheit von einem der Missionäre zu Tschengmai verbürgt wurde, zeigt die außerordentliche Gewalt, welche der Aberglaube über die Laoten hat. Es ereignet sich zuweilen, daß bei einer Leichenverbrennung nicht der ganze Körper in Asche verwandelt wird, sondern ein Teil — vermutlich von den Eingeweiden — zusammenbäckt und nur etwas verkohlt. Diese Erscheinung wird, wie die Laoten sagen, durch Stücken von Büffelfell, Holz oder durch andere unangenehme Gegenstände veranlaßt, welche ein Feind auf übernatürliche Weise irgendwann in den Körper der verstorbenen Person hineingeschmuggelt hat. Die Macht, eine solche unnachbarliche That zu vollbringen, heißt „Tjang-tu", und Personen, welche diese Macht besitzen, verbrennen dem Volksglauben nach aller sieben Tage Häute, Knochen oder Hörner verschiedener Tiere, aus deren Asche sich ein eigentümliches Insekt entwickelt. Dieses berührt alsdann den Körper der Person, die man schädigen will, indem es eine harte Masse mit sich führt, und verursacht ihren Tod. Bei der Verbrennung bleibt diese fremde Masse unverzehrt. Kurze Zeit vor meiner Ankunft hatten zwei Karen einem Laoten ein Musikinstrument abkaufen wollen; der Laote aber weigerte sich, dasselbe zu verkaufen. Zwei Tage darauf starb er, und als nach vierzehn Tagen seine Leiche verbrannt wurde, fand man in der Asche eine eigentümliche Masse, welche die Eingeborenen für den obersten Teil eben des fraglichen Instrumentes erklärten. Dies war Beweis genug, daß die beiden Karen das Tjang-tu besaßen, und sie wurden demgemäß hingerichtet. Die Siamesen haben vor dem Tjang-tu eine Totenangst und fürchten die Ausübung dieser geheimnisvollen Macht seitens der Laoten und Karen sehr.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Unzuverlässigkeit des Tschau — Unerwarteter Bundesgenosse — Stromaufwärts durch die Stromschnellen — Neue Täuschungen — Wieder in Muang Fang — Neujahrsfestlichkeiten — Fischfang — Der silberne Schlüssel — Fortschaffung meiner Trophäen — Tribut an die Priester — Anbetung Buddhas — Gelöbnis der Treue — Reinigung der Priester — Neue Verzögerung.

Es war jetzt mein Bestreben, nach Tschengmai zurückzukehren, und ich begab mich daher zu dem Häuptlinge, ihn um 30 Mann zu bitten, die mein Gepäck und meine Götzenbilder nach Muang Fang schaffen sollten. Derselbe erhob jedoch die gewöhnlichen Einwendungen und Entschuldigungen. Wie in jener bekannten Anekdote von der Königin Elisabeth und den Glöcknern, die bei einem Besuche Ihrer allergnädigsten Majestät als dreizehnten guten Grund für das Unterlassen des Läutens das Fehlen der Glocken anführten — aber dadurch von jener wahren Geschichte verschieden, daß der letzte Grund auf Unwahrheit beruhte —, schloß der Häuptling die Reihe seiner guten und schlechten Gründe, welche er gegen die Gewährung meiner Bitte vorbrachte, mit der unverschämten Behauptung, er habe keine Leute. Nach vielem Hin- und Herreden sah er jedoch ein, daß die einzige Möglichkeit, meinen eindringlichen Vorstellungen zu entgehen, darin bestand, mich durch Versprechungen hinzuhalten, und so verpflichtete er sich denn, mir nach einer Woche 30 Mann zur Verfügung zu stellen. Ich wußte recht gut, daß diese Zusage mir nur geringe Aussicht auf Erfüllung bot; denn die Laoten suchen sich durch Versprechungen, deren Erfüllung ihnen nicht allzusehr am Herzen liegt, aus jeder lästigen Lage zu befreien, und ich war daher nur wenig erstaunt, als mein Wirt mir einen oder zwei Tage später die Mitteilung machte, der Tschau sei nicht gesonnen, sich an seine Abmachung zu halten; aber meine Lage wurde noch hoffnungsloser, als er hinzufügte, der Radjawong und Radjaput arbeiteten mir entgegen und böten all ihren Einfluß auf, den Tschau in seiner Absicht zu bestärken. Ich ließ den letzteren daher daran erinnern, daß die ausbedungene Woche sich ihrem Ende zuneige und ich ernstliche Anstalten treffe, mich von ihm zu verabschieden, worauf mir die Antwort zu teil wurde, ich müsse mich mit 15 Mann zufrieden geben. Ich war jedoch fest entschlossen, auf diesen Vorschlag nicht einzugehen und ließ zurückmelden, ich könne die früher gestellte Forderung von 30 Kulis und 2 Booten nicht ermäßigen, und die Nichterfüllung derselben könne dem Tschau leicht Unannehmlichkeiten zuziehen.

Daraufhin wurde das große Gong geschlagen, und die Häuptlinge wurden zusammenberufen, um zu entscheiden, ob der Tschau sein gegebenes

Wort halten solle oder nicht. Seine beiden Söhne waren der Ansicht, ihr Herr und Vater sei keineswegs verpflichtet, seinem Versprechen nachzukommen; er selbst aber schlug vor, die Sache dadurch zu erledigen, daß er mir nochmals die Hälfte der verlangten Leute zur sofortigen Abreise anbiete und, um seine Würde zu wahren, die andere Hälfte nach Tatong nachfolgen zu lassen verspreche. Aber ich war zu gewitzigt, um in eine solche Falle zu gehen und hielt an der ursprünglichen Abmachung fest. Die Verhandlungen hätten sich ins Unendliche hinziehen können, wenn nicht glücklicherweise der Tschau Operat oder vielmehr die Gemahlin desselben den gordischen Knoten dadurch zerhauen hätte, daß sie mir anbot, mich selbst mit der nötigen Zahl Leute zu versehen und so von dem erleuchteten Tschau Hluang und seinen mir feindlich gesinnten Söhnen unabhängig zu machen. Mit einer Schnelligkeit, die Anerkennung verdient und mich zu dauerndem Danke verpflichtet, waren am folgenden Morgen, dem 7. April, vier mit 30 Kulis bemannte Boote des Tschau Operat zur Abfahrt nach Tatong bereit, und die Gemahlin desselben gab mir einen neuen Beweis ihrer freundlichen Gesinnung, indem sie mir einen Brief an den Verwalter ihrer Pisangpflanzung in Ban Mejau, einem kleinen, wenige Meilen stromaufwärts gelegenen Dorfe, überreichen ließ, welcher die Anweisung enthielt, mir eine Probe dieser köstlichen Frucht anzubieten.

Mit dem Abschiednehmen war der Mittag herangekommen, und unter den sengenden Strahlen der Mittagssonne brachen wir auf. Unsere Fahrt ging stromaufwärts und wurde durch die infolge kürzlicher Regengüsse verstärkte Strömung sehr erschwert. Um 5 Uhr nachmittags kamen wir in Ban Mejau an und brachten daselbst die Nacht zu, die sich unglücklicherweise wieder durch Regen auszeichnete. Ich sage „unglücklicherweise“; denn wir befanden uns gerade unterhalb einer Reihe von Stromschnellen, und jeder Zoll Regen vermehrte die Gewalt der Strömung, gegen welche wir anzukämpfen hatten. Der Fluß windet sich hier durch Felsen, die sich auf beiden Ufern fast senkrecht auftürmen und damit jede Möglichkeit ausschließen, die Boote oder ihre Ladung auf dem Landwege bis oberhalb der Stromschnellen zu befördern. Es bleibt also nichts übrig, als dieselben durch die Kraft der Arme und Beine durch das tosende Wasser zu schieben — eine mühevolle Arbeit, der sich die Mannschaft mit Mut und Ausdauer unterzog. Ab und zu sprangen einige derselben mitten zwischen zackigen Felsen, wo ein Straucheln oder Ausgleiten sicherer Tod schien, in den brausenden Strom und zogen die Boote mittelst Rohrtauen durch die Stromschnellen, wobei ihre Stimmen, während sie einander anfeuerten, oft selbst das Getöse der über die Felsen dahinstürzenden Wassermassen übertönten. Zweimal erhielt mein Boot eine Sturzwelle und war nahe daran zu kentern. An einer Stelle, wo das Ge-

fälle besonders stark war, mußte die gesamte Ladung aus den Booten entfernt und über die Felsen am Ufer eine Strecke fortgetragen werden, während die Boote unter wahnsinnigem Geschrei durch die Schnellen gezogen wurden. Fast drei Tage lang wiederholten sich diese Anstrengungen, und während dieser ganzen Zeit fanden wir keinen geeigneten Landungsplatz, so daß wir gezwungen waren, nachts im Flusse die Anker auszuwerfen. Schließlich erreichten wir eine Sandbank, wo ein Lagerfeuer angezündet und ein gemütliches Mahl hergerichtet werden konnte.

Am vierten Tage erreichten wir Tatong. Hier ließ ich drei Mann zur Beaufsichtigung der Boote zurück, begab mich mit den übrigen auf dem Landwege nach Muang Fang und sprach unterwegs in Mau Sua's Hütte vor. Allein dort wartete meiner eine neue Täuschung; denn ich erfuhr, daß Mau Sua während meiner Abwesenheit nichts geschossen hatte. Er entschuldigte sich auf meine Vorwürfe durch die Angabe, es sei ihm von Tschengmai der Befehl zugegangen, nichts für mich zu schießen, und fügte hinzu, die Bevölkerung sei überall angewiesen, mir alle nur möglichen Hindernisse in den Weg zu legen. Er zeigte mir auch wirklich einen Brief des Tschau Operat von Tschengmai vor, welcher gebot, die Befehle des Tschau Hluang nicht zu befolgen.

In Muang Fang fand ich Briefe von meinem lieben Freunde Dr. Cheek vor, in denen er mir die Mitteilung machte, er habe durch einen zuverlässigen Boten ein Schreiben des Häuptlings von Tschengmai übersandt, welches die Beamten sowohl hier wie in Muang Pau auffordere, mir Elefanten und Leute zur Verfügung zu stellen. Ich ließ sofort den alten Pya holen, der zu seinem großen Erstaunen und noch größerem Ärger die Wahrnehmung machte, daß es mir gelungen war, soviel Leute in Kiang Hai aufzutreiben. Unglücklicherweise war der Brief des Tschau erst in Muang Pau abgeliefert worden und von dort noch nicht hier angekommen. Sobald der alte Pya dies erfahren hatte, beschloß er sofort mich lahm zu legen. Kaum hatte er mich verlassen, als ich schon den unheilvollen Ton des Gong vernahm, welcher eine Versammlung berief, in der überlegt werden sollte, was mit dem „lästigen Fremden“ anzufangen sei. Man kam bald dahin überein, abwarten zu wollen, ob ich von Muang Pau aus unterstützt werde und, bis der Brief des Tschau ankomme, nichts zu unternehmen. Da ich überzeugt war, daß von Muang Pau keine Hülfe zu erwarten stand, so befand ich mich angesichts der Thatsache, daß ich 27 Mann in einem feindlichen Lager, wo Reis kaum zu haben war, zu unterhalten hatte, und jeder mir Hindernisse in den Weg zu legen suchte, in einer ziemlich verzweifelten Lage. Selbst die Thiere des Waldes schienen mein Verderben zu wollen; denn in der ersten Nacht nach meiner An-

kunft tötete ein Tiger einen Hund unter der Hütte, welche neben der meinigen lag, und man hielt mich natürlich allgemein für die Ursache dieses Unfalls. Gelang es auch glücklicherweise, den Räuber zu erlegen, so diente der Zwischenfall doch nicht dazu, mich in der Gunst des Volkes zu heben.

Doch die Aufmerksamkeit der Bevölkerung wurde bald von etwas anderem in Anspruch genommen. Der nächste Tag, der 12. April, war nämlich der erste Tag des neuen Jahres der Laoten und Siamesen, und an diesem und dem folgenden Tage war die Bevölkerung eifrig damit beschäftigt, aus Zucker und Reis Kuchen zu backen, allerlei Geschenke für die Priester bereit zu halten und die Vorbereitungen für ein allgemeines Fest am dritten Tage des Jahres zu treffen, in dessen Voraussicht die Priesterschaft durch eine Anzahl heiliger Männer aus den benachbarten Dörfern verstärkt wurde.

Der letzte Regen hatte den Fischfang begünstigt, und die Ufer des Flusses waren daher dicht mit Fischern besetzt, welche sich für die kommenden Festlichkeiten mit Vorrat an Fischen versehen wollten. Das gewöhnlich zum Fischfang gebrauchte Netz ist eine Art Wurf- oder Tauchnetz, welches an einer vorn gabelförmig auslaufenden Bambusstange befestigt ist und von dem selbst im Wasser stehenden Fischer in Vertiefungen getaucht wird, in denen er Fische vermutet. Von Zeit zu Zeit wird das Netz in die Höhe gezogen, und die Fische, von denen sich fast jedesmal einige in dem Netz gefangen haben, werden aus demselben entfernt. Die Zubereitung der morgens gefangenen Fische findet am Nachmittage statt, indem man ihnen nämlich den Kopf abschneidet, sie ausweidet, aufschneidet und auf Bambusstäben über einem Holzfeuer räuchert.

Ich hoffte aus der allgemeinen Teilnahme an den Neujahrsfestlichkeiten Nutzen zu ziehen und meine Leute dazu bringen zu können, mein Gepäck und besonders die Götzenbilder, die bis dahin meine Abreise verhindert hatten, fortzuschaffen. Zu dem Zwecke ließ ich jeden sich zum Aufbruche nach Muang Nai, dem nächsten Dorfe am Meping, bereit halten, und gedachte von dort aus die Reise nach Tschengmai auf dem Fluß fortzusetzen.

Auf irgend eine Weise war jedoch dem alten Pya meine Absicht hinterbracht worden. Er ließ daher den Führer der Leute von Kiang Hai zu sich kommen und schärfte ihm aufs strengste ein, unter keinen Umständen zuzugeben, daß seine Leute die Götzenbilder, welche noch als Schildwachen vor meiner Hütte standen, fortbrächten. So geschah es denn, daß, als ich den Befehl zum Aufbruch erteilte, der Führer der Kulis sich weigerte, seinen Leuten diesen Befehl kundzuthun. Nach und nach sammelte sich ein großer Volkshaufe um meine Hütte, von welchem sich viele über meine Lage lustig machten; im übrigen aber zeigten sie keine feindlichen Absichten, sondern sahen die Sache als einen köstlichen Scherz auf Kosten des Farang an. Alles

Zureden war nutzlos. Der Führer hielt sich an die Befehle des Pya und zwar nicht etwa, weil er sich das Geringste aus den Götzenbildern gemacht hätte, sondern weil er es für das Beste hielt, sich auf die Seite des Stärkeren zu schlagen. In dieser Not erinnerte ich mich eines guten Rates, den mir ein schlauer Amerikaner vor einigen Jahren in Buitenzorg auf Java gegeben hatte, daß nämlich der silberne Schlüssel jedes Schloß im Osten zu öffnen vermöge. Ich ergriff daher den widerstrebenden Führer am Arme, winkte Kao, mir in die Hütte zu folgen, und schenkte dem ersteren eine schöne goldgestickte Jacke und einige Rupien. Die Wirkung blieb nicht aus. Ohne ein Wort zu sagen verließ er die Hütte, setzte seinen Genossen in kurzen Worten auseinander, daß sie nicht den Befehlen des Pya Gehorsam schuldig seien, sondern die in Kiang Hai erhaltenen Vorschriften zu befolgen hätten, und hieß sie ruhig die Last auf ihre Schultern nehmen und aufbrechen. Etwa um 8 Uhr hatte ich die Genugthuung, meine Schätze außerhalb des Bereichs des Pya auf dem Wege nach Tschengmai zu sehen. Eine kurze Strecke begleitete ich die Kulis, gab ihnen die tröstliche Versicherung, daß sie in bestimmten Packeten Reis und Tabak für ihren eigenen Bedarf finden würden und versprach ihnen eine Zugabe an Geld, wenn sie ihre Sachen in gutem Zustande abliefern würden. Dann übertrug ich Yang die Aufsicht über dieselben und kehrte in das Dorf zurück, um den Festlichkeiten beizuwohnen.

Gegen 10 Uhr morgens zog die ganze Bevölkerung des Ortes, Männer, Weiber und Kinder, mit alleiniger Ausnahme der Säuglinge, nach dem Wat — oder vielmehr nach dem für den Augenblick aus Bambus errichteten Gebäude, welches mit einem so niedrigen Strohdache versehen war, daß ein Mensch nicht aufrecht darin stehen konnte, und welches das heilige Gebäude vorstellte —, um der Gottheit Opferspenden an Reis, Blumenkörben, Stücken Tuch, Wasserkrügen, Feuerwerk und sauber in Blätter eingewickelten Kuchen darzubringen. Diese Spenden wurden vor dem Wat auf der Erde niedergelegt, wo sich eine förmliche Ausstellung der verschiedenartigsten Gegenstände, die in mancher Beziehung einem Wohlthätigkeitsbazar des Westens nicht unähnlich war, so schnell entfaltete, daß die Priester nicht imstande waren, dieselben schnell genug aufzuheben und im Wat unterzubringen. Und dieses bescheidene Gebäude füllte sich in der That in kurzer Zeit buchstäblich bis zum Überfließen, sodaß ein Teil des Dargebrachten notwendigerweise auf dem Boden liegen bleiben mußte. Nachdem das Volk seine Opfer gespendet hatte, stellte es sich in vier getrennten Abteilungen in einem Halbkreise vor dem Wat auf, und zwar befanden sich eine Gruppe von Frauen auf jedem Flügel und zwei Gruppen von Männern in der Mitte. Zwischen den letzteren und der Vorderseite des Wat war ein ringsum offenes Zeltdach ausgespannt,

unter dem sich der Tschau und die Beamten niedergelassen hatten. Von den letzteren fiel besonders ein Fürst aus Tschengmai auf, welcher auf einem vielfarbigen, mit einem reichgestickten dreieckigen Kissen belegten Teppich liegend der Feierlichkeit beiwohnte. Hinter dem Halbkreise stand eine dritte Gruppe von Männern, welche entweder keine Buddhisten waren oder Sklaven oder Leute von untergeordneterem Range sein mochten; denn sie trugen nicht, wie die ganze übrige Versammlung, Blumen oder Kerzen.

Nachdem alle Opfer gehörig vor dem Wat niedergelegt waren, trat der Oberpriester vor und hielt eine lange Predigt, während deren er jedoch sein Gesicht hinter einem großen Fächer vor dem Volke verborgen hielt. Dann trat mein Wirt Nan Inta vor, ließ sich vor dem Tschau und den Beamten dem Wat gegenüber nieder und trug ein langes Gebet vor, dem die ganze Versammlung, mit Ausnahme der außerhalb des Halbkreises Stehenden, sitzend und mit Blumen in den gefalteten Händen lauschte. Die Blumen sollten den Lotos, der in Muang Fang nicht vorkommt, vertreten. Darauf wurde ein kleines, in gelbe Gewänder gehülltes Bild Buddhas von den Priestern aus dem Wat geholt und unter das Zeltdach gestellt, welches sich über dem Tschau und den Beamten ausbreitete. In diesem Augenblicke wandte sich die Mehrzahl der Anwesenden nach mir um und schaute mich an, der etwas außerhalb des Halbkreises zwischen einer Gruppe von Männern und Weibern dastand. Die Erinnerung an das Vorkommnis am Morgen, nämlich die Fortschaffung der Buddhafiguren, der sie sich so lange widersetzt hatten, an ihrem großen Festtage, war noch zu frisch in aller Gedächtnis, als daß sie ihnen bei dieser Gelegenheit nicht hätte einfallen sollen. Ich konnte nicht umhin zu lächeln und war herzlich froh, daß, was der alte Pya auch immer denken mochte, das Volk sich die Entführung seiner Götzen nicht zu sehr zu Herzen nahm.

Das Gewand wurde dem Buddha nun ausgezogen, und Männer und Weiber traten der Reihe nach vor und schütteten einen Krug Wasser über das Haupt desselben, bis derselbe so gründlich abgespült war, daß das Wasser in Strömen nach der Thür des Wat abfloß. Dann wurde er sorgfältig abgetrocknet, von den Priestern gekleidet und in das Wat zurückgetragen. Es folgte eine zweite Predigt, während deren die Versammlung sich unterhielt oder die Betelkästen in Ordnung brachte; dann wurde ein schmaler Streifen weißen Kalikos neben dem Wat aufgehißt, Nan Inta sprach abermals ein Gebet, alle Anwesenden zündeten die mitgebrachten Wachskerzen an und lauschten, die Kerzen in der einen, eine Blume in der anderen Hand, einer dritten von einem Priester gehaltenen Predigt. Den Schluß der Festlichkeit bildete das Abbrennen von Feuerwerk, welches in der Dunkelheit recht wirkungsvoll gewesen wäre, am Tage jedoch wenig zur

Geltung kam. Jedesmal wenn eine Rakete abgelassen wurde, ertönte das Gong, geschlagen, um die Aufmerksamkeit der Geister, denen man durch Feuerwerk eine besondere Huldigung darzubringen glaubt, auf dieselbe zu lenken.

So ging der Tag zu Ende. Am folgenden Morgen fand die Ablegung des Gelöbnisses der Treue gegen den Herrscher und die Reinigung der Priester statt. Bei beiden Feierlichkeiten spielt das Wasser eine hervorragende Rolle, und als ob das Wetter sich dem Feste hätte anpassen wollen, begann der Tag mit einem starken Gewitter. Mehrere hohe Bäume in unmittelbarer Nähe der Stadt wurden vom Blitze getroffen, und drei derselben fielen in geringer Entfernung von einander unter furchtbarem Krachen nach verschiedenen Richtungen zu Boden.

An dem Gelöbnis der Treue gegen den Häuptling sollten alle Männer des Distriktes Muang Fang teilnehmen. Sie hatten sich dazu das Haupthaar mit Ausnahme eines Büschels mitten auf dem Kopfe abrasieren lassen und kamen wieder mit Geschenken beladen, welche dieses Mal für ihre weltlichen Herren bestimmt waren. Jedermann hat irgend eine Gabe, wie gering sie auch sei, als Zeichen seiner Ergebenheit zu überreichen, und keiner, der es unterließe, könnte für den Rest des Jahres Rat und Hilfe von der Obrigkeit erwarten.

Während sie die Geschenke zu Füßen der versammelten Tschaus und Pyas einer nach dem anderen niederlegten, neigten sie ihr Haupt, welches von dem Pya oder seinem Gehülfen mit Wasser besprengt wurde. Dieselbe Formalität wiederholten dann die Männer bei den dienstthuenden Priestern, welche sich zu diesem Feste nicht nur das Haupthaar, sondern das ganze Gesicht mit Einschluß der Augenbrauen hatten rasieren lassen.

Diese doppelte Feier schloß die Neujahrsfestlichkeiten, und das Volk begann wieder seinen Beschäftigungen nachzugehen. An demselben Abende kehrten Yang und die Gepäckträger von Muang Nai zurück, wo sie die Buddhastatuen und mein übriges Gepäck sicher untergebracht hatten, so daß ich es auf meiner Rückreise dort abholen lassen konnte. Nachdem ich meinen Verpflichtungen gegen sie nachgekommen war, kehrten sie froh nach Kiang Hai zurück, und da mein Gepäck in Sicherheit war, wurde es auch für mich Zeit, ernstlich an meine Abreise zu denken. Von Muang Pau war nur ein Elefant für mich angekommen, und zwar ein weiblicher, der noch obendrein krank war. Aber — schlimmer als dieses — es zeigte sich, daß der Brief, durch den ich die Absichten meiner geheimen Feinde zu vereiteln gehofft hatte, nicht vom Tschau Operat von Tschengmai selbst, sondern nur von dessen Sekretär geschrieben war und auch das Siegel des letzteren trug. Als ich denselben durch Kao dem Pya zusandte, verlachte dieser nicht nur die Zumutung, ein solches durch das Siegel des Tschau

nicht beglaubigtes Schreiben zu beachten, sondern er bespie dasselbe sogar in Kaos Gegenwart und sandte es mir zurück. Ja, er fügte noch eine Beleidigung gegen mich hinzu, indem er mir sagen ließ, ich hätte ihm falsche Vorspiegelungen gemacht, und solle mich, wenn ich Lust hätte, nur auf meinem kranken weiblichen Elefanten davonmachen; denn von ihm selbst sei kein Beistand zu erwarten. Ich war wieder in großer Verlegenheit; ich hatte noch ziemlich viel Gepäck und konnte weder Elefanten noch Leute auftreiben, dasselbe fortschaffen zu lassen. Erniedrigte ich mich soweit, auf einem weiblichen Elefanten zu reiten, so setzte ich mich nur neuen Beleidigungen aus; ging ich zu Fuß fort, so mußte ich mein Gepäck zurücklassen, und es wären zweifellos vom Pya Leute ausgeschickt worden, um die Bevölkerung der umliegenden Gebiete gegen mich aufzureizen. Jeden Tag, den ich mich noch in Muang Fang aufhielt, geriet ich mehr und mehr in die Gewalt des alten Pya. Kao und Yang wurden unruhig und fürchteten, wir würden alle ermordet werden. In dieser Not blieb mir nichts anderes übrig, als in einem zweiten Briefe dem Dr. Cheek den Ernst meiner Lage zu schildern, ihm mitzuteilen, wie seine letzten Bemühungen, mich zu unterstützen, meine Lage nur verschlimmert hätten, weil das mir übersandte Schreiben nicht das Siegel des Tschau Operat von Tschengmai getragen habe, und die Bitte hinzuzufügen, mir einen in strengem Tone gehaltenen, gehörig gesiegelten Brief vom Tschau Operat von Tschengmai zu erwirken, der die Häuptlinge von Muang Fang zum Gehorsam zwinge.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Unangenehmer Zwischenfall — Mein Wirt Nan Inta — Endliche Erlösung — Abreise von Muang Fang — Die Quellen des Meping — Zurück nach Tschengmai. — Klage beim Tschau — Unglückliches Unternehmen — Frechheit der Kulis — Entschädigungsanspruch — Langwierige Anklage — Gewonnen — Versöhnungsanerbieten — Picknick in Doi sua tape — Feuerwerk für die Geister — Arbeiten in den Tiek-Wäldern — Philosophische Arbeiter — Tättowierter Birmane — Ränke einer Fürstin.

Die Unruhe und Ungewißheit darüber, welchen Erfolg der letzte nach Tschengmai gesandte Brief haben würde, raubte mir mehrere Nächte hindurch den Schlaf. Zwar war ich fest von der Zuverlässigkeit meines Hundes überzeugt und wußte, daß er keinen die Hütte betreten lassen würde, ohne uns gehörig gewarnt zu haben; aber die Stimmung des Volkes wurde mit jedem Tage gereizter. Ich fand nur selten höfliches Entgegenkommen und zu-

weilen sogar offene Grobheit, selbst bei denen, welche ich für ihre Dienste bezahlte; es fehlte nur wenig, so wäre der in der Asche glimmende Funke der Erbitterung zu offener Feindseligkeit angefacht worden. Ein unglückliches Ereignis ließ selbst meinen Wirt zu meinen Feinden übergehen. Obwohl Nan Inta bis zu einem gewissen Grade abergläubisch war und mir mehrere Male in ruhiger Weise vorgeworfen hatte, daß ich durch die Entfernung der Buddhastatuen den Zorn der Geister auf mich geladen habe, und obgleich ich wußte, daß er sich die Gunst der Pyas auf jede Weise zu erschleichen suchte, hatte mir der Alte doch eine gewisse Sympathie eingeflößt. Zeitweise war er sogar recht liebenswürdig in seinem Umgange gewesen und hatte zu Ehren meiner Anwesenheit in seinem Hause Tänze aufführen lassen. Zudem schien er zu sehr mit seiner Korbflechterei, seinen religiösen Pflichten und seinen Reisfeldern beschäftigt, als daß er noch ein unfreundliches Gefühl gegen mich hätte nähren können. Er war einer der geschäftigsten Laoten, die ich getroffen habe, und hatte immer irgend etwas zu thun. Am Morgen pflegte er zuerst einige Blumen zu sammeln, eine Schüssel mit Reis und Fischen damit zu schmücken und den Priestern sein tägliches Opfer darzubringen.



Nan Inta oder „Arai“, mein Wirt zu Muang Fang.

Nie habe ich bemerkt, daß er diese seine Pflicht vernachlässigt hätte, und ich beobachtete ihn stets, wenn er mit einem selbstzufriedenen Lächeln auf seinem gefälligen mephistophelischen Gesicht vom Wat zurückkehrte. Sein Porträt ist vollkommen ähnlich und zeigt ihn in seiner Lieblingsstellung, wie er auf meinen Ruf mit einem fragenden „Arai?“ (= Was giebt es?) in mein Gemach zu treten pflegte — ein Ausdruck, den ich als Spitzname für ihn anwendete. Seine Gesichtszüge sind bei alten Laoten der besseren Klassen nicht ungewöhnlich.

Nach dem ersten Mahle ging er in den Wald und schnitt Bambusstäbe zum Korbflechten, womit er sich oft halbe Tage lang beschäftigte. Außerdem hatte er seine Reisfelder zu bebauen, nach seinem Vieh zu sehen und seine religiösen Pflichten zu erfüllen.

Aber bei all seinen Tugenden ließ er sich doch von der allgemeinen Stimmung hinreißen, und als er sah, daß diese sich gegen mich wandte, ergriff er die erste Gelegenheit, seine allmählich zunehmende Kälte in offene Feindschaft übergehen zu lassen. Diese Gelegenheit bot sich ihm dar, als ein Tiger in einer Nacht einen seiner Hunde und jungen Stiere tötete. Das war für sein abergläubisches Gemüt ein unwiderleglicher Beweis meiner Schuld. Er hätte wohl nichts gethan, wenn das Vieh anderer angegriffen worden wäre; aber der Umstand, daß ein Tiger einen Stier seiner Herde unter seinem eigenen Hause, in dem ich wohnte, erwürgte, war ein vollgültiger Beweis, daß ich das Unglück heraufbeschworen hatte, und von dem Augenblicke an wurde er mein Feind. Sein Einfluß schien mit dem neuen Jahre zugenommen zu haben; denn als ich durch Kaos Beredsamkeit und mit Hülfe eines Backschisch auf eigene Faust ein Abkommen mit einigen Eingeborenen zu treffen suchte, wurde mir neben dem Tschau und dem Pya auch Nan Inta als eine Person genannt, deren strengen Befehl, mir jede Hülfe zu versagen, das Volk nicht zu mißachten wage.

Meine einzige Hoffnung bestand also in einer schnellen Hülfe von Tschengmai. Eine jener kleinen Rollen von Palmblättern, welche als Talisman das Siegel des Tschau trug, vermochte hier mehr als alle meine Vorstellungen, mehr als alles Knurren Talis und Kaos Beredsamkeit und mehr selbst als der sonst allmächtige Backschisch. Am 1. Mai schlug endlich die Stunde den Erlösung. Nach 17 Tagen langen Harrens, von den drohenden Gefahren gar nicht zu reden, erhielt ich den sehnlichst erwarteten Brief von Dr. Cheek nebst einem in scharfen Ausdrücken gehaltenen Schreiben des Tschau Operat von Tschengmai, welches die Häuptlinge und die Bevölkerung von Muang Fang anwies, mir Elefanten und Leute zur Verfügung zu stellen und mein Gepäck innerhalb 7 Tagen nach meiner Abreise in Tschengmai abzuliefern. Diesen Befehlen gegenüber waren der Tschau und Pya machtlos, und so standen bereits am folgenden Morgen 7 Elefanten zur Abreise bereit. Nachdem ich Yang und die Kulis mit dem Gepäck hatte aufbrechen lassen und ihnen den Befehl gegeben hatte, denjenigen Teil meiner Sammlungen, welcher bereits in Muang Nai war, von dort ebenfalls nach Tschengmai zu schaffen, schüttelte ich früh am Nachmittag leichten Herzens den Staub von Muang Fang von meinen Füßen und wandte mich westwärts, um womöglich die Quellen des Meping aufzufinden.

Unser Weg führte durch einen über 2000 Fuß (= ca. 600 m) hohen Paß, einen schmalen Pfad entlang, der, voll losen Gerölls, besonders den Elefanten den Aufstieg sehr erschwerte, da dieselben bei jedem Schritt, den sie vorwärts machten, häufig zwei Schritt zurückzugleiten schienen. Nach vielen Mühen erreichten wir am Ende des dritten Tages den Meping, der

hier nur ein kleiner Gießbach von kaum 20 Fuß (= ca. 6 m) Breite und einem Fuß Tiefe ist. Die Eingeborenen versicherten mich, man könne den Windungen seines Laufes mehrere Tage lang folgen, obwohl seine Quelle in Lao und nicht, wie man gewöhnlich annimmt, in den Niau-Staaten ist; aber sie teilten mir auch mit, die Lebensmittel seien unterwegs schwer zu beschaffen, und da wir uns nur für eine siebentägige Reise nach Tschengmai mit Mundvorrat versehen hatten, so mußte ich, wenn auch ungern, umkehren, und folgte nun dem Laufe des Flusses stromabwärts in südwestlicher und süd-süd-westlicher Richtung. Zwei Tage lang überschritten wir den Fluß mehrere Male des Tages, bis wir das am Ufer des Meping offenbar am höchsten gelegene kleine Dorf Muang Schandau erreichten. Nachdem wir noch Ban Pau — nicht zu verwechseln mit Muang Pau und Muang Kenn — passiert hatten, kamen wir am Nachmittage des 7. Mai in Tschengmai an. Während wir den Meping überschritten, stießen wir auf Dr. Cheek, der mir entgegengegangen war, um mich zu bewillkommnen. Derselbe stellte mir in freundlichster Weise ein früher von ihm bewohntes Haus zur Verfügung, welches er erst kürzlich mit einem am jenseitigen Ufer bequemer gelegenen Gebäude vertauscht hatte.

Am folgenden Morgen war mein erstes Geschäft, in Begleitung von Dr. Cheek, der sich erboten hatte den Dolmetscher zu spielen, dem Tschau meine Aufwartung zu machen.

Das Wort Dolmetscher wird, beiläufig, im Laotischen durch „tschau kra pien", wörtlich „einer, welcher Worte wechselt", wiedergegeben. Ich fürchtete nicht, daß Dr. Cheek diese Worte in einem Sinne auffassen würde, den man möglicherweise hineinlegen könnte, obwohl ich der Überzeugung war, daß manche der Schwierigkeiten, die mir bei früheren Gelegenheiten erwachsen waren, in der wissentlichen oder unwissentlichen Verdrehung meiner Worte im Munde des Dolmetschers ihren Grund gehabt hatten.

Der Häuptling war nicht in seinem Palaste, sondern in seinem Boothofe, wo er von einer durch ein Zeltdach geschützten Stelle aus den Bau verschiedener schöner Boote, die für seinen Besuch beim Könige von Siam in Bangkok hergestellt wurden, überwachte.

In einer Ecke des Hofes sah ich einen Chinesen in Ketten. Ich erfuhr, daß er früher ein Spielmonopol in Tschengmai gehabt, d. h. dem Häuptlinge jährlich eine bestimmte Summe für die alleinige Berechtigung bezahlt hatte, den Spielern Gelegenheit zur Ausübung ihres alles verschlingenden Zeitvertreibes geben zu dürfen. Ich begreife dabei allerdings nicht, wie es dem Chinesen möglich war, zu verhindern, daß die Einwohner von Tschengmai sich ohne seine Erlaubnis jenem Laster hingaben. Kurzum, in einer Nacht verlor ein reicher Chinese 8000 Rupien (= ca. 15200 Mk.), welche

er entweder nicht bezahlen konnte oder wollte, und für welche er dem Spielpächter eine Schuldverschreibung ausstellte. Als nun die Zeit herankam, zu welcher der letztere die Pachtsumme zu entrichten hatte, fehlten ihm infolge mehrerer Verluste die Mittel, und da sein Landsmann nicht zahlte, bat er den Häuptling, die Schuldverschreibung desselben an Zahlungsstatt anzunehmen und den Betrag vom Schuldner zu erheben. Des Häuptlings Weib jedoch, die in Kassenangelegenheiten offenbar ein Wort mitzureden hatte, und bei welcher der chinesische Schuldner in hoher Gunst stand, war über einen solchen Vorschlag geradezu empört und nahm dem armen Chinesen nicht nur sein Monopol, sondern ließ ihn noch obendrein in Ketten werfen, während der nicht zahlende Schuldner in Freiheit blieb.

Ich gab nun dem Häuptling einen ziemlich genauen Bericht von den Hindernissen, die mir besonders in Muang Fang und Muang Pau in den Weg gelegt worden waren. Offenen Mundes und ohne ein Wort zu erwidern hörte er dem Vortrage des Dr. Cheek zu und hätte wahrscheinlich die ganze Angelegenheit fallen lassen, wenn ich nicht einige Tage später, als mein Gepäck von Muang Fang ankam, die Wahrnehmung gemacht hätte, daß die Kulis, um ihre Last zu erleichtern, den Spiritus aus den Zinngefäßen gelassen hatten, welche meine naturwissenschaftlichen Sammlungen enthielten; letztere waren infolge dessen vollständig vertrocknet und verdorben. Mit unverschämter Frechheit gaben die Kulis an, es sei „von selbst" geschehen; es wundert mich nur, daß sie nicht zu ihrer Entschuldigung anführten, die Geister hätten die Hand im Spiele gehabt. Aber es war deutlich zu sehen, daß die Verpackung böswillig beschädigt war, und auf den Rat des Dr. Cheek sandte ich dem Tschau sofort eine Klage auf Entschädigung zu und zwar erstens dafür, daß man mich ohne Grund in Muang Fang zurückgehalten und an der Vervollständigung meiner Sammlungen von Vögeln und anderen Tiern gehindert hatte, und zweitens für die Vernichtung der wenigen Exemplare, die ich mit vieler Mühe zusammengebracht hatte.

Dieser Anspruch auf Entschädigung brachte natürlich meine Entführung der Buddhastatuen und die Handlungsweise der Pyas in Muang Pau und Muang Fang wieder zur Sprache. Es wurde eine allgemeine Versammlung der siamesischen und laotischen Beamten anberaumt, und ich sowohl als auch die Träger, welche mein Gepäck hergeschafft hatten, vor dieselbe geladen. Die Leute aus Muang Fang brachten ziemlich harte Klagen gegen mich vor. Sie gaben nämlich an, ich hätte die Tiger in die Niederlassung gelockt; denn nach meiner Abreise seien sie nicht mehr von denselben beunruhigt worden, unmittelbar nach meiner Rückkehr jedoch hätten sie sich wieder eingestellt u. s. w. Dagegen fragte ich, ob sie die Berechtigung hätten, irgend welchen Anspruch auf Rückgabe der Buddhastatuen zu erheben, und

erhielt die Antwort, daß dies nicht der Fall sei. Darauf erklärte ich, wenn ich mit den bösen Geistern im Bunde stände, so würde ich Tiger oder gar noch Schlimmeres ebenfalls nach Tschengmai gebracht haben und fragte, ob Dr. Cheek mit einem Menschen freundschaftlich verkehren würde, welcher dem Volke Schaden zufüge. Als ich dann noch die Beleidigung erwähnte, welche mir der Tschau in Muang Pau durch Übersendung eines kranken weiblichen Elefanten zum Reiten hatte widerfahren lassen und hinzufügte, wie der Pya von Muang Fang mit dem Schreiben des Sekretärs umgegangen war, hatte ich gewonnenes Spiel.

Weder der Tschau, noch der siamesische Kommissar Pra Udon wollten zugeben, daß ihre Würde oder die eines Fremden, den sie unter ihren Schutz genommen, geschmälert würde, und beschlossen, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern allen Schuldigen in der Umgegend eine strenge Rüge zu erteilen. Die Unterhandlungen wegen meiner Entschädigungsansprüche, und die Untersuchung der gegenseitigen Beschuldigungen zwischen mir und deu Tschaus dauerte nahezu drei Wochen. Der siamesische Kommissar wurde von Pya Nai, einem der Sekretäre des Häuptlings, und Tschau Radjasampan, dem verständnisvollsten der laotischen Fürsten, unterstützt. Der letztere war ein durchaus offener Charakter. Er gab zu, daß der Pya, welcher den Brief des Häuptlings angespuckt hatte, sein eigener Bruder sei, und obwohl er denselben in brüderlicher Liebe zu entschuldigen versuchte, konnte er doch nicht umhin einzugestehen, derselbe sei ein „großer Schurke", der schon mehr als einmal Strafe verdient habe. Schließlich bot mir der Tschau an, die Sache dadurch beizulegen, daß ich einem Puk Quan beiwohne, einem Feste, bei dem alle Fürsten des Distriktes zugegen sein, meine Hände zur Versöhnung mit den beleidigten Geistern mit Stricken umwunden, und mir außer einer Blumenpyramide einige alte laotische Silbermünzen, genannt Nan tok*), als Zeichen der Freundschaft des Volkes gegeben werden sollten. Ich erfuhr jedoch, daß mehrere Tage und vielleicht Wochen vergehen würden, ehe alle Vorbereitungen zu diesem Feste getroffen seien, und da ich, der langen Unterhandlungen überdrüssig, möglichst bald nach Bangkok zurückzukehren wünschte, so lehnte ich das Anerbieten ab.

Ich bedaure freilich sehr, daß ich, wie groß der Zeitverlust auch hätte sein mögen, diese Art den Streit zu schlichten, ausgeschlagen habe; denn einerseits wäre es interessant gewesen, einem Puk Quan beizuwohnen und handelnd in demselben aufzutreten, andererseits hätte es den Tschaus geschmeichelt. Ich hätte, wie ich später erfuhr, für immer den Leuten, welche

*) Wert ungefähr je 6 Mk.

mich als Feind betrachteten, den Mund gestopft, während mich jetzt ihre falschen Anklagen selbst bis nach Bangkok verfolgten.

Die Verhandlungen wurden in sehr angenehmer Weise durch ein religiöses laotisches Fest unterbrochen, welches meine Wirte, die Missionäre, und ich zu einem sogenannten Picknick benutzten. Unmittelbar hinter der Stadt Tschengmai erhebt sich der Berg Doi sua tape, an dessen Abhange, etwa 2700 Fuß (= ca. 810 m) über dem Meeresspiegel ein berühmter Tempel steht. Diesen Platz beschlossen wir zu besuchen, und da die Damen der Missionäre für ein kräftiges Frühstück gesorgt hatten, bat ich den Häuptling um sieben Elefanten. Dr. Cheek hatte mir nämlich einen wertvollen Wink gegeben, der, wenn ich ihn gekannt hätte, mir auf meinen früheren Reisen sehr zu statten gekommen wäre — nämlich stets eine größere Anzahl Elefanten und Kulis zu verlangen, als man in Wirklichkeit gebraucht, da es bei den Eingeborenen Sitte ist, jede Forderung um einen bedeutenden Teil zu kürzen. Statt der sieben Elefanten erhielt ich nur fünf — genau die Zahl, welche wir nötig hatten. So brachen wir denn mit Sonnenaufgang, bei dem herrlichsten Wetter auf. Wir folgten einer großen Prozession Eingeborener, Männer und Weiber, Priester und Laien, die dasselbe Ziel hatten wie wir, nämlich den Tempel auf dem Doi sua tape.

Das Ersteigen der steilen Anhöhe nahm volle drei Stunden in Anspruch, und als wir den Tempel erreichten, war eine große Menge Eingeborener — meiner Schätzung nach über 1000 — bereits oben und damit beschäftigt, den Geistern Friedensopfer darzubringen und fromme Gebete zu Buddha emporzusenden. Die Frauen trugen Blumen, die sie in geschmackvoller Anordnung auf dem Altare niederlegten und opferten Kuchen und Reis, als ob die zahlreichen im Tempel befindlichen Buddhastatuen der Nahrung bedürften. Die Männer brachten Wachskerzen dar, welche sie angezündet vor den Götzenbildern aufstellten, kleideten die Figuren in gelbe Gewänder oder übergaben den Priestern kleine Stücken Blattgold, welche von denselben zum Schmucke der größten Figur verwandt wurden.

In der Mitte des Tempelbezirkes ragt ein großes, wie der Tempel selbst, stark vergoldetes Pratschedi über den Kronen der Bäume hervor; es hob sich in der Sonne glänzend hell von dem dunkeln Walde im Hintergrunde des Tempels ab. Unzählige Tungs oder Fähnchen flatterten nur wenige Schritte von einander lustig im Winde und hingen von jedem Vorsprunge des heiligen Gebäudes, wo man dieselben hatte anbringen können, herab. In und vor dem Tempel wurde fortwährend Gottesdienst, und außerhalb des eigentlichen Tempelbezirkes wurde ein vollständiger Jahrmarkt abgehalten. Alle Augenblicke wurden Raketen abgebrannt, über deren zischendes Emporsteigen und schließliches Zerknallen sich die

Jugend höchlich ergötzte, obwohl man wegen des hellen Sonnenscheines wenig oder gar nichts von denselben sehen konnte, während die älteren Zuschauer in jeder aufsteigenden Rakete ein neues den Geistern dargebrachtes Opfer erblickten.

Das Plateau, auf welchem der Tempel liegt, bietet eine herrliche Aussicht auf die in der Ferne von Wäldern eingefaßte Ebene von Tschengmai dar.


Tättowierter Birmane.

Ehe ich Tschengmai verließ, besichtigte ich noch die Gewinnung des Bauholzes in den Tiekwäldern, von denen die besten in Mi Long Gui, westlich von Tschengmai, liegen. Dieselben werden von den Fürsten, welche das alleinige Recht besitzen, dieselben auszunützen, an Holzhändler verpachtet. Als Arbeiter in denselben werden gewöhnlich Komos beschäftigt, deren Gebiet östlich von Tschengmai, jenseits des Mekong liegt. Ihre Farbe ist dunkler als die der Laoten, ihre Gestalt klein, aber sehr muskulös, und besonders sind die Beine stark ausgebildet. Sie glauben nicht an ein höchstes Wesen, verehren dagegen die Geister ihrer Vorfahren. Diese Leute werden gewöhnlich auf einen Zeitraum von drei Jahren angeworben und erhalten als Lohn für ihre mühevolle Arbeit während dieser Zeit die lächerlich geringe Summe von 80 Rupien (= ca. 152 Mk.); dazu werden sie noch oft von den Pächtern gewöhnlicher Sorte um einen Teil ihres Verdienstes betrogen. Für die Erlaubnis, einen auf drei Jahre gemieteten Komo in den Tiekwäldern zu beschäftigen, muß der Holzpächter nämlich

12 Rupien an den Tschau Radjasampan entrichten, und diese werden dem Arbeiter nicht selten an seinem sauer verdienten Lohne gekürzt. Diese einfachen Bergbewohner nehmen bei ihrer Rückkehr nicht etwa das verdiente Geld mit in ihre Heimat, sondern legen es in einem jener vielgepriesenen Gongs an, welche von den roten Karen verfertigt werden. Wenn wir das Geld mit in unsere Heimat nehmen, sagen sie sich in ihrer Weisheit, so wird es jeden Tag weniger, bis es schließlich vollständig ausgegeben ist, während wir den Gong bewahren und seinen herrlichen Ton täglich hören können.

Die Wälder werden fast ausschließlich von Händlern aus Britisch-Birma gepachtet, und es giebt daher eine förmliche birmanische Kolonie in Tschengmai. Von einem sehr sorgfältig tättowierten Birmanen habe ich die eingefügte Skizze entworfen. Man sieht, die Figuren sind den bei den Laoten beliebten sehr ähnlich, nur finden sich einige derselben auch über den Oberkörper hin zerstreut.

Zur Zeit meines Besuchs waren die Mitglieder der birmanischen Kolonie in großer Angst, es könne ihnen ebenso ergehen, wie einem ihrer Landsleute, der kürzlich ermordet worden war. Es war jedoch wenig Grund zu dieser Befürchtung vorhanden, vorausgesetzt, daß sie sich hüteten, das Beispiel ihres Genossen nachzuahmen; ihn hatte sein Schicksal ereilt, weil er mit einer laotischen Fürstin in zu vertrautem Verkehr stand, und zwar war dies keine andere, als die „Spiritistin“ Tschau Ubon Lawana.

Dieselbe hatte zu verschiedenen Zeiten viele Gatten und Liebhaber gehabt, deren sie sich nach Gefallen entledigte: Zuerst einen siamesischen Beamten, dann einen Niau (den Erzieher ihrer Kinder), darauf einen laotischen Fürsten und dann einen Birmanen, der jedoch nicht getötet, sondern von den Behörden über die Grenze gebracht wurde mit der höflichen Andeutung, er brauche sich seine Rückkehr nicht allzusehr angelegen sein zu lassen. Sie schien an Birmanen besonderes Gefallen gefunden zu haben; denn ihr letzter Geliebter war wieder ein Birmane, welcher einen Tiekwald gepachtet hatte. Ihre Aufführung erregte jedoch bei der Frau des Häuptlings, der eigenen Schwester der Spiritistin, und dem Sohne desselben Anstoß, und sie beschlossen den Birmanen zu ermorden. Die Ausführung dieses Entschlusses gelang ohne viele Schwierigkeiten und war nichts Auffallendes für den, der das Laogesetz kannte, daß eine laotische Fürstin nur einen laotischen Fürsten königlichen Blutes heiraten darf.

Vor meiner Abreise besuchte ich Tschau Ubon mehrere Male und fand sie unter Sklavinnen, welche Seide zu Kleiderstoffen verarbeiteten, mit Sticken von Kissen beschäftigt. Trotz ihrer spiritistischen Neigungen und ihrer ga-

lanten Abenteuer stand sie auf sehr gutem Fuße mit den Missionären, und zwar nicht etwa, weil sie an ihre Lehren glaubte, sondern weil sie den Vorteil erkannte, den der Verkehr mit Fremden mit sich bringt.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Abreise von Tschengmai — Den Meping hinab — Sinnreiche Bewässerung — Dorf für Aussätzige — Durch einen tiefen Schlund — Vorbereitung zum Passieren der Stromschnellen — Merkwürdiger Bestandteil des Schießpulvers — Eigentümlich vom Wasser zernagte Felsen — Stromabwärts durch die Stromschnellen — Bau der siamesischen Boote — Nochmals Raheng — Nachlässigkeit der Eingeborenen — Siamesische Landungsplätze — Kamp heng — Tschainat — Ayuthia — Bangkok — Ursprung der Stadt — Geschichte der gegenwärtigen siamesischen Dynastie — Überführung der Gebeine der früheren Könige.

Am 28. Mai verließ ich Tschengmai, und Dr. Cheek fügte beim Abschied zu den mir früher erwiesenen Gefälligkeiten die neue, mir ein höchst bequemes, auf seiner eigenen Werft erbautes Boot zur Verfügung zu stellen, so daß ich Gelegenheit hatte, die Verbesserungen, welche er im Bootbau angebracht hatte, schätzen zu lernen. Der Häuptling versah mich mit Briefen, welche die Erlaubnis enthielten, sein Gebiet zu passieren, und die Lotsen in Mutka anwiesen, mir bei der Fahrt über die Stromschnellen Beistand zu leisten.

Unterhalb Tschengmai wird der Fluß eine große Strecke weit von Dörfern und den nie endigenden Reisfeldern, Betelnuß- und Kakaopalmenpflanzungen eingefaßt. Die Bewässerung derselben geschieht durch eigentümliche, aus Bambus gebaute Wasserräder, an denen kurze, dicke Bambusstäbe zugleich als Schaufeln und Heber dienen. Jedesmal, wenn sie in das Wasser tauchen, füllen sie sich mit Wasser, welches sie auf der anderen Seite des Rades in eine ebenfalls aus Bambus hergestellte Leitung entleeren, welche es den Pflanzungen zuführt. Die Erfindung ist sinnreich und einfach und wirkt, natürlich selbstthätig, so lange soviel Wasser im Flusse ist, daß die Schaufeln etwa einen oder zwei Zoll (= ca. 25—50 mm) unter die Oberfläche desselben hinabreichen.

Mit den Wasserrädern wechselten Fischkörbe ab, die denen an der Küste nicht unähnlich waren, und oft ein ernstes Hindernis für die Schiffahrt bildeten.

Am zweiten Tage erreichten wir Ban Tapi, ein Dorf für Aussätzige, eine lebende Grabstätte, welche von 5—600 Kranken und Krüppeln bewohnt wird. Ihr Anblick war ekel- und mitleiderregend zu gleicher Zeit. Der stiere Blick des nahen Todes war schon in ihren Augen, während Gesicht, Hände und Füße durch die schreckliche Krankheit, mit der sie behaftet waren, abfaulten.

Eine andere Tagereise brachte uns nach Muang Hawt, einem wegen seiner sechszehigen Hühner bekannten Dorfe, welches eine Haltestation auf dem Wege nach Mulmen ist. Die Ufer des Flusses werden hier von Kalksteinbergen eingefaßt, die sich wie Silhouetten an dem hellen, blauen Himmel abheben und bis zum Gipfel in wildem, aber bezauberndem Durcheinander mit Bäumen und Sträuchern bewachsen sind. Die Klippen wimmelten von Fledermäusen und Schwalben, die lustig ihre in den weichen Stein eingegrabenen Nester umflatterten. Aber wir hatten keine Zeit mehr, die Schönheiten des Flußlaufes zu genießen; denn schon wurde die Strömung stärker und stärker und erforderte die größte Aufmerksamkeit, unser Boot durch die verräterischen Felsen zu steuern, da wir mit rasender Geschwindigkeit einer Reihe von Stromschnellen (im Ganzen 32) zugetrieben wurden. Um drei Uhr Nachmittags kamen wir in Mutka an, und ich suchte sofort den Pya auf, um meinen „Paß" vorzuzeigen und die Vorbereitungen für die Fahrt durch die Stromschnellen treffen zu lassen. Um das Eindringen des Wassers bei der Fahrt durch die tosende Brandung zu verhüten, werden die Boote nämlich mit einer doppelten Schutzvorrichtung um den Bug versehen. Der Pya war sehr aufmerksam und dankbar für die Kleinigkeit von 5 Rupien (= ca. 9,5 Mk.), welche ich ihm anbot, und die er mit der Bemerkung, das Geld sei augenblicklich sehr rar, annahm.

Früh am nächsten Morgen setzten wir die Reise stromabwärts fort, nachdem wir für jedes Boot einen Steuermann und zwei Lotsen an Bord genommen hatten. Im Flusse schwammen verschiedene tote Büffel, von denen einige auf ihrer raschen Fahrt dem Meere zu Geiern zum Fraße dienten. Nach Aussage der Eingeborenen hatte eine schwere Seuche viele Hunderte von Rindern dahingerafft, und manche Dörfer schwer heimgesucht. Affen trieben sich in großer Zahl in den Bäumen am Ufer umher, und Riesenkraniche und andere Wasservögel belebten schaarenweise den Fluß; ungefähr 3 Meilen unterhalb Mutka erreichten wir den ersten „Kong" (= Stromschnelle), unterhalb dessen das kleine Dorf Ban Kau liegt. Die Einwohner desselben ernähren sich durch Fabrikation von Schießpulver, wozu sie die in den zahlreichen Höhlen der Nachbarschaft gesammelten Exkremente der Fledermäuse verwenden.

Zwei bis drei Stunden weiter treten die Kalksteinfelsen, fast senkrecht

abfallend, unmittelbar an den Fluß heran. Die Schichten derselben sind in merkwürdiger Weise verdreht und liegen zuweilen fast rechtwinklig zu einander. Wo die Schichten horizontal sind, am Rande des Wassers, hat der Strom tiefe enge Spalten ausgehöhlt, welche dem Felsen das Aussehen einer ungeheuren Menge fein gearbeiteter Simse geben. Die Nacht brachten wir in Keng Soi zu, einem Dorfe, welches nach einer Stromschnelle benannt ist oder dieser seinen Namen gegeben hat. In der Nähe desselben auf der Spitze eines Berges auf dem rechten Ufer des Flusses steht ein Wat und ein Pratschedi, welche beide viele Meilen weit stromauf, wie stromabwärts sichtbar sind. So lange der Berg in Sicht war, pflegte sich mein Steuermann jedes Mal, wenn eine Stromschnelle passiert war, mit gefalteten und an die Stirn gehaltenen Händen gegen denselben zu verneigen.

Unterhalb Keng Soi wurde die Szenerie an den Ufern noch grotesker — ein Zeichen, daß wir uns noch wilderen Wasserfällen näherten. Es war ein herrlicher Anblick. Bei jeder Biegung des Flusses, der gerade hier scharfe Drehungen macht, scheint sich die Landschaft zu verändern, je nachdem die wilde Erhabenheit des Vordergrundes vorherrscht, oder dieselbe unter dem mildernden Einfluß der Entfernung erscheint.

An den Biegungen des Flusses liegen ungeheure Felsblöcke, die mit unwiderstehlicher Gewalt durch Wasserfluten von den benachbarten Bergen herabgeschwemmt sind, und wir nähern uns schnell Doi Omlo, der schwierigsten und gefährlichsten der Schnellen. Es erfordert Kraft und Geschicklichkeit, die im Flusse liegenden Felsen zu vermeiden; denn derselbe macht eine so scharfe Biegung, daß die vereinte Kraft mehrerer Männer nötig ist, das Steuer an seinem Platze zu erhalten. Während wir diese Biegung in rascher Fahrt passierten, wurde mein Boot von den fortwährenden Strudeln im Kreise gedreht und trieb, die Breitseite nach vorn, den Felsen zu. Und in der That entgingen wir einem Zusammenstoße mit denselben, welcher den stärksten Bambus zertrümmert haben würde, nur durch die Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit der Bemannung, von denen einige im Mittelschiff stehend vermittelst langer Stangen das Schiff so drehten, daß es seinem großen Steuer wieder gehorchte. Das zweite Boot wurde zu nahe an das Ufer getrieben; das Attap-Dach*) der Kajüte wurde von den herabhängenden Baumzweigen erfaßt und abgestreift, wobei unglücklicherweise einer der Lotsen in den brausenden Strom fiel. Es ist ein Wunder, daß er nicht ertrank; aber zu seinem Glück befand er sich in der Nähe des Ufers,

---

*) Nach gütiger Mitteilung des Herrn Verfassers besteht ein Attap-Dach entweder aus gespaltenen Blättern der Nipapalme oder aus Fasern vom Stamme der Anaupalme; letztere sehen wie Pferdehaare aus. Vgl. auch das Werk des Verfassers „The Head-Hunters of Borneo“, p. 348.



In den Stromschnellen.

und es gelang ihm, dasselbe zu erreichen. Er folgte uns zu Lande etwa zwei Meilen weit und wurde dann mit heiler, wenn auch nasser, Haut wie-

der an Bord genommen. Als die Gefahr glücklich überstanden war, brachten die Steuerleute dem Berggeiste ein kurzes Dankgebet dar.

Die gewöhnlich von den Eingeborenen zum Befahren der Stromschnellen gebrauchten, etwa 30—60 Fuß langen Boote sind flach gebaut, ohne Kiel. Der untere Teil des Rumpfes besteht aus einem einzigen Tiekstamme*) und wird mit dem Beile ausgehöhlt — ein langwieriges und schweres Stück Arbeit. Dann werden hölzerne Balken quer durch den hohlen Baumstamm gelegt, der Rumpf wird 1—2 Fuß hoch emporgehoben, und ein Feuer unter demselben angezündet. Dadurch dehnen sich die Seiten aus, die Querhölzer werden durch größere ersetzt und geben dem Boote Festigkeit und seine Gestalt. Dann wird ein langes an beiden Enden offenes Bordhaus aus Bambus in der Mitte des Schiffes 4—5 Fuß über Deck erbaut; ein hohes, vorspringendes Hinterteil, aus dem ein enorm großes als Steuer dienendes Ruder hervorragt, wird hinzugefügt, und über demselben ein zweites Haus für den Steuermann etwas höher, als das erste, gebaut und mit einem dreibeinigen Stuhle versehen, von dem aus der Steuernde freien Ausblick hat.

Diese Boote eignen sich vorzüglich zu dem Zwecke, für den sie erbaut werden. Als ein neuer atlantischer Dampfer auf eine Sandbank geriet und in kurzer Zeit zertrümmert wurde, entgegnete der Erbauer desselben auf die Ausbrüche des Erstaunens, das der schnelle Zusammenbruch desselben wachgerufen hatte, das Schiff sei gebaut, auf dem Wasser zu fahren und nicht auf dem Lande. Die laotischen Boote dagegen sind gerade für diesen letzteren Fall eingerichtet. Die oberen Stellen der Flußkrümmungen sind voll von Felsen und Sandbänken, und diese zähen, festen, flachen Boote eignen sich vorzüglich dazu, über solche Hindernisse ohne ernste Beschädigung hinwegzukommen. Sie haben niemals Segel, sondern schwimmen mit dem Strome, oder werden durch Ruder gegen denselben fortbewegt.

Wenn sie auf den Grund fahren oder zwischen Felsen geraten, welche nur einen engen Weg freilassen, so werden die Ruder eingezogen; die Steuerleute und Lotsen nehmen lange, vorn mit einer eisernen Gabel versehene Bambusstangen zur Hand und bringen mit Hilfe derselben, indem sie an den Felsen oder auf dem Grunde einen Halt suchen, die Boote über jede schwierige Stelle hinweg. Es gehört allerdings lange Übung und große Geschicklichkeit dazu, bei der pfeilschnellen Fahrt jede Gelegenheit zu erfassen, um dem Schiffe seine Richtung zu geben.

---

*) Die Schiffsbauer haben die Berechtigung, in den Wäldern Bäume zum Bau von Booten zu fällen; sie bezahlen immer nur jeden fünften Stamm. Dafür müssen sie die Fürsten auf Verlangen stets ohne Entschädigung mit Booten versorgen.

In Mutka werden die Schiffe, bevor sie die Stromschnellen passieren, mit besonderer Schutzvorrichtung versehen, um sie in den Stand zu setzen, das Hinunterschießen in das tosende Wasser auszuhalten und sie vor einer Sturzsee zu bewahren.

Das Boot von Dr. Cheek, welches mit einem solchen doppelten Bord versehen wurde, passierte glücklich alle Stromschnellen und brachte mich wohlbehalten nach Raheng. Hier vertauschte ich dasselbe gegen ein größeres mir vom Prinzen Devan gesandtes Boot, in welchem ich von Bangkok aus stromaufwärts gefahren war. Während meiner Landreise nach Tschengmai hatte ich dasselbe dem Gouverneur übergeben, welcher mir versprochen hatte, es während meiner Abwesenheit gehörig unterbringen zu lassen. Aber der Gouverneur, welcher sich nach Bangkok begeben hatte, um an Festlichkeiten teilzunehmen, hatte die ganze Angelegenheit vergessen, und so fand ich mein Boot auf derselben Sandbank wieder vor, auf welcher ich bei meiner Landung angelegt hatte. Seine Seetüchtigkeit hatte durch die Lage, in der es während der trockenen Jahreszeit den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen war, keineswegs zugenommen, und als es wieder flott gemacht wurde, leckte es so stark, daß ein halbes Dutzend Leute zwei Tage lang zu thun hatten, um es zu kalfatern, zu streichen und sonst wieder in Ordnung zu bringen.

Nirgends in Siam, mit Ausnahme natürlich der Hauptstadt Bangkok selbst, giebt es einen eigentlichen Landungsplatz, obwohl in den höher gelegenen Teilen des Landes der Fluß der hauptsächlichste und nicht selten der einzige Verkehrsweg ist. Es ist merkwürdig, daß in einem Land, wo jedermann vom höchsten Beamten bis zum niedrigsten Kuli ein Boot besitzt, welches gewissermaßen zum Hausrat des Eingeborenen gehört, niemand auf den Gedanken gekommen ist, eine Landungsbrücke zu bauen oder wenigstens einen gangbaren Pfad zwischen dem Ankerplatz seines Bootes und seinem Hause herzustellen. Im Notfalle bedient man sich einer morschen Bambusleiter, welche gewöhnlich mehr hindert als unterstützt, um das steile Ufer während der trockenen Jahreszeit zu erklimmen. Aber in den meisten Fällen muß man das Ufer auf allen Vieren erklettern — bei nassem Wetter, wenn der Schmutz mehrere Zoll tief ist, ein nicht gerade angenehmes Unternehmen. In der trockenen Jahreszeit ist es fast ebenso schlimm, wenn nicht in mancher Beziehung noch schlimmer; denn die Eingeborenen verlassen sich auf Jupiter Pluvius als den Universalreiniger. Wenn er den Regen in Strömen herniedersendet, kann der Schmutz möglicherweise weggeschwemmt werden; wenn er seine Hand nicht aufthut, bereiten ihm die Eingeborenen ein gutes Stück Arbeit für seinen nächsten Besuch vor, indem sie Unrat jeder Art einfach auf den Boden werfen, sodaß der Weg zum Ufer stets

durch Schmutz führt, sei derselbe naß oder in Gestalt von Staub. Selbst in einem so wichtigen Orte wie Raheng ist keine Vorrichtung vorhanden, die Landung irgendwie zu erleichtern. Da das Wasser seit meiner Landung stetig gefallen war, so hatte man das Boot von Prinz Devan einfach auf der Sandbank liegen lassen, auf welche ich es bei meiner Ankunft getrieben hatte, und dort fand ich dasselbe wieder vor.

Die Regenzeit hatte jetzt jedoch ernstlich begonnen, und der Menam stieg rasch bis zur Fluthöhe.

Wir brachen daher auf und gelangten über Kamp heng, Tschainat und Ayuthia nach Bangkok. Tausende von Vögeln — Reiher, Pelikane, Kraniche und andere — fanden um diese Zeit reiche Beute unter den Wanderfischen, welche jetzt im Begriffe waren zu laichen.

In Kamp heng war der Gouverneur, wie in Raheng, zum Besuche in Bangkok. Seine Wohnung war zeitweise in einen Tanzsaal und ein Theater umgewandelt, und als ich dieselbe aufsuchte, sah ich etwa ein Dutzend junger Mädchen eifrig mit der Einübung eines Theaterstückes für die Festlichkeiten in Bangkok, an denen sie späterhin teilnehmen sollten, beschäftigt.

In Tschainat müssen sich alle aus dem Inneren kommenden Boote einer Kontrole unterziehen, um einen Zoll zu entrichten, mit dessen Erhebung ein alter Chinese betraut ist.

In Ayuthia hielt ich mich nur auf, um dem alten tauben Gouverneur, einem freundlichen Herrn von 79 Jahren, meine Aufwartung zu machen, und erreichte am 14. Juni (1882) Bangkok, wo die Feier des hundertjährigen Bestehens der Stadt bereits in vollem Gange war.

Unter der Regierung des Königs Pra Puttha Yot Fa Tschulalok, des Gründers der gegenwärtigen Dynastie, wurde Bangkok, nachdem Ayuthia während der Unruhen unter den früheren Königen teilweise zerstört worden war, unter folgenden Umständen Hauptstadt von Siam.

Den siamesischen Berichten gemäß bestieg einst der Herrscher einen königlichen Elefanten, die in Trümmern liegende Hauptstadt zu besichtigen. Der traurige Anblick derselben erfüllte ihn mit Wehmut, und er beschloß, die Stadt in ihrer früheren Größe wieder aufzubauen. Zu dem Zwecke berief er die Bürger des Königreiches, die Priester und die Lehrer zusammen, und schlug ihnen vor, eine königliche Regierung mit erblicher Thronfolge einzusetzen, Krung Tape Maha Nakaun Sri Ayuthia wieder aufzubauen und zur Hauptstadt des neuen Königreichs zu erheben. Da träumte er eines Nachts, die früheren Herrscher vertrieben ihn aus der Stadt und wollten nicht dulden, daß er sich noch länger in derselben aufhalte. Diesen Traum teilte er am nächsten Morgen seinen Edlen mit und bemerkte dazu:

„Als ich die in einen wüsten Trümmerhaufen verwandelte Stadt sah, stieg der Wunsch in mir auf, dieselbe in ihrer einstigen Größe und Herrlichkeit wieder erstehen zu lassen. Da ich aber bemerkt habe, daß die früheren Besitzer der Stadt noch eifersüchtig an derselben festhalten, so laßt uns statt ihrer Tonaburi wieder aufbauen“.

Nachdem er seinen Traum und Entschluß bekannt gegeben hatte, entließ er das Heer und versammelte das Volk, die Priester und die noch lebenden Abkömmlinge der früheren Könige. An der Spitze derselben kehrte er nach Tonaburi zurück und ließ sich daselbst mit ihnen nieder. Dann sandte er Boten aus, seine zerstreut lebenden Verwandten aufzusuchen. Dieselben versammelten sich in Lopaburi und begaben sich von dort nach Tonaburi, wo sich der König einen den Anforderungen der Zeit entsprechenden Palast erbauen ließ.

Am 21. April 1144 (1782 n. Chr.) bestimmte König Tschulalok die Stelle, an welcher die künftige Hauptstadt erbaut werden sollte. Seit dieser Zeit ist die jetzt als Bangkok — mit ihrem vollen siamesischen Namen: Krung Tep Maha Nakhon Amaratna Konsindr Mahindr Ayuthia — bekannte Stadt beständig bis zu ihrer jetzigen der Schätzung nach etwa eine Million betragenden Einwohnerzahl angewachsen. Der alte Palast genügt längst nicht mehr „den Anforderungen der Zeit“, und der gegenwärtige König hat den neuen bereits beschriebenen königlichen Palast vollendet. Aber seine Verbesserungen haben hier nicht aufgehört, und die hundertjährige Feier der Gründung der Stadt zeichnet sich durch Einführung vieler Reformen aus, von denen manche in den öffentlichen Gebäuden, die damals begonnen oder vollendet wurden, verkörpert sind.

Die Wichtigkeit, welche die Siamesen der Jubelfeier Bangkoks beilegten, läßt sich einigermaßen aus den folgenden Auszügen einer von allen Prinzen dem Könige überreichten Adresse ermessen:

„Ein auf verbürgte und glaubhafte Nachrichten gestützter Vergleich der früheren Verhältnisse Siams, zur Zeit als seine Herrscher noch in Ayuthia residierten, mit denen der neueren Epoche, läßt uns zu dem Schluß gelangen, daß das Land zu keiner Zeit sich gleicher Wohlfahrt zu erfreuen gehabt hat, wie unter der jetzigen Dynastie.

Von den 5 Herrschergeschlechtern, welche in Ayuthia geherrscht haben, hat nur die Tscheng Rai-Dynastie längere Zeit den Thron inne gehabt. Die sechs Könige, welche aus derselben hervorgingen, herrschten 95 Jahre lang, also kürzere Zeit als das Haus Ew. Majestät schon bis jetzt über Siam regiert hat.

Jeder Herrscher der gegenwärtigen Dynastie ist leutseliger und gütiger gegen jedermann gewesen als die Fürsten der früheren Häuser, und keiner

derselben hat seine eigenen Angelegenheiten seine Hauptsorge sein lassen, sondern jeder hat sich ernstlich bemüht, recht zu thun und Gerechtigkeit walten zu lassen.

Und die Glieder dieser Familie sind ehrlich bestrebt gewesen, ihrem Könige zu dienen; die größten derselben haben nicht geglaubt, daß ihre hervorragende Stellung all ihr Thun recht erscheinen ließe, und die geringeren haben sich nicht zu überheben getrachtet; und jetzt ist Einigkeit unter uns: Zusammen stehen wir auf, zusammen setzen wir uns, und jede Uneinigkeit der früheren Zeiten hat aufgehört. Es bereitet uns deshalb ein unvergleichliches Vergnügen, frühere Zeiten in Betracht zu ziehen und bei diesem großen Feste die guten Thaten der Könige dieses Hauses, welches bis auf den heutigen Tag erbfolgeberechtigt über uns herrscht, allen ins Gedächtnis zu rufen.

Der erste König dieser Dynastie, Prabat Sombeth Pra Puttha Yot Fa Tschulalok, kam durch Eroberung zum Throne, nämlich infolge der Niederwerfung der Dornen, der Feinde des Staates, die Unglück und Unzufriedenheit in das Land brachten, das Volk bedrängten, seine Wohnungen zerstörten, den Palast umringten und den König von Tonaburi absetzten. Als derselbe seinen Thron durch Weisheit und Tapferkeit befestigt hatte, fielen die Birmanen viermal in Siam ein und zwar mit größeren Heeren als vordem, da sie Ayuthia eroberten; aber sie wurden von Sr. Majestät geschlagen und aus dem Lande gejagt. Der König wandte darauf seine Aufmerksamkeit den inneren Angelegenheiten des Reiches zu, gründete Wat Pra Sri Ratana Satsadaram, stellte nach Verdienst in jeder Provinz Regierungsbeamte an und versammelte die Mönche Buddhas — eine Versammlung, wie sie nie in den Tagen Ayuthias gesehen worden war — zur Aufrechterhaltung und Verbreitung des Glaubens an Buddha. Er ließ die Gesetze prüfen und in allgemein gültigen Abschriften sammeln, um den Weg der Rechtspflege zu zeigen, ein Ereignis, das in den Tagen Ayuthias nur ein einziges Mal vorgekommen war. Das Volk lebte in Frieden, Ruhe und Glück, und diejenigen, welche durch die Bedrückung früherer Tage gezwungen waren, ihre Dörfer zu verlassen, kehrten in ihr Vaterland zurück, und sie und wir haben die Wohlthaten der königlichen Macht und Gnade genossen, welche von der Zeit an das Königreich geschützt und zusammengehalten hat.

Der zweite Herrscher dieses Geschlechtes, Se. Majestät Pra Puttha Lot La Nopalai, hatte dieselben tugendhaften Grundsätze. Die Birmanen wurden zu verschiedenen Malen, als sie in den Westen Siams einfielen, geschlagen, die Hauptstadt wurde verschönert, Nakhon ku' an kan gebaut, und der Ruhm der glücklichen Regierung Sr. Majestät breitete sich weit

und breit aus, sodaß Laoten und Birmanen ihre Heimat verließen, um sich in Siam anzusiedeln. Se. Majestät König Pra Nang Klao, der dritte der Dynastie, wandte seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den religiösen Einrichtungen zu, erbaute und weihte viele herrliche Tempel, ermutigte die Pali-Gelehrsamkeit, so daß die Zahl der Gelehrten im Lande zunahm und führte, um die Unterdrückung des Volkes zu verhüten, die Einrichtung ein, daß jeder die große Glocke läuten und bei Sr. Majestät in Person Berufung einlegen konnte — eine Anordnung zum Wohle des Volkes, welche die frühere Geschichte Siams nicht kennt.

Der vierte Herrscher war Se. Majestät König Pra Tschom Klao, höchst tugendhaft, weise und gelehrt in jedem Zweige des Wissens. Er war gnädig gegen sein Volk und kühn seinen Feinden gegenüber. Er eröffnete Handelsbeziehungen mit allen Völkern, beseitigte die früheren Beschränkungen des Handels und erhöhte dadurch den Wohlstand des Landes bedeutend; er gab viele neue Gesetze und verbesserte die alten zur Pflege des Rechts, mischte sich unter das Volk und nahm eigenhändig Berufungen und Beschwerden gegen herrische Beamte an, sodaß diejenigen, deren Klagen als gerecht befunden wurden, keinen mehr zu fürchten brauchten. Während der Regierung dieses Herrschers versuchte keiner, das Reich oder den König anzugreifen; es war eine unvergleichliche Zeit und von nie dagewesenem Frieden und Wohlstand begünstigt.

Während der 14 Jahre der gegenwärtigen Regierung ist von den guten königlichen Sitten der früheren Fürsten nicht abgegangen worden; es ist vielmehr Ew. Majestät unablässige Sorge gewesen, das Glück und den Wohlstand des Volkes zu mehren.

Durch das Gesetz, betreffend die Freilassung der Sklaven, nach dem die letzteren frei werden, sobald sie das Mannesalter erreicht haben, hat Ew. Majestät die Sklaverei aufgehoben, ohne daß dadurch Unruhen, wie in vielen anderen Ländern, hervorgerufen wären. Dazu hat Ew. Majestät die lästige Sitte, wonach man, sobald der Herrscher erschien, sich zu Boden werfen mußte, abgeschafft.

Ferner haben Ew. Majestät geruht, uns und allen Regierungsbeamten zu gestatten, über alle Punkte, die wir für geeignet halten, unsere Ansichten schriftlich einzugeben — ein Verfahren, welches früher verboten war. Der Wohlstand des Volkes hat von Tag zu Tag zugenommen. Unsere Beziehungen zu fremden Staaten sind durch Ew. Majestät Weisheit noch bessere geworden, als sie früher schon waren.

Auch der Bau des Wat Pra Sri Ratana Satsadaram, welcher so lange gedauert hatte, daß niemand mehr an die Vollendung desselben glaubte, ist dadurch, daß Ew. Majestät sich desselben angenommen haben,

vollständig zu Ende geführt worden, zum großen Ruhme der Regierung Ew. Majestät und zur Verwunderung des ganzen Volkes.

Wir, die wir abhängig von Ew. Majestät Gnade und Schutz bis jetzt in so großem Frieden und Glück gelebt haben, sind Ew. Majestät für deren Güte ohne Maßen zu Dank verpflichtet. Bei allen ferneren Plänen Ew. Majestät zum Schutze des Volkes und zur Befestigung und Erhaltung der gegenwärtigen Dynastie, die nie aufhören möge, gerecht zu herrschen, bieten wir unseren Leib und unser Leben zum Dienste Ew. Majestät dar, mit dem Gelübde, treu und gewissenhaft alles zu erfüllen, was Ew. Majestät auch von uns verlangen mag.

Schließlich flehen wir, mitten in unserer Freude über dies große Fest, die drei heiligen Juwelen und die großen Götter, welche die mächtigsten im Weltall sind, an, Ew. Majestät zu schützen und zu erhalten und noch lange gesegnet, glücklich und ruhmreich über dieses Königreich herrschen zu lassen.

Möge jeder der Wünsche Ew. Majestät in Erfüllung gehen und möge Ew. Majestät unser und des ganzen Volkes Stütze und Schutz sein".

Ich hatte das Glück, von meiner Reise in Lao gerade zu der Zeit nach Bangkok zurückzukommen, als die Gebeine der letzten vier Könige, deren Verdienste in der obigen Adresse an Se. Majestät hervorgehoben sind, von dem Wat Pra Kao nach dem Amarindra Winitschai oder der Thronhalle übergeführt wurden. Sieben Tage lang wurden die goldenen Urnen mit den Überresten der früheren Herrscher von Hof zu Hof, von Halle zu Halle getragen, ehe sie ihre schließliche Ruhestätte erreichten, wo dieselben, nachdem der fürstliche Hohepriester von Siam, Se. Königliche Hoheit Krom Pra Pawaratsawariyalongkaun, der Onkel des Königs, eine Lobrede auf ihre Tugenden gehalten, unter Kanonendonner und Priestersang auf goldenen Ständern im Tempel niedergesetzt wurden.

In der Zwischenzeit wurde das Volk durch allerlei Belustigungen, Illuminationen und Feuerwerk unterhalten, und von Zeit zu Zeit wurden in Früchten verborgene Geschenke unter dasselbe geworfen.

Während der Festlichkeiten wurden mehr als 100 der höheren Priester täglich im Palaste des Königs gespeist, mit neuen Gewändern beschenkt und mit anderen Geschenken überhäuft. Dafür hatten sie allerdings eine Reihe mühevoller ceremonieller und religiöser Handlungen zu vollziehen, die sie von Sonnenaufgang bis spät am Abend in Anspruch nahmen, — sie mußten nämlich predigen, beten, singen und Lobreden halten auf die Frömmigkeit der vergangenen und gegenwärtigen Könige, und den Segen der Götter auf das Haupt Sr. Majestät des Königs Tschulalonkorn erflehen.

Dreißigstes Kapitel.

König und Rechtspflege — Neue Gerichtshöfe — Unterricht — Post — Das Wat Pra Kao — Hundert Jahre im Bau — Arbeitsteilung — Vollendung — Der Smaragd-Buddha — Des Königs Rede.

Wie sich auch die Sache mit den toten Königen verhalten mag: soweit die Lobrede des Prinzen den gegenwärtigen König betrifft, war sie eine wohl verdiente. Das große Werk der Vollendung des Tempels mag später besprochen werden; jetzt wollen wir einen Blick auf andere Errungenschaften und Schöpfungen werfen, deren Beginn oder Vollendung stets mit der hundertjährigen Feier Bangkoks genannt werden wird. Von den öffentlichen Gebäuden, welche Denkmäler der Weisheit und Thatkraft des Königs sind, ist vielleicht der neue Gerichtshof das wichtigste. Derselbe wird etwa für Siam das sein, was das Reichsgericht für Deutschland ist. Der Kalahome oder Premierminister drückte sich bei der Grundsteinlegung in seiner Rede an den König folgendermaßen aus:

„Ew. Majestät glorreicher Vorfahr, welcher diesen Thron als Eroberer bestiegen hat, herrschte gerecht über das Volk und errichtete einen königlichen Gerichtshof, um durch musterhafte Rechtspflege die Not des Volkes zu lindern und die Gerechtigkeit im Lande walten zu lassen, welche die beste Gewähr für das Wohlergehen des Volks, die Aufrechterhaltung der Ruhe und des Friedens, und die Entwickelung des Handels und Gewerbes ist. In der Absicht nun, das hundertjährige Bestehen der Dynastie durch Weiterentwicklung der Gedanken des Gründers derselben zu kennzeichnen, d. h. die Verwaltung der Rechtspflege zum Wohle des Volkes zu fördern und zu befestigen, haben Ew. Majestät die Errichtung eines königlichen Gerichtshofes angeordnet, in welchem alle jetzigen Gerichtshöfe vereinigt werden sollen, um durch Anwesenheit aller Richter in einem Gebäude die rasche Erledigung von Streitfällen zu ermöglichen“.

Die Erwiderung des Königs wäre selbst eines westeuropäischen Herrschers nicht unwürdig gewesen:

„Es hat mir großes Vergnügen bereitet“, sagte Se. Majestät, „aus der Rede des Samuha Pra Kalahome zu sehen, daß meine Absicht, das Glück meines Volkes zu fördern, überall Anerkennung und Billigung findet. Ich will jetzt den Grundstein zu einem Gebäude legen, das hinfort den Namen Sala sathit Yutithan (= Sitz der Gerechtigkeit) führen soll. Möge die Vollendung desselben glücklich und leicht von statten gehen, und möge meine Absicht beim Bau dieses Hauses — nämlich die Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit und Linderung der Not des Volkes — voll und ganz

in Erfüllung gehen und erhalten werden, so lange Erde und Himmel bestehen".

Nach den Angaben des Kalahome wird das Gebäude eine Höhe von 24 und eine Länge von 56 Faden haben. Es erhält zwei Dächer, das eine 11 Faden 1 Sok 1 Kub, das andere 5 Faden 2 Sok 1 Kub breit, und kostet 2427 Kattis*).

Außer einer neuen Epoche in der Rechtspflege bezeichnet die Säkularfeier Bangkoks einen Fortschritt im siamesischen Erziehungswesen. Ein prächtiges Gymnasium — geradezu ein Palast in seiner äußeren Erscheinung und mit den neuesten Hülfsmitteln der Pädagogik versehen — ist auf öffentliche Kosten in Bangkok erbaut worden und wird in kurzer Zeit eröffnet. Auf des Königs erleuchtete Ansichten über die Jugenderziehung ist bereits früher hingewiesen, aber ich kann mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, hinzuzufügen, daß derselbe außer der Errichtung des Gymnasiums der amerikanischen Mission mehrfach Geld und Land bewilligt und besonders für das Missionsschulgebäude in Petschaburi 1000 Dollars (= ca. 4336 Mk.) geschenkt hat. Die Schulen sind zwar nur Erziehungsanstalten für das männliche Geschlecht; es ist jedoch zu hoffen, daß sich in kurzer Zeit ähnliche Anstalten auch für Mädchen im Lande finden werden; denn die Erziehung des weiblichen Geschlechts wird, wie bei allen orientalischen Völkern, vollständig vernachlässigt. So viel ich weiß, giebt es nur eine Erziehungsanstalt für Mädchen in Bangkok, diejenige nämlich, welche von der amerikanischen Mission unterstützt wird und unter der Leitung zweier amerikanischer Damen, der Fräulein Hartwell und Holmstead, steht.

Zu den Segnungen, welche Siam dem gegenwärtigen Fürsten zu verdanken hat, gehören ferner die Erleichterungen im Post- und Telegraphenverkehre. Ein hübsches Gebäude ist als das Generalpostamt von Bangkok errichtet, und sämtliche Häuser der Stadt sind mit Nummern versehen worden. Aber hier sind die Fähigkeiten der Verwaltungsbeamten hinter den Absichten des Königs zurückgeblieben; denn man hat die schwerfällige Methode angewendet, die Zahlen in siamesischen Lettern auf kleine Bretter zu malen und diese an den Häusern zu befestigen. Postmarken sind von England bezogen worden, und als ich Bangkok verließ, waren eben 20 Telegraphenbeamte angekommen, um die Linie Saigon-Bangkok zu vollenden und das europäische Post- und Telegraphensystem in Siam einzuführen. An der Spitze dieses Verwaltungszweiges steht der Prinz Krom Hluang Banupantawongse, ein voller Bruder des Königs.

---

*) 1 Faden = 1,6 m. 1 Sok = ca. 0,5 m. 1 Kub = 0,25 m. 1 Katty = ca. 200 Mk. „Sok" und „Kub" = „Sauk" und „K'up" S. 113.

Aber das Werk, welches, in den Augen des Volkes wenigstens, die denkwürdigste That der Regierung Sr. Majestät sein wird, ist die Vollendung und Weihung des großen königlichen Tempels Pra Sri Ratana Satsadaram oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Wat Pra Kao. Der Bau dieser prachtvollen Gebäudemasse wurde vom König Pra Puttha Yot Fa Tschulalok begonnen und bestimmt zu „einem Tempel für den Smaragd-Buddha, das Palladium der Stadt zum Ruhme des Königs, als ein besonderes Werk königlicher Frömmigkeit“. Die Einweihung wurde in Verbindung mit einem religiösen Fest im Jahre Maseng, dem 7. des Cyklus*) 1147 (1785 n. Chr.) vollzogen, aber da der Tempel sehr schnell zur Feier der dreijährigen Gründung der Hauptstadt fertiggestellt war, so war er unvollständig geblieben, und nur Kirche und Bibliothek desselben waren völlig ausgebaut. Von Zeit zu Zeit wurde hier und da ein Flügel angefügt, bis zur Thronbesteigung des jetzigen Königs jedoch blieb das Wat ein unvollendetes Werk. Das Gelübde, den Tempel zu vollenden, wurde vom König am 23. Dezember 1879 abgelegt, und schon im nächsten Monate mit den Arbeiten begonnen, die nach Verlauf von 2 Jahren 3 Monaten und 20 Tagen am 17. April 1882 beendigt wurden. So war es dem Könige Tschulalonkorn beschieden, unter ungeheuren, vollständig aus seiner Privatschatulle bestrittenen Kosten und unter den größten Anstrengungen derer, denen der Bau unmittelbar anvertraut war, dieses Werk zu vollenden und der Stadt an ihrem hundertjährigen Geburtstage ihre schönste Zier zu übergeben.

Die Arbeiten waren der unmittelbaren Aufsicht der Brüder des Königs unterstellt. Jeder derselben hatte seinen Anteil am Werke: der eine z. B. beaufsichtigte die Neulegung der Marmorpflasterung und schmückte das Obosot mit Bildern des heiligen Elefanten, während ein anderer die Steininschriften im Innern des Obosot erneuerte; ein dritter hatte die Metallarbeiten; ein vierter ließ alle mit Perlmutter eingelegten Sachen wieder herstellen; ein anderer ließ die Decke, Täfelung und den Mauerschmuck ausbessern und drei Ständer für die Siegel des Königreiches anfertigen; ein anderer ersetzte die morschen Dachbalken durch neue; wieder einer deckte das große Pratschedi mit vergoldeten Ziegeln — sie funkeln bei hellem Sonnenscheine prächtig —, besserte alle kleinen Pratschedis aus und ließ sie ebenfalls vergolden; ein anderer übernahm die Ausbesserung und Neubeschaffung sämtlicher Steinornamente und Blumenvasen in und vor dem Tempel, kaufte eine Anzahl kupferner und vergoldeter Götzenbilder und schenkte viele Marmorstatuen; zwei Prinzen teilten sich in die Ausbesserung

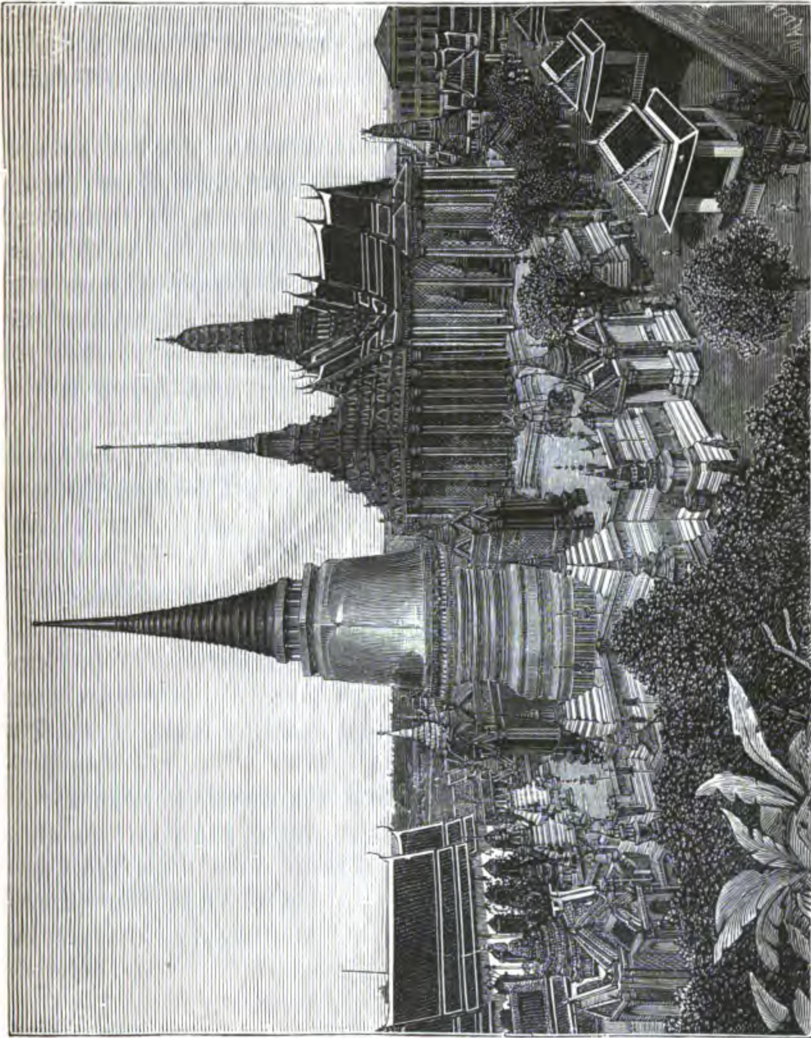
*) Betreffs der siamesischen Zeitrechnung s. Anhang.

der Klöster, die Erneuerung des Dachstuhles derselben, wo sich dieselbe als notwendig erwies, und in die Reparatur der Malereien, Vergoldungen, Pflasterungen, der Säulenknäufe u. s. w. So wurde durch Arbeitsteilung, getragen von Frömmigkeit und Bruderliebe, das große Werk endlich vollendet, nachdem es genau 100 Jahre im Bau begriffen gewesen war. Am 21. April 1882 fand die feierliche, endgültige Weihung mit größter Pracht und unter allgemeinem Jubel statt.

Unter Wat Pra Kao versteht man eine Menge von Gebäuden, die eine beträchtliche Fläche bedecken und von einer mit herrlichen Fresken geschmückten Mauer umgeben sind. In der Mitte derselben steht ein Tempel, genannt Pra Marodop, in Kreuzform gebaut, in welchem der König bei festlichen Gelegenheiten eine Predigt des Fürsten-Hohenpriesters anhört. Die Wände dieses Gebäudes sind reich mit Elfenbein eingelegt und die Decke schmückt ein zartes Gemälde in Blau und Gold. Am meisten fallen jedoch die fein gearbeiteten Elfenbeinthüren mit eingelegten Perlmutterfiguren, die Thewedas darstellen, und von künstlich zusammengestellten Perlmutterstreifen eingefaßt werden, in die Augen. Hinter dieser Kapelle des Königs ist das große Pratschedi, genannt das Sri Ratana Pratschedi, welches ganz mit vergoldeten, eigens zu dem Zweck auf Bestellung Sr. königl. Hoheit Krom Mun Aditson Udom Det in Deutschland angefertigten Ziegeln bedeckt ist.

Es gehören noch verschiedene andere Gebäude zum Wat; aber das Hauptinteresse richtet sich auf das Obosot, in welchem der berühmte Smaragd-Buddha, eine tadellos schöne Figur von grünem Nephrit, aufbewahrt wird. Dieselbe wurde im Jahre 1436 nach Chr. in Kiang Hai gefunden und nach mancherlei Schicksalen endlich in der königlichen Kapelle aufgestellt. Diese Figur wird je nach den Jahreszeiten mit Goldschmuck behängt oder in Gewänder gekleidet; sie steht oben auf einem Hochaltar und ist nur schwer zu erkennen, da die Fenster stets dicht verhängt sind, und der Raum infolge dessen nur spärlich erleuchtet wird. Wird der Tempel jedoch von Fremden besucht, so pflegen die Diener gegen eine geringe Vergütung einige der schweren Vorhänge, die nach außen mit vergoldeten, in verdrehter Gestalt dargestellten Thewedas geschmückt sind, zu öffnen. Wenn dann die Sonnenstrahlen das feierliche Halbdunkel durchbrechen, und das Licht auf die glänzende Figur fällt — wie sie thront über einer riesigen Menge bunter Vasen mit natürlichen und künstlichen Blumen, über Statuen Buddhas in Gold, Silber und Bronze, über Glasgefäßen, Lampen und Leuchtern mit einer hier und da noch flackernden Kerze, und umgeben von einer Unmenge mehrstöckiger Schirme — ein Zeichen der Achtung, welche man vor dem Juwel hat —, so genießt man einen herrlichen Anblick, der sehr geschickt darauf berechnet ist, einen dauernden Eindruck auf die Gemüter aller her-

vorzubringen, nach deren Überzeugung die ruhige, feierliche und würdevolle Gestalt Buddhas als das Symbol alles Guten hienieden und aller



Wat Pra Kao.

zukünftigen Seligkeit zu betrachten ist. Der Fußboden des Obosot besteht aus getäfeltem Metall, und die Wände desselben sind mit den gewöhnlichen, nicht perspektivischen Fresken geschmückt, welche Scenen aus der Geschichte Siams oder Buddhas darstellen.

In diesem Obosot geht auch die halbjährlich stattfindende Feier des

Tunam, d. h. das Trinken des Wassers der Treue, vor sich, wodurch die Vertreter der Bewohner Siams, sowie die Prinzen und die hohen Staatsbeamten den Eid der Treue ablegen oder erneuern. Die Feierlichkeit besteht darin, daß Wasser, von den Priestern geweiht, getrunken wird und findet am dritten Tage des Zunehmens des fünften siamesischen Monats (1. April) und am dreizehnten Tage des Abnehmens des zehnten siamesischen Monats (21. September) statt.

Die obige Beschreibung giebt nur eine schwache Idee von dem heiligen Bauwerke, welches von nun an als das Sinnbild der Herrschaft der gegenwärtigen siamesischen Dynastie betrachtet werden, und dessen Vollendung einen Abschnitt in der siamesischen Geschichte bezeichnen wird. Am Morgen des großen Tages der Einweihung versammelten sich alle Prinzen und legten dem Könige genauen Bericht über das Fortschreiten der Arbeiten und über den Anteil ab, den jeder von ihnen an der Vollendung des Wat genommen hatte. Die Antwort Sr. Majestät ist so bezeichnend, daß ich dieselbe ausführlich wiedergebe:

„Prinzen meines Hauses und Ihr alle, die Ihr zur Vollendung dieses Tempels Pra Ratana Satsadaram beigetragen und jetzt die Nachricht von der Fertigstellung desselben überbracht habt, ich freue mich und danke Euch.

Ich unternahm es, das Wat Sri Ratana Satsadaram zu vollenden in frommer und dankbarer Erinnerung an den König Pra Puttha Yot Fa Tschulalok, den Begründer dieser Dynastie, der den Tempel erbaute als ein Werk königlichen Verdienstes, als die Hauptschönheit und Krone dieser Stadt und seiner Nachfolger, der Könige von Siam, die in diesem Tempel gebetet und denselben vergrößert haben bis auf unseren Vater herab. Der letztere zeigte sogar größere Verehrung für dieses Juwel, als seine Vorgänger, und faßte den Entschluß, den Bau des Wat zum Abschlusse zu bringen; aber sein frühzeitiger Tod setzte seinen Wünschen ein Ziel. Zwar wurden auch nach seinem Tode die Arbeiten unter verschiedener Beaufsichtigung fortgesetzt, aber die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Unternehmens schloß einen befriedigenden Fortgang derselben aus, bis durch die Teilung der Arbeit und nach Beschaffung genügender Geldmittel die Vollendung des Tempels in seiner jetzigen Gestalt gelungen ist.

Als ich meiner vier Vorgänger gedachte, denen eine würdige Aufbewahrung des Smaragd-Buddha am Herzen gelegen hatte, da wurde ich von dem Verlangen ergriffen, diesen heiligen Bau zur Zeit der hundertjährigen Feier der Gründung des Palladiums dieser Hauptstadt Krung Ratana Kosindra vollendet und abgeschlossen zu sehen, umsomehr, als Tempel und Stadt in demselben Jahre gegründet waren, und die Säkularfeier beider daher zusammenfiel. Aber anfangs waret Ihr fast alle der

Meinung, ein so großes Werk könne in der gewünschten Zeit nicht fertiggestellt werden.

Ich selbst mußte also große Zweifel in die Möglichkeit der Vollendung des Baues setzen; aber die beiden bereits angegebenen Gründe bestimmten mich, vor dem Buddha-Juwel das Gebet laut werden zu lassen, daß, wenn es mir vergönnt sein sollte, noch fernerhin über Siam zu herrschen, dieser Tempel in dem gewünschten Zeitraume fertiggestellt werden möchte. Nachdem ich so gebetet, versammelte ich Euch, Prinzen meines Hauses, und setzte Euch die beiden bereits oben angegebenen Gründe, weshalb ich die Vollendung des Tempels wünsche, auseinander — nämlich, daß wir bei dem Tode unseres königlichen Vaters alle noch jung und nicht imstande waren, ihm Dankbarkeit und Liebe zu beweisen, und daß wir jetzt, nachdem wir Männer geworden seien, das große Werk zu vollenden hätten, an welches unser verstorbener Vater sein Herz gehängt hatte, und zwar so zu vollenden, wie er es gewünscht und vorgeschrieben. Auf diese Weise würden wir ein Nachwerk der Dankbarkeit erfüllen, nicht nur zur Ehre Sr. Majestät des Königs Pra Bat Sombeth Pora Tschom Klao allein, sondern auch zum dauernden Gedächtnis Sr. Majestät des Königs Pra Bat Sombeth Pra Puttha Yot Fa Tschulalok, des Gründers der Dynastie.

Zweitens wünschte ich, daß der Bau zur Säkularfeier fertiggestellt würde. Auf Euch, meine Brüder, verließ ich mich dabei, die ich stets liebevoll unterstützt und von Kindheit an erzogen habe, in der festen Überzeugung, daß das von mir abgelegte Gelübde Euch zu den äußersten Anstrengungen anspornen würde, da es sicher Euer Wunsch ist, mein Leben zu erhalten. Was die erforderlichen Geldmittel anbetrifft, so hätten sich Schwierigkeiten erhoben, wenn dieselben aus dem Staatsschatz genommen wären; denn nach Zahlung der laufenden öffentlichen Ausgaben würde der Überschuß ungenügend für so große Arbeiten gewesen sein. Deshalb entnahm ich die Mittel dem vom Könige Pra Nang Klao hinterlassenen, von Sr. Majestät kurz vor deren Tode zum Tempelbau bestimmten Privatschatze und meinem eigenen Privatvermögen. Durch Mittel aus diesen beiden Quellen allein ist der Tempel vollendet worden.

Die Erfüllung dieser meiner Wünsche zeigt offenbar, daß meine Gedanken gut und recht waren. Mein Herz schwillt vor Freude über die Vollendung dieses Tempels; denn durch den Bau desselben habe ich meine Dankbarkeit gegen Se. Majestät den Gründer der Dynastie und Se. Majestät meinen Vater und Wohlthäter bewiesen. Und andererseits habe ich Eure, meiner Brüder, Geschicklichkeit, Ausdauer und Liebe kennen gelernt und die Überzeugung gewonnen, daß Ihr mir beistehen wollt, das Glück des Landes durch Eure Treue, Eure Festigkeit, Euren Mut, Eure Thatkraft, Beharr-

lichkeit und, was das Wichtigste von allen ist, Eintracht zu beschützen und zu vermehren. Endlich aber freue ich mich der Vollendung dieses großen Werkes, weil es ein Zeichen meiner Frömmigkeit und Unterstützung der Religion unseres Gottes Buddha ist, und ich glaube, daß meine Familie aus denselben Gründen meine Freude teilen wird.

Prinzen meines Hauses! Buddhas Segen flehe ich auf Euch herab: Möge Euch ein langes Leben, Glück, Ehre, Wohlstand und Weisheit zum Nutzen dieses Landes und seiner Regierung beschieden sein! Ihr alle habt Anteil an der Vollendung des Tempels, einige durch die Arbeit ihres Geistes, andere durch das Werk ihrer Hände. Aber alle habt Ihr mir Eure Liebe bewiesen, denn in Einklang mit meinen Wünschen habt Ihr dieses Werk zum Abschlusse gebracht, und dafür danke ich Euch und rufe Buddhas Segen auf Euch herab.

Prinzen und Beamte aller Grade, Priester und Laien aller Stände, Ihr Alle, die Ihr Euch zur Verehrung der drei Juwelen hier versammelt habt, ich fordere Euch auf, an meiner Freude teil zu nehmen. Möge Euch ein Teil der Belohnung des Verdienstes, das Glück, welches jeder ersehnt, zufallen. Ich bringe dieses Verdienstopfer zur Erinnerung an den Begründer dieser Dynastie, der längst dahin ist, und an sein ganzes Haus dar. Engel an jedem Ort und in jedem Teile dieses Königreichs stimmen ein in das Lob und den Jubel über die nach unseren Wünschen eingetretene Vollendung dieses herrlichen Werkes“.

Einunddreißigstes Kapitel.

Nationalausstellung — Kostbare Edelsteine — Bearbeitung der Edelsteine — Nationaltrachten — Schöne Künste — Perlmutter- und Lackarbeiten — Bambus und seine Anwendung — Erzeugnisse des Waldes und Ackerbaues — Fischerei — Minerale — Anfertigung der Buddhabilder — Zukunft Siams.

Eine sehr anziehende Sehenswürdigkeit war die in Bangkok zur hundertjährigen Feier veranstaltete siamesische Nationalausstellung — die erste ihrer Art —, für welche ein besonderes Gebäude, bestehend aus mehreren Bambuspavillons, die mit einem Bambusgeländer umgeben waren, dem königlichen Palaste gegenüber errichtet worden war. Das Ausstellungsgebäude wurde von Soldaten bewacht — eine Vorsichtsmaßregel, die sich als sehr notwendig erwiesen hatte, nicht nur wegen des ungeheuren Wertes

der kostbaren und einzig in ihrer Art dastehenden Gegenstände, welche hier aufgestapelt waren, sondern auch weil kurz vor Eröffnung der Ausstellung der ruchlose Versuch gemacht worden war, das Gebäude in Brand zu stecken. Glücklicherweise wurde jedoch das sorgfältig vorbereitete Bündel leicht brennbarer Stoffe, welches an die Umzäunung gelegt worden war, rechtzeitig von den wachhabenden Soldaten entdeckt, so daß ernstlicher Schaden dadurch nicht angerichtet wurde. Die Ausstellung umfaßte in allem ungefähr 60 Abteilungen, jede in einem besonderen Raume. Der größte Anziehungspunkt derselben war zweifellos die neunte Abteilung. Dieselbe enthielt eine große Anzahl Glaskästen mit einer endlosen Mannigfaltigkeit schöner, kostbarer Juwelen, meistens das Eigentum Sr. Majestät des Königs, der beständig eine große Anzahl Gold- und Silberschmiede beschäftigt. Da waren reizende Goldkästchen, emailliert und in kostbaren Steinen die Initialen des Königs, das königliche Wappen u. s. w. zeigend, schwere goldene Ketten, Gehänge, goldene und silberne Becher, eine große Menge goldener und silberner Betelkästchen und Spucknäpfe, Cigarrentaschen und andere Gegenstände, welche von Zeit zu Zeit als Zeichen königlicher Huld verschenkt werden.

In der Mitte des Zimmers ragte aus all den Schmucksachen ein großer Glaskasten mit einem vierfach geteilten Gestelle empor, welcher von oben bis unten mit gefaßten und nicht gefaßten Edelsteinen, oft von beträchtlicher Größe, angefüllt war. Besonders stark waren Diamanten und Rubine vertreten, gefaßt in Schnupftabaksdosen, Armgeschmeiden, Vasen und Ringen in allen Größen und Formen. Man sagte, es seien nicht weniger als 10000 Fingerringe, manche von außerordentlicher Größe, ausgestellt, und der Inhalt des ganzen Glaskastens habe einen Wert von 1,000,000 £ (= ca. 20 Mill. Mk.).

In dem anstoßenden Gemache war eine große Auswahl silberner Schüsseln, Schalen und Becher ausgestellt.

Die Gold- und Silberschmiedekunst, welche in großer Ausdehnung in Bangkok betrieben wird, liegt ganz und gar in den Händen der Chinesen. Ich habe viele Werkstätten besucht und die Arbeiter bei Anfertigung getriebener Arbeiten, dem Schmelzen der edlen Metalle und Vergolden der Silbersachen beobachtet, aber nie habe ich einen Siamesen unter ihnen bemerkt. Es waren lauter Chinesen, und es wurde mir mitgeteilt, daß sich selbst unter den zahlreichen von Sr. Majestät und den Prinzen beschäftigten Gold- und Silberschmieden nicht ein einziger Siamese befinde. Den Eingeborenen fehlt außer der in diesem Industriezweige nötigen Geschicklichkeit der erforderliche Fleiß und die Ausdauer — Eigenschaften, welche so bezeichnend für die Chinesen sind. Die Arbeit wird stets auf Bestellung

ausgeführt. Schaustellungen fertiger Arbeiten giebt es nicht, und außer einem Streifen roten Papieres an der Mauer oder einer vor die Thür gehängten weißen Tafel mit schwarzen siamesischen Buchstaben deutet nichts das Gewerbe an. Zuweilen sitzen die Männer in den Fenstern oder der Thür, um das nötige Licht zu erhalten, ohne sich indes im geringsten um das Interesse zu kümmern, welches die Besucher der Stadt an ihrer Arbeit nehmen. Man giebt dem Goldschmiede hier eine bestimmte Menge Gold oder Silber und erhält es in Gestalt des bestellten Gegenstandes zurück nebst einer Rechnung, die je nach der Arbeit von dem halben bis zum vollen Gewichtswerte des bearbeiteten Metalles schwankt. Der Arbeit fehlt zwar die Feinheit und Vollendung, aber sie eignet sich wohl für größere Gegenstände, wie Vasen, Becher u. s. w.

Eine recht wirkungsvolle Art der siamesischen Goldschmiedekunst sind Arbeiten in Silber mit goldenen Mustern. Letztere sind siamesischen Ursprunges; aber die Art der Bearbeitung des Metalles ist eine Nachahmung der indischen Niello-Arbeit. Dieselbe erinnerte mich lebhaft an die berühmten Tulagegenstände, welche ich in Rußland gesehen habe; in Feinheit und Vollendung der Arbeit freilich steht der Orientale dem Russen sehr nach.

In einem anderen Zimmer befanden sich einige Figuren, welche siamesische Beamte in Staatskleidung und Weiber des königlichen Harems in Hoftracht darstellten. Die nationale Tracht war in großer Mannigfaltigkeit durch seidene Panungs, Gürtel, Schärpen, Jacken und allerlei Gewänder, von der Kleidung des Fürsten bis zu der des Bauern herab, vertreten, während drei- und viereckige, an den Enden mit Gold und Seide reich gestickte Kissen und Teppiche die gewöhnliche Einrichtung eines Hauses vor Augen führten.

Auch die schönen Künste fehlten nicht. Es war ein Gemach da mit Skizzen, Aquarellen und Ölgemälden, auf denen meist Elefanten, Ratschasis und Hanumans dargestellt waren. Porträts waren nur in geringer Zahl ausgestellt — Arbeiten, glaube ich, eines Künstlers, welcher Hofphotograph Sr. Majestät war, und, offen gestanden, schreckliche Subeleien. Der Künstler war sehr höflich, zeigte mir seine Bilder und erklärte mir dieselben, mit dem Hinzufügen, Se. Majestät habe geruht ihm eine große Zahl derselben abzukaufen. Es folgte nun die bereits im 3. Kapitel, S. 37, erzählte Geschichte mit der Akademie in London.

Wenn die Siamesen auch keine Maler haben, so können sie sich doch, wie ich schon früher (Kap. 3, S. 37) erwähnt habe, einiger Bildhauer rühmen; und in einer anderen Abteilung, der Skulpturen-Galerie, wurden eine Menge gut modellierter Elefanten und Rhinocerosse gezeigt, anatomisch richtig in der Darstellung, von schöner Vollendung und guter Ausführung. Außer-

dem waren noch einige recht geschickt angefertigte Holzmodelle der hauptsächlichsten Tempel und Paläste zu sehen.

Abteilung 52 war den Proben der herrlich eingelegten Perlmutter- und Lackarbeiten zugewiesen und enthielt eine Menge Blumenständer und Fruchtkörbe, Bücherdecken und Thürtäfelungen, die mit Tausenden von Stückchen Perlmutter ausgelegt waren und Elefanten und andere Gegenstände darstellten. Die Bearbeitung der Perlmutter ist in Siam sehr verbreitet und beschäftigt eine große Menge Menschen. Die Wirkung der schillernden Perlmutter auf schwarzem oder vergoldetem Holz ist sehr bedeutend, und da es jetzt die Laune der Mode in Europa und den Vereinigten Staaten Amerikas verlangt, die Häuser mit Porzellan- und Bronzewaren aus Japan, Kristall- und Nephritfiguren aus China, Messing- und Silberwaren und anderem Krimskrams aus Benares zu schmücken, so sollte meines Erachtens auch Siam seinen Teil liefern zur Ausschmückung der europäischen Salons und Speisezimmer. Ich bin überzeugt, die eingelegte Perlmutterware würde reißenden Absatz finden, und außer dem Nutzen, der den Siamesen aus diesem Handel erwüchse, würden diese wirkungsvollen Kunstwerke die Mattigkeit der schmutzig-gelben, langweilig-grauen Ornamente, die jetzt auf unsern Kaminsimsen und Wandbrettern vorherrschen, verdrängen. Se. Majestät stellte eine herrliche Sammlung derartiger Arbeiten aus, von denen zwei große eingelegte Perlmutterbilder, das königliche Wappen und Anbetung Buddhas durch Thewedas, besonders die Aufmerksamkeit auf sich zogen. Letzteres war eine vorzügliche Leistung dieser merkwürdigen Kunst, und die Farben, welche durch die Brechung der Lichtstrahlen auf den Perlmutterstücken hervorgebracht werden, und deshalb von der Auswahl und Verteilung der letzteren in hohem Maße abhängig sind, waren geradezu vorzüglich angeordnet. Neben diesen befanden sich zwei große Räume, welche die heiligen Manuscripte irgend einer Tempelbibliothek enthielten, die ebenfalls mit Tausenden und Abertausenden kleiner Stückchen Perlmutter eingelegt waren; sowie eine Anzahl von talum muk, d. h. Schüsseln, welche hohen Priestern von Fürsten und Edelleuten geschenkt werden, wenn dieselben ihre Opfer an Gewändern darbringen. Der Gebrauch dieser Schüsseln, welche sehr kostspielig sind, ist lediglich auf die hohen Priester beschränkt, da diese Geräte im Werte den Silberwaren vollständig gleichstehen, und es den Priestern nicht erlaubt ist, Gold, Silber oder überhaupt wertvolle Metalle zu besitzen. Die Schüsseln der gewöhnlichen Priester werden in eigentümlicher Weise hergestellt. Obwohl dem Aussehen nach fest und scheinbar aus Holz gefertigt, bestehen dieselben aus einem Gewebe von Bambusfäden, auf welche eine Masse, gebildet aus einer Mischung von bestem Lack, Öl und Asche, aufgetragen wird. In diesen Brei steckt man die Perlmutterstückchen und

füllt die Zwischenräume mit Rack (vgl. S. 125) bis zur Höhe der Perlmutter aus.

Abteilung 33 enthielt eine lehrreiche Sammlung von Artikeln in gewöhnlichem Bambusgeflecht. Es ist schwer zu sagen, wozu der Bambus nicht gebraucht wird, und die Ausstellung der von den Siamesen gebrauchten Matratzen, Körbe, Wassereimer, Reisbehälter u. s. w. hätte, so groß sie auch war, leicht ins Unendliche vermehrt werden können, wenn die Ausstellung fremden Nationen offen gewesen wäre, und der Bambus überall so geschätzt würde, wie in Siam. Sehr bezeichnend für dieses Land der Elefanten war ein kleines Zimmer mit einer großartigen und wahrscheinlich unvergleichlichen Sammlung von Elefantenzähnen und einigen Rhinoceroshörnern. Es waren 7 Sorten Elfenbein ausgestellt, wovon das feinste in Bangkok einen Preis von 360 Dollars (= ca. 1548 Mk.) das Pikul (= ca. 60,5 kg) erzielt. Von dem Rhinoceroshorn, welches als Arzenei verwandt wird, kosten $1^1/_3$ Pfund (= ca. 600 g) 22 Dollars (= ca. 95 Mk.).

Was die Erzeugnisse des Ackerbaus und des Waldes anbetrifft, so kann ich hier nur verschiedene Sorten Reis und Tabak erwähnen, welche ohne Zweifel sorgfältige Prüfung verdienten. Echtes Kardamum, welches am besten und häufigsten in der Gegend von Tschantabun und Singora vorkommt, erzielt 150 Dollars (= ca. 645 Mk.) das Pikul, während das Bastardkardamum von Matabaung, Siamrahp ꝛc. nur 18 Dollars (= ca. 77 Mk.) das Pikul kostet. Bestes Gummigutt wird in Bangkok zu 78 Dollars (= ca. 335 Mk.), gewöhnliches schon für 24 Dollars (= ca. 105 Mk.) das Pikul verkauft. Außerdem waren vertreten: Tiekholz, Sapanholz, Adler- und Rosenholz, Zucker, Pfeffer, Klebgummi, Vogelnester, Büffel-, Hirsch-, Elefanten- und Rhinoceroshäute, Baumwolle, Mangrovenrinde, Gummi, Harz und Wachs. Letzteres wird, wie bereits erwähnt (vgl. Kap. 17), in großer Menge beim Gottesdienste in Siam und Lao verwendet; ich muß hier jedoch noch hinzufügen, daß die Siamesen mit großer Geschicklichkeit nicht nur Kerzen, sondern auch Blumen, Figuren, Modelle und andere oft mannigfach gefärbte Gegenstände aus demselben verfertigen, die alle in die Tempel wandern, um dort an gewissen Festen als Opfer verbrannt zu werden.

Auch die Fischerei war durch die wohlbekannten pla-tu, pla-heng und pla-salit, durch Seegurken, getrocknete Muscheln und Garneelen, Seeigel, Rochenhäute, Haifischflossen und Schildkrötenschalen vertreten.

Die Abteilung für Mineralien verdient wegen ihrer Reichhaltigkeit Erwähnung. Siam ist sehr reich an Erzen: Gold*) wird in verschiedenen

---

*) Die Siamesen unterscheiden sechs Sorten Gold: 1) Nopakun kau nam. 2) Nua paat. 3) Nua tschet. 4) Nua hok. 5) Nua ha. 6) Nua si. Diese Einteilung in sechs

Teilen des Königreichs, besonders in Kabin*), etwa 100 Meilen (= ca. 160 km) ostnordöstlich von Bangkok gefunden, wo in letzter Zeit große Ausgaben für neue Maschinen und Anlagen gemacht worden sind. Kabin ist, wie man mir sagte, durch eine Eisenbahn mit Patschin, 25 Meilen (= ca. 40 km) nach Westnordwesten hin, verbunden. Kupfer findet sich in großer Menge; besonders reich sind die Adern in Korat. Auch Eisen von vorzüglicher Qualität ist nicht selten. Silberhaltiges Blei wird hauptsächlich in den nordwestlichen Provinzen gewonnen, aber das am häufigsten vorkommende Erz ist das Zinn, von welchem viel ausgeführt wird. Es findet sich in den siamesischen Provinzen Tschalang, Tschaija, Tschumphon, Pak Prek und auf der malaiischen Halbinsel. Die Minen werden, wie auf den Inseln Banka und Biliton, von chinesischen Kongsis oder Gesellschaften betrieben. Auch an kostbaren Steinen hat Siam keinen Mangel; besonders zahlreich sind Saphire, Rubinen, Zirkone, Granaten und Katzenaugen in den Bergen um Tschantabun.

Schließlich war noch eine hübsche Sammlung von Altertümern und anderen Sehenswürdigkeiten da: Waffen und Wappen der durch Siam zerstreut lebenden Bergstämme, und eine ebenso interessante Ausstellung von alten Münzen, einige flach, andere kugelförmig, massive an einem Ende gestempelte Gold- und Silberbarren neben altem Papiergelde, Blei, Thonware, Porzellanzeichen und Kauris.

Ein auf der Ausstellung nicht vertretener Industriezweig, der aber in dieser Skizze des siamesischen Gewerbfleißes kurze Erwähnung verdient, ist die Anfertigung der Buddhabilder. An der Hauptstraße von Bangkok, gerade außerhalb der Stadtmauer, befinden sich drei oder vier Geschäfte, in denen dieselben verfertigt und verkauft werden. Dieses Geschäft muß in Bangkok sehr gewinnbringend sein. Der Verkauf findet fortwährend statt und nimmt von Jahr zu Jahr zu, und allein das Vergolden und Wiedervergolden der kostbaren Figuren hört nie auf. Es finden sich Götzenbilder für jede Börse, von den einfachen Harzmodellen bis zu den mit Silber und edlen Steinen geschmückten Holz- und Bronzefiguren. Die letzteren werden jedoch immer seltener und stehen an Geschmack sowohl, wie an geschickter Ausführung den alten Bronzefiguren, von denen ich einige in Lao ausgegraben habe, weit nach.

Die Ausstellung war ein entschiedener Erfolg und dadurch, daß sie einen

---

Grade geht bis auf das Jahr 1347 zurück, als das Gold in großer Menge in Tschien Saan gefunden wurde. Die beiden ersten Qualitäten haben in Siam etwa den sechzehn- bis achtzehnfachen Wert des Silbers.

*) Siehe die geographische Skizze Siams im Anhang II.

allgemeinen Überblick über die Hülfsquellen des Landes darbot und die Möglichkeit künftiger Ausdehnung des siamesischen Handels darlegte, einer der Hauptanziehungspunkte der hundertjährigen Festfeier Bangkoks. Die natürlichen Hülfsquellen des Landes sind sehr bedeutend, und bei Fortsetzung der Politik des gegenwärtigen Königs, der den Handel erst eigentlich wachgerufen hat, steht Siam eine gedeihliche Zukunft bevor.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Abschiedsaudienz — Königliche Kritik — Besuch des königlichen Harems — Königliche Kapelle — Krystall-Buddha — Königlicher Klosterraum — Abschied — Rückkehr.

Die Feier des hundertsten Jahrestages der Stadt hatte die Zeit und Aufmerksamkeit des Königs so sehr in Anspruch genommen, daß mir derselbe erst Mitte Juli eine Audienz gewähren konnte, die ich nachgesucht hatte, um Sr. Majestät für die großmütige Unterstützung zu danken, die mir dieselbe bei Durchforschung seines Gebietes hatte angedeihen lassen. Se. Königl. Hoheit Prinz Devan führte mich vor den Herrscher, welcher mir die Hand reichte und mich zu meiner Rückkehr beglückwünschte, obwohl ich, wie er sagte, so sehr abgenommen hätte, daß ich kaum noch die Hälfte meines früheren Ich vorstelle. Ich konnte Se. Majestät versichern, daß, wenn auch nur mein halber Körper vor ihm stehe, ich ihm doch aus ganzem Herzen danke für die bereitwillige Unterstützung, welche mir derselbe während meines Aufenthaltes in seinem Lande habe zu teil werden lassen. Er wünschte dann meine Skizzen zu sehen, unterwarf dieselben einer genauen Prüfung und bewies dabei, daß er, wenn nicht selbst ein Künstler, so doch ein sachkundiger Kunstkritiker war; denn er zeigte mir sofort einige Punkte in denselben, in denen die Zeichnung nicht ganz richtig war. Se. Majestät meinte, ich hätte mir nicht gerade die schönsten Frauen Siams als Vorbilder ausgesucht; ich antwortete jedoch, ich hätte mich bemüht, gerade die eigentümlichsten Züge des Volkes in den verschiedenen Teilen des Landes festzuhalten. Was die Frauen anbetrifft, so war es überhaupt schon schwer, dieselben zu einer „Sitzung“ zu bringen; denn sie fürchteten die bösen Geister und wie ich glaube, noch mehr den Fremden, den sie wahrscheinlich für den leibhaftigen Teufel hielten.

In Erwiderung auf die Fragen Sr. Majestät gab ich einen kurzen



Siamesische Prinzessin.

Abriß meiner Reise und der mancherlei Hindernisse, die mir von den Eingeborenen in den Weg gelegt waren, worauf Majestät bemerkte, daß viele

der Belästigungen jedenfalls meinem Dolmetscher zuzuschreiben seien. Diese Vermutung des Königs befestigte mich noch in meiner schon früher hierüber gefaßten Meinung; denn ich war überzeugt, daß, ein so guter Diener Kao auch war, er meine Worte nicht immer richtig übersetzte, und der Erfolg einer Reise in fremdem Lande hängt von nichts mehr ab, als von dem Gebrauch, den der Dolmetscher von seiner Zunge macht.

Der König schenkte mir darauf in höchst liebenswürdiger Weise sein Porträt und diejenigen der Königin und des Kronprinzen, deren Nachbildungen sich in diesem Buche finden.

Bevor ich Bangkok verließ, wurde mir noch das Vergnügen und die seltene Auszeichnung zu Teil, von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Diß, Flügeladjutanten Sr. Majestät, dem ich für manchen Beweis von Höflichkeit und Güte sehr verbunden bin, in den königlichen Harem geführt zu werden. Die Erlaubnis, den Harem zu betreten, ist eine besondere Gunst und wird Männern nur höchst selten erteilt. Nur einige vom König damit beauftragte Diener dürfen den Harem zu gewissen Zeiten betreten, um die ab und zu notwendigen Arbeiten der Reinigung und Ausbesserung der Räume vorzunehmen; zu allen anderen Zeiten jedoch ist die Anwesenheit aller männlichen Personen aufs strengste untersagt, und ich glaube, es giebt keine Eunuchen zur Bewachung des Harems. Zu derselben Zeit erhielt ich die Erlaubnis, das Wat Puttha Niwet, auch Buddhas Palast genannt, zu besichtigen. Es ist dies die Privatkapelle des Königs, und die Erlaubnis zum Besuche desselben wird ebenfalls nur wenigen besonders begünstigten Besuchern erteilt.

Die „Kapelle“ ist ein sehr kleines Gemach, aber berühmt wegen einer in ihr aufbewahrten unvergleichlich schönen Krystallfigur Buddhas, die auf einem herrlichen von Elfenbein geschnitzten Altare, dessen obere Teile vergoldet oder von massivem Golde sind, thront. Die prachtvolle Durchsichtigkeit der Krystallfigur verleiht ihr einen eigenartigen Reiz, der schwer mit Worten zu beschreiben ist. Vor dieser geradezu einzigen Darstellung des Herrn Buddha bringen die Königin und die Hofdamen ihre Gebete dar. Auf jeder Seite des Altars standen zwei goldene Bäumchen, ein Teil des Tributes von Tschengmai oder eines Lao-Staates, und in der Nähe desselben wieder zwei kleinere Buddha-Bilder.

Neben diesem Palaste Buddhas befindet sich der Klosterraum, welchen der König während seiner Priesterschaft bewohnte. Die auffallendsten Gegenstände in diesem Gemache sind eine Reihe von Fresken, in dem eigentümlichen unperspektivischen Stile des Landes, welche verschiedene Ereignisse aus dem Leben des Königs darstellen — unter anderen seinen „ersten Empfang

europäischer Gesandter", und eine „Huldigung des Königs", ein Vorkommnis aus seiner Jugend, in welchem auch seine Erzieherin, Frau Leonowens, erscheint.

Aber die Zeit der Abreise von Bangkok kam schnell heran, und nachdem ich von den vielen Freunden, die dazu beigetragen hatten, meinen dortigen Aufenthalt zu einem so angenehmen zu machen, und deren Namen früher erwähnt sind, Abschied genommen hatte, verließ ich die Stadt am 2. August an Bord des Dampfers Ban Jong Hu, welcher mich nach Singapore brachte; von hier bewerkstelligte ich meine Überfahrt nach Europa.

Anhang I.

Bemerkungen über die Gebräuche der Königlichen Familie von Siam und die Stellung der Prinzen besonders derjenigen, welche den Titel Chaofa*), Pra Ong Chao und Krom führen.

In der königlichen Familie von Siam finden sich Gebräuche, von denen viele ausschließlich siamesisch zu sein scheinen; denn sie unterscheiden sich sogar von den Gewohnheiten der benachbarten Laoten; so z. B. die Einrichtung, welche in Siam, um einem Überflusse an Prinzen vorzubeugen, dahin getroffen ist, daß viele derselben in den Stand der Gemeinen zurücktreten, während in Lao alle Söhne den Titel ihres Vaters annehmen. Die Folge davon ist, daß es in Tschengmai und Hluang Prabang so viele Prinzen giebt, daß dieselben oft dankbar sind, wenn sie als Korporale über 9—10 Mann Anstellung finden.

Wenn man die jetzigen Gewohnheiten der Siamesen mit den geschichtlich feststehenden früherer Zeiten — etwa von 1531 an — vergleicht, so ergiebt sich, daß dieselben sich in Bezug auf Namen und Personen oft und bedeutend geändert haben, aber daß sie ihren Grundzügen nach dieselben geblieben sind. Als das Land noch wenig civilisiert war, änderte der regierende Fürst sie oft, um seine Verwandten besser in Schranken halten zu können. Während der 200 Jahre von 1350—1550 jedoch sind nur ganz wenige Änderungen eingetreten; dann folgte die Übergangsperiode, in welcher die Sitten und Gewohnheiten sich allmählich zu den jetzigen umgestalteten. Die zuverlässigste Quelle für die Rangverhältnisse und Vorrechte der Prinzen während der ersten 200 Jahre ist das Buch der königlichen Edikte: „Kot Montieraban“, welches Gesetze zur Regelung der Verhältnisse im königlichen Palaste enthält und von König Ramathibodi I. 1359, 8 Jahre nach der

*) „Chao“ ist die offizielle Orthographie für das siamesische Wort Prinz; vom Volke wird es gewöhnlich, wie auch von uns bisher geschehen, „Chow“ — in vorliegender Übersetzung nach deutscher Aussprache „Tschau“ — geschrieben. In diesem Anhange, zu dem die nötigen Mitteilungen aus bestunterrichteter Quelle geflossen sind, wird — auch in der deutschen Übersetzung — die offizielle Schreibweise, d. h. die des Hofes, beibehalten.

Gründung der alten Hauptstadt Ayuthia, erlassen wurde. In diesen Edikten sind die Vorrechte und die Stellung des Königs, der Stand und die Privilegien der Prinzen der Reihe nach aufgezählt, aber die Ausdrücke sind so veraltet, daß nur ein ungewöhnlich belesener Siamese dieselben verstehen kann, und daher haben denn auch wenig Eingeborene die Edikte, welche dem Namen nach allen bekannt sind, gelesen.

Dieselben bestimmen 4 Rangstufen unter den Prinzen, den Söhnen des Königs, und zwar:

1) Söhne des Königs aus der Ehe desselben mit einer königlich geborenen Königin (Akkamahesi) wurden Sombet No Putthi Chao, d. h. „höchst ausgezeichnete Sprossen des weisen Herrn" genannt. Sie durften unter keinen Umständen die Hauptstadt verlassen.

2) Söhne des Königs und einer Prinzessin, welche selbst die Tochter eines Königs war, hießen Luk Hluang Ek, „Königskinder 1. Klasse". Ihnen wurde gewöhnlich die Regierung der größeren Provinzen wie Pitsanulok, Sukothia und Nachou Rachasima oder Korat übertragen.

3) Kinder des Königs und einer Prinzessin, welche die Enkelin eines Königs war, wurden auch als Luk Hluang, „Königskinder", bezeichnet und gewöhnlich zu Gouverneuren der kleineren Provinzen, wie Sarwankalop und Supau, ernannt.

4) Mit Kebsweibern erzeugte Kinder heißen Pra Yaowarat, „Königliche Jünglinge"; sie wurden nicht zur Regierung zugelassen.

Jede dieser Klassen hatte den Vorrang vor der unter ihr stehenden und zwar in der Weise, daß der jüngste Sproß der 1. Klasse einen höheren Rang einnahm, als das älteste Mitglied der 2. Klasse u. s. w.

Die zur Regierung der Provinzen bestimmten Prinzen herrschten nicht nur dem Namen nach, sondern in Wirklichkeit fast unumschränkt über ihr Gebiet. Daher nannte sie das Volk Chaofa, ein Name, der sich bis auf den heutigen Tag für die fürstlichen Gouverneure der großen und kleinen Provinzen erhalten hat. In der Korrespondenz mit laotischen und anderen Häuptlingen im Innern während des Krieges zur Unterdrückung der Haw-Rebellen findet sich der Ausdruck Chaofa sehr häufig und wird nicht nur von den Beherrschern kleiner Gebiete wie Nint und Senni, sondern auch von den Königen von Siam und Annam gebraucht. Er bedeutet Fürst-Regent, eigentlich „Fürst vom Himmel", ein hochtrabender Ausdruck, welcher auf die Abstammung der Fürsten und Könige von Engeln hindeutet — ein Glaube, der sich noch heute bei den Indiern findet. Der Titel Chaofa ließ sich jedoch nur auf 2 Klassen von Prinzen anwenden und wurde weder den höchsten noch den niedrigsten derselben, sondern nur denjenigen beigelegt, deren Mütter Töchter oder Enkelinnen von Königen waren. Die

Gewohnheit, Prinzen zu Gouverneuren von Provinzen zu machen, hat ungefähr 200 Jahre gewährt. Die dann folgenden Könige erließen keine Ernennungen mehr, und so hörte der Brauch allmählich in aller Ruhe auf. Die frühere Sitte hatte oft Unglück über das Land gebracht, da Chaofa-Prinzen mit einander um den Königsthron kämpften oder sich mit Landesfeinden zur Bekriegung irgend eines königlichen Stiefbruders verbanden.

Obwohl der Grund für den Titel Chaofa auf diese Weise weggefallen war, blieb derselbe doch bestehen und wurde auf die Prinzen der 2. und 3. Klasse angewendet. Da nun die Könige aus politischen Gründen keine Gemahlin mehr zu dem erhabenen Range einer „Königin“ erhoben, so wurden ihnen keine Söhne geboren, welche einen höheren Rang als die Chaofa einnahmen, und so kam der Ausdruck allmählich zu der Bedeutung „Prinz des höchsten Ranges“. Als dann doch einige der Gemahlinnen der späteren Könige den Titel „Königin“ erhielten, nannte man auch ihre Kinder Chaofas, und so hat dies Wort bis auf den heutigen Tag in Siam die eben angegebene Bedeutung. So lange die Chaofas die größeren Provinzen mit fast königlicher Macht regierten, hatten sie das Recht, sich mit einer mit Speeren bewaffneten Leibwache und bei offiziellen Reisen zu Wasser mit einem Gefolge von langen Booten zu umgeben, deren einige Leute enthielten, welche mit Flaggenstäben den Takt zum Rudern angaben. Diese beiden königlichen Vorrechte genießen sie noch heute, obwohl ihnen die Regierung genommen ist. Von allen Prinzen können sie allein mit Wasser aus dem Krönungsbecken gesalbt werden, welches die Brahminen für keinen gebrauchen, dessen Eltern nicht beide königlichen Blutes sind — in dem Glauben, daß es jedem anderen Unglück bringen würde. Es konnte z. B. deshalb bei dem gegenwärtigen Wangna, dessen Vorfahren mütterlicherseits nicht königlich sind, nicht genommen werden. Auch dürfen die Chaofas, ebenso wie der König selbst, von den Brahminen Opfer annehmen, welche Wischnu bei dem Feste der jährlichen Geißelung (Piti Tri Yampawai) dargebracht werden; außer Wischnu, dem Könige oder einem Chaofa kann keiner sie empfangen, ohne Unglück über sich zu bringen.

Schon von der Geburt an tritt eine Unterscheidung der Chaofas von den anderen Prinzen ein; sie haben besondere Musiker mit besonderen Instrumenten, welche vor ihnen die nur für Könige bestimmte Musik spielen, und Sänger, welche vor ihnen in hochtönender Sprache singen, wie bei keinem anderen; die Brahminen legen ihnen Gesänge aus Ranaxana in die Wiege; ihre Erzieher und Erzieherinnen erhalten den Titel Pra und werden Pra Pidieng Pra Nom angeredet; Hausbeamte und -diener werden ihnen vollzählig zuerteilt, und jeder von ihnen erhält Pagen und Erzieher. Wenn sie ihr neuntes Lebensjahr erreicht haben, werden sie an den Fluß gebracht,

unter einem viereckigen spitzzulaufenden Zeltdache auf ein Floß gesetzt und unter großen Feierlichkeiten gebadet. Ist die Zeit zur Beschneidung der Haarbüschel eines Chaofa herangekommen, so werden 6 Tage lang Feste gefeiert und Umzüge abgehalten; ein künstlicher Berg wird errichtet, der den Berg Krailat vorstellen soll, und neben demselben thront der Chaofa auf einer mit einem Teppiche bedeckten Löwenhaut. Das Haar wird ihm dann abrasiert, aber nicht in der Weise, daß 3 Büschel, wie bei anderen, stehen bleiben, sondern 5. Chaofas benutzen Teller, Theetöpfe, Kästchen und andere Gegenstände von emailliertem Golde, während andere Prinzen und Beamte vor dem Könige nur mit Insignien*) von einfachem Golde erscheinen dürfen.

Wie der Chaofa bei seiner Geburt seine offiziellen Diener erhält, so bekommt er auch bei seinem Tode offizielle Leidtragende, welche bis zu seiner Verbrennung Tag für Tag Grab- uud Trauerlieder zu singen haben. Die Verbrennung selbst findet nicht in einem gewöhnlichen Gebäude, sondern in einem hohen, prächtigen Pavillon von besonderer Bauart statt, bei dem sogar der Fußboden hoch über der Erde erhaben ist.

Wird ein Chaofa als Krom zur Verwaltung einer Provinz bestimmt, so kann er nicht in dem niedrigeren Range eines Krom stehen, sondern muß wenigstens Krom Khun heißen, und in der Rangliste, in welcher die Stellung der Prinzen zu einander durch Zahlen gekennzeichnet wird, nimmt er einen höheren Rang ein als andere Prinzen. Diese Rangzahlen heißen siamesisch Sakna. Die Liste gestaltet sich folgendermaßen:

	Rangzahlen.
Ein Chaofa, Bruder des Königs, hat	20,000.
Wenn er das Amt eines Krom übernimmt . .	50,000.
Ein Chaofa, Sohn des Königs, hat	15,000.
Wenn er das Amt eines Krom übernimmt . .	40,000.
Ein gewöhnlicher Prinz, Bruder des Königs, hat	7,000.
" " " , Sohn " " "	6,000.
Wenn sie ein Amt übernehmen, erhalten beide .	15,000.
Ein gewöhnlicher Prinz, Enkel des Königs, hat .	4,000.

Diese Liste, welche bereits vor 500 Jahren aufgestellt wurde, zeigt, wie hoch das Gesetz die Chaofas stellt. Wenn gewöhnliche Söhne eines Königs die Verwaltung einer Provinz oder Krom übernehmen, so geben sie ihren

*) Der verstorbene König, Pra Chom Klao, erlaubte einigen Wenigen, welche nicht Chaofas waren, emaillierte Kästchen 2c. auf einem einfach goldenen Teller zu tragen. Dies bezieht sich jedoch nur auf die offizielle Art des Email. Zwei oder drei besonders begünstigte Edelleute haben die Erlaubnis, ihre Goldsachen in chinesischer Art emaillieren zu lassen.

eigenen Namen auf und werden nach ihrem Lande benannt; die Chaofas dagegen behalten ihren Namen bei oder vielmehr den in ihrem 9. oder 10. Jahre ihnen vom Könige verliehenen Titel, welcher in eine Goldplatte eingegraben wird, die der König ihnen schenkt*).

Außer ihrem offiziellen Titel haben die Chaofas noch einen Namen, den das Volk ihnen beilegt. Wie die Pyas von ihresgleichen und ihren Untergebenen Chao Khun, „Herr der Wohlthaten“, angeredet werden, so ist der Name der Chaofas Tun Kramom. Keiner der beiden Ausdrücke ist offiziell, und dem Könige gegenüber von einem Pya als Chao Khun zu reden, wäre eine Verletzung der Hofetikette, welche verlangt, daß der volle Titel angeführt wird. In öffentlicher Audienz ist daher der Gebrauch des Wortes Tun Kramom unerlaubt, und der volle Titel des Chaofa muß genannt werden, in einer Privataudienz jedoch kann man sich desselben bedienen, obwohl auch hier Chao Khun für Pya nicht gestattet ist.

Der Titel des gegenwärtigen Königs von Siam war, als derselbe noch Chaofa war, folgender: „Sombet Pra Chao Luk Ya To, Chaofa Chulalonkon Bodinthara Thipaya Maha Mongkut Burutsaya Ratana Rah Rawiwongs Wurutana Pongs Boriphat Sri Watana Racha Kuman“.

Der Titel des Chaofa enthält immer den Namen seines Vaters oder vielmehr einen Teil desselben. So sind beispielsweise in dem obigen Namen die Wörter: „Maha Mongkut“ die Hauptnamen in dem Titel des verstorbenen Königs, des Vaters Sr. Majestät. Aber Fremden ist die Beziehung nicht immer klar; so enthält der Name des Bruders Sr. Majestät von dem seines Vaters das Wort Makut, eine Ableitung von Mongkut. In dem Titel des Chaofa Maha Mala ferner bezieht sich das Wort „Mahisarthirat“ auf den Namen seines Vaters, des Königs Pra Putthi Lot La, dessen eigner Name Isara war.

Chaofa-Prinzessinnen haben nur kurze Namen und führen nicht den Namen ihres Vaters.

Ein Chaofa, welcher Anwartschaft auf den Thron hat, heißt Upato Siyati Sansutta Khroni oder „rein“, d. h. von tadelloser Abstammung väterlicher und mütterlicherseits, „der Abkomme eines reinen Schoßes“.

Die Söhne des Königs reden ihren Vater Tun Kramom Keon oder Tun Kramom an, und die Kinder der Chaofas gebrauchen dieselbe Anrede. Der Gebrauch derselben wurde vom Könige Pra Chom Klao gebilligt.

Die oben erwähnten Gebräuche schreiben sich aus den ersten 200 Jahren nach der Gründung Ayuthias her und sind seit der Zeit stetig in Gebrauch gewesen, mit Ausnahme der Fälle, in denen das ceremonielle Verschneiden

*) Ein mit der Verwaltung eines Krom betrauter Chaofa nennt sich Chaofa-Krom.

des Haares aus Staatsrücksichten mit weniger Pracht gefeiert werden mußte. Die Montieraban-Edikte enthalten noch viele andere Bestimmungen, deren Aufzählung jedoch ermüden würde, umsomehr, als die meisten derselben veraltet sind. Der gewohnheitsgemäße Gebrauch des Titels Chaofa während der 300 Jahre, welche auf die obengenannte Periode folgten, und das Fortbestehen desselben bis auf den heutigen Tag muß aus der Geschichte abgeleitet werden.

Während dieser Periode finden wir Chaofas, deren Recht auf diesen Titel auf sieben Möglichkeiten beruht.

1) Chaofas durch Ernennung bei der Gründung einer Dynastie. Wenn ein König nach Unterwerfung seiner Feinde einen Thron besteigt, kann er diejenigen Prinzen und Prinzessinnen aus seiner Verwandtschaft zu dem Range der Chaofas erheben, welche denselben durch ihre Geburt schon eingenommen haben würden, wenn er selbst Chaofa gewesen und „rein" geboren wäre.

So erhob König Pra Putthi Yot Fa bei seiner Thronbesteigung seine beiden älteren Schwestern und 4 seiner Kinder aus der Ehe mit Sombet Amarundr Ammat zu diesem Range und die Mutter derselben zum Range einer Prinzessin. König Pra Nang Klao, welcher durch Erbfolge zum Thron kam, erhob seine Brüder nicht zu Chaofas.

2) Chaofas durch das Recht ihrer Geburt, nämlich die Kinder des Königs aus dessen Ehe mit der Tochter eines Königs, wie Chao Fa Maha Mala, der Sohn des Königs Pra Putthi Lot La und der Prinzessin Chaofa Kunkan, der Tochter von Pra Putthi Yot Fa.

3) Kinder eines Königs und der Enkelin eines Königs sind Chaofas, wenn ihre Mutter zu dem Range einer Pra Ong Chao erhoben wurde. Ihr Recht liegt also ganz in den Händen des Königs mit alleiniger Ausnahme des Falles, daß ihre Mutter bereits durch ihre Geburt ein Recht auf den Titel Pra Ong Chao hat; dieser Fall tritt jedoch nur dann ein, wenn ihre beiden Eltern Königskinder sind, was sich sehr selten findet. König Pra Chom Klao erhob Mom Chow Ying, eine Tochter des Prinzen Lakkana Numan, zur Pra Ong Chao, und sie gebar ihm einen Sohn, einen Chaofa. Er erhob auch Mom Chao Ramphoi, eine Enkelin des Königs Pra Nang Klao, zur Pra Ong Chao, machte sie zu seiner Gemahlin und hatte 4 Chaofas von ihr.

4) Kinder einer fremden Prinzessin, welche die Tochter eines unabhängigen oder eines von Siam zwar abhängigen aber seiner Würde nicht beraubten Königs ist, können zu Chaofas gemacht werden. So wurde die Prinzessin Kunkan, die Tochter des Königs Vunchan, zur Chaofa erhoben. Ein Chaofa dieser Klasse gilt weniger als ein solcher, dessen Eltern beide aus der königlichen Familie stammen. Während der Regierung des Königs

Pra Chom Klao befanden sich die Prinzessinnen Nak Emm und Tuanka Suphea, die erstere die Tochter des Königs von Kambodscha, die zweite die des Sultans von Linga, im königlichen Harem, und Se. Majestät ließ bekannt machen, daß die Kinder, welche sie gebären würden, als Chaofas angesehen werden sollten; doch wurde diese Erklärung des Königs von vielen mißbilligt.

5) Die Kinder einer Chaofa-Prinzessin sind Chaofas durch die Gnade des Königs. Aber Chaofa-Prinzessinnen dürfen niemand unter ihrem Range, selbst nicht den Sohn des Königs und einer Pra Ong Chao, heiraten. Infolge dessen können sie keinen fremden Fürsten heiraten und sind auf die Wahl ihrer nächsten Verwandten oder des Königs selbst angewiesen. Da nun Prinzen und Prinzessinnen sich gewöhnlich nicht heiraten, so wird selten ein Chaofa im zweiten Gliede geboren.

6) Die Kinder des Wangna sind in zwei Fällen durch besondere Gnade des Königs zu Chaofas erhoben worden. Das waren die Prinzen Pi Kun Tong, dessen Mutter eine Prinzessin von Chengmai war, und Isarapong, dessen Mutter die Tochter eines Wangna war. Der letztere wurde erst nach Vollendung seines 30. Jahres vom einfachen Pra Ong Chao zum Chaofa befördert. Andere Kinder der zweiten Könige und fürstlicher Mütter rangierten nicht als Chaofas, und selbst diejenigen, welchen diese Würde zu teil wurde, erhielten nicht den Titel Sombet, sondern die niedrigere Bezeichnung Pra Boworawongs u. s. w. Der Sohn eines Wangna und einer Chaofa-Prinzessin wird Chaofa nach Klasse 5.

7) Es giebt ein Beispiel der Ernennung eines Chaofa, welches nicht mit den Grundsätzen übereinstimmt, die in den vorhergehenden 6 Klassen maßgebend sind. Während der Regierung des Pha Taksin, Königs von Janaburi, bekleidete einer der Generäle (der spätere König Pra Putthi Yot Fa) die außergewöhnliche Stelle eines Maha Krasat Suk, d. h. „großer Kriegskönig", mit voller königlicher Macht für die Dauer des Krieges, und der Krieg nahm kein Ende. Er heiratete die Tochter des Königs, und diese gebar ihm einen Sohn, welcher durch Ausdehnung der Rechte eines Eroberers zum Chaofa gemacht wurde.

300 Jahre lang hat es nur Chaofas der obigen Klassen gegeben. Die Gesetze geben keine Auskunft darüber, welches die Stellung der Chaofas der einzelnen Klassen zu einander gewesen ist; sie deuten jedoch an, daß dem Alter der Vorrang gebühre. Nach Ansicht des gegenwärtigen Königs von Siam würden ältere Brüder und Onkel des Königs, vorausgesetzt, daß sie Chaofas sind, über den jüngeren Brüdern des Königs rangieren; das Volk jedoch richtet sich hier nicht nach dem Alter, sondern nach der Abstammung der Mutter. Je ungemischter das königliche Blut der Mutter

ist, je näher dieselbe mit dem Könige verwandt ist, um so höher steigt das Ansehen des Chaofa in den Augen des Volkes.

Wir wollen jetzt die Stellung der Prinzen, welche nach den alten Palastgesetzen Laus Pra Yaowarat genannt werden, und anderer Prinzen niederen Grades betrachten:

1) Alle Nachkommen des Königs von seinen Kebsweibern (Pra Sanom oder auch Chao Chom Manda genannt) sind einander gleich und führen den Titel Pra Ong Chao.
2) Zur Zeit als Ayuthia noch die Hauptstadt des Reiches war, wurden die Nachkommen der Wangnas (zweiten Könige) bald Pra Ong Chao, bald Mom Chao genannt, aber seit Bangkok zur Hauptstadt erhoben ist, hat der König den Söhnen der Wangnas, in Anbetracht der Dienste der letzteren in Kriegszeiten, stets den Titel Pra Ong Chao gestattet.
3) Die Kinder des Wang Lang (des zweiten Wangna) heißen ebenfalls Pra Ong Chao.
4) Enkel des Königs sind ebenfalls Pra Ong Chao, wenn Vater und Mutter derselben Kinder des Königs sind.
5) Enkel eines Königs, welche ältere Söhne sind oder dem Staate gute Dienste geleistet haben, können durch Verfügung des Königs zu Pra Ong Chao erhoben werden. Dagegen kann sich eine solche Beförderung nicht mehr auf die Enkel eines Wangna oder Wang Lang erstrecken.

Das sind die fünf Klassen der Pra Ong Chao-Prinzen. Ihr Rang beruht jedoch auf einer ganz anderen Klassifikation und wird durch die ersten Worte des Titels jedes Prinzen in folgender Weise angegeben:

1) Pra Chao Borom Anjaka-to d. h. die Großväter und Großmütter von „**to**" d. i. von ihm, dem einzig herrschenden Könige.
2) Pra Chao Boroma Wongs-to, die Onkel und Tanten von ihm, dem Könige.
3) Pra Chao Pi Ya-to ältere Brüder von ihm, dem Könige.
   Pra Chao Pi Nang-to ältere Schwestern von ihm, dem Könige.
   Pra Chao Nong Ya-to jüngere Brüder " " " "
   Pra Chao Nong Nang-to jüngere Schwestern von ihm, dem Könige.
   Alle diese drei Grade haben gleiche Sakna oder Rangzahlen, nämlich

7000 und, wenn mit der Verwaltung eines Krom betraut, 15,000.

4) Pra Chao Luk Chai-to, Sohne von ihm, dem Könige.
   Pra Chao Luk Ying-to, Töchter " " " "
5) Pra Chao Rachawongs-to, ein besonderer, während der Regierung des Königs Pra Chom Klao zu Gunsten der Söhne seines Bruders und

Vorgängers errichteter Titel, welche nach den gewöhnlichen Gesetzen durch seine Thronbesteigung von Kindern zu Neffen des Königs herabgesunken wären. Um diese Härte zu vermeiden, schuf der König diesen neuen Titel und stellte sie den Söhnen des Königs im Range gleich mit 6000 Sakna, resp. 15,000 bei Übertragung der Verwaltung eines Krom.

Alle oben angeführten 5 Stufen bezeichnen Pra Ong Chao-Prinzen 1. Klasse.

Außer diesen giebt es noch folgende 7 Stufen von Pra Ong Chao-Prinzen 2. Klasse:

1—4. Pra Chao Worawongs-to 1) Söhne des Wangna aus der Regierung des Königs Pra Putthi Yot Fa. 2) Söhne des Wangna aus der Regierung des Königs Pra Putthi Lot La. 3) Söhne des Wangna aus der Regierung des Königs Pra Nang Klao. 4) Söhne des Wangna aus der Regierung des Königs Pra Chom Klao, welche älter sind als der regierende Fürst.

5, 6. Pra Chao Boworawongs-to der 1. Klasse, nämlich Kinder des Wangna unter König Pra Chom Klao, welche jünger sind als der regierende König, und Pra Chao Boworawongs-to der 2. Klasse, d. h. die Kinder des gegenwärtigen Wangna.

7. Pra Chao Lan-to, Neffen und Enkel des Königs, welche als Söhne einer Pra Ong Chao-Prinzessin zum Pra Ong Chao-Rang berechtigt sind oder aus dem Range eines Mom Chao zu demselben erhoben werden.

Alle obigen sieben Grade haben 4000 und, wenn im Amt, 11,000 Sakna.

Nun giebt es noch drei Grade von Pra Ong Chao-Prinzen 3. Klasse, nämlich:

1) Pra P'rap'ant'awongs-to, Kinder des Krom Mum Mataya Pitak, des Großvaters mütterlicherseits des gegenwärtigen Königs.

2) Pra Wongs-to, Enkel früherer Könige, welche als Söhne einer Pra Ong Chao-Prinzessin auf den Rang eines Pra Ong Chao Anspruch haben oder vom Mom Chao-Range durch die Gnade des Königs zu demselben erhoben werden.

3) Pra Samp'ant'awongs-to, Söhne eines Wang Lang und einer Pra Ong Chao-Prinzessin, oder von Chaofas, Söhnen der älteren Schwestern des Königs Pra Putthi Yot Fa.

Diese drei Grade haben nie mehr Sakna zuerteilt erhalten, als die 1500, auf die sie als Mom Chao Anspruch hatten. Es ist hier eine Lücke im Gesetz, denn ihr Sakna müßte ganz entschieden höher sein. Wenn sie das Amt eines Krom erhalten, haben sie 11,000 Sakna und stehen den Prinzen 2. Klasse im Range gleich.

Das sind die drei Klassen und fünfzehn Grade der Pra Ong Chao-Prinzen, und es liegt auf der Hand, daß, da unter jedem neuen Könige neue Verwandtschaftsbeziehungen entstehen, sich unter jeder neuen Regierung 2—3 neue Titel bilden werden. Die Chaofas nehmen denjenigen der oben angegebenen Titel an, welcher ihre Verwandtschaft mit dem Könige bezeichnet, und setzen das Wort „Sombet“ davor.

In manchen Fällen wird der Verwandtschaftsgrad direkt ausgedrückt wie in „Pi Ya“, älterer Bruder u. s. w., in anderen findet er sich nur angedeutet wie „königliches Geschlecht“ für Vetter, „erhabenes“ und „glänzendes Geschlecht“ für die Wangna-Verwandtschaft (zweite und dritte Vettern des Königs) u. s. w. Der bezeichnendste Teil des Titels ist das Wörtchen „to“ (er, ihm) am Ende; es drückt die Verwandtschaft mit dem höchsten Könige aus und kann auf keinen anderen angewendet werden; aber unwissende Siamesen mißverstehen es zuweilen, und mehrere Male wurden unter der letzten Regierung Bittsteller gegeißelt, weil sie in ihren Petitionen die Kinder des Wangna als Kinder des To bezeichnet hatten.

Eine besondere Erlaubnis, gewisse dieser Titel anzunehmen, wird von den Königen gelegentlich einigen wenigen erlaubt, deren Titel sonst niedriger sein würden. So ist unter dem gegenwärtigen Regenten der Titel Pra Anjaka-to (Großmutter des Königs) Ihrer Königl. Hoheit Krom Sombet Pra Suda Ratana Rat Prayun, des Königs Großmutter mütterlicherseits, beigelegt worden, weil dieselbe nach dem Tode seiner Mutter die Erziehung des Königs geleitet hat und so von diesem als Großmutter angesehen ist. Ebenso wurde unter dem jetzigen Herrscher der Titel Pra Chao Boroma Wongs-to (Onkel des Königs) auf den Krom Pra Pawaret Waruja Longkorn, das Haupt der Priester und den Erzieher des Königs, übertragen, obwohl derselbe nur ein Prinz 2. Klasse ist und sich nur Warawongs-to zweiten Grades nennen darf, d. h. er ist ein Sohn des Wangna aus der Regierung des Königs Pra Putthi Lot La.

Der dem Pra Ong Chao im Range folgende Prinz ist der Mom Chao. Diesen Titel führen die Kinder der Chaofas und Pra Ong Chao-Prinzen, deren Mütter nicht selbst Pra Ong Chao-Prinzessinnen sind. Ihre Rangzahl ist 1500. Die Kinder des Mom Chao heißen Mom Rachawongs mit 500 Sakna, und deren Söhne Mom Hluang mit 400 Sakna. Die Kinder des Mom Hluang treten in den Stand der Gemeinen zurück.

Wenn die Mom Rachawong oder die Mom Hluang ein irgendwie bedeutendes Amt bekleiden, heißen sie gewöhnlich Mom Rachanikun. Eine Anzahl derselben bildete die Leibwache des Königs nach dem alten Kriegssystem, ritt auf den Elefanten, welche den königlichen Elefanten beschützten, und hatten 1000 Sakna. Diese Stellung giebt es jetzt nicht mehr, und die

Mom Rachawongs legen oft ihren fürstlichen Namen ab und nennen sich nach dem Amte, welches sie bekleiden. Schon in alten Zeit war ihre Hoftracht das „pa-som-phak“ (ein geblümtes Wams), welches ihr Amt bezeichnete, ähnlich der Kleidung der Edelleute, mit einer einfachen weißseidenen Schärpe. Die Prinzen höheren Ranges konnten jede beliebige Farbe tragen.

Es giebt sieben Grade der offiziellen Beförderung, welche der König an Prinzen vom Mom Chao aufwärts verleihen kann. Mit allen ist die oberste Verwaltung einer Provinz oder eines Amtes verbunden. Diese sind:

1) Die Würde eines Krom Pra Rachawong Tatham Mongkon sai ha, Befehlshabers der Avantgarde, von Fremden zweiter König genannt. Zu dieser Würde können zwei erhoben werden. Giebt es nur einen, so bezeichnet man ihn gewöhnlich als Krom Pra Rachawong oder Pra Bant' un. Sind zwei derselben vorhanden, so nennt man sie den größeren und den kleineren Pra Bant' un. Bant' un bezeichnet ein Amt für einen Prinzen dieses Grades, und wird gewöhnlich für den Prinzen selbst gebraucht.

2) Die Würde des Krom Pra Rachawong Bowara Sathan Pimuk sai Lang, Befehlshabers der Arrieregarde, ebenfalls ein zweiter König. Diese Würde können gleichzeitig zwei bekleiden, aber für eine solche doppelte Besetzung der Stelle giebt es nur ein einziges Beispiel. Gewöhnlich ist nur einer da, welcher den Titel Pra Racha Wang Lang erhält.

3) Die Würde eines Krom Sombet Pra.

4) „ „ „ Krom Pra.

5) „ „ „ Krom Hluang.

6) „ „ „ Krom Khun.

7) „ „ „ Krom Mun.

In den meisten Fällen legt ein Prinz, wenn er ein mit irgend welcher der erwähnten Rangstufen verbundenes Amt übernimmt, seinen Prinzentitel ab und legt sich die Bezeichnung des Amtes bei. Früher setzte man vor diese Bezeichnung noch den Titel des Prinzen, wie es noch jetzt bei den Chaofas der Fall ist, aber da die Namen der Prinzen oft sehr kurz und gewöhnlich waren, und die Siamesen volltönende, lange Namen lieben, so wurde es mit der Zeit eine Forderung der Höflichkeit, den Namen ganz wegzulassen und nur den Titel des Amtes, mit Vorsetzung des Wortes „Nai“, welches „Herr“ oder denjenigen, der in einem Krom (Amt) ist, bedeutet, zu nennen. Krom kann man übersetzen als „Amt“ oder „Körperschaft“, und ursprünglich war ein Krom die ganze Menge der Anhänger und Gefolgsmannen eines Prinzen; diese waren zu einem Regimente mit Offizieren vereinigt worden, dessen drei Hauptleute der Chao Krom, Palat Krom und Samubanchi (Verwalter, Abgeordneter, Registrator) waren. Der Chao Krom oder Verwalter hat einen mit seinem Amte übereinstim-

menden Titel; so hat in dem Krom Mun Waret Racha Wararit der Chao Krom den Titel Mun Waret Racha Wararit und der Fürst heißt Nai Krom (oder Kromma) Mun Waret Racha Wararit.

In den Kroms des Wangna und Wang Lang (der zweiten Könige) giebt es keinen Verwalter, welcher den Titel des Krom wie oben führt, sondern der Titel ist in sich selbst seinem Wesen nach verschieden und bedeutet „das Amt des königlichen Palastes“, welches so und so genannt wird; auch die Organisation ist eine verschiedene; denn die Anhänger sind weit zahlreicher, und es giebt viele und hochstehende Offiziere unter ihnen.

Mit Rücksicht darauf, daß der Titel oft von einem Palaste abgeleitet wird, ist zu bemerken, daß es gewisse alte Paläste giebt, deren Namen besser im Gedächtnisse des Volkes haften als die ihrer Bewohner, und in solchen Fällen ist es wahrscheinlich, daß die Bewohner nach ihrem Hause benannt werden; bei neuen Palästen tritt dagegen meist der umgekehrte Fall ein. So ist der Palast des letztgenannten Prinzen einfach als Wang Kromma Mun Waret bekannt, aber dasjenige, in welchem der Chaofa Maha Mala Kromma Pra Bamrap Parapax wohnt, heißt Wang Nok (Palast vor dem Thore), und diese Bezeichnung wird häufig auf den Prinzen selbst übertragen.

In Ayuthia war der Palast des Wang Na auf der östlichen Seite der Stadt und wurde deshalb „Na“ genannt. Des Wang Lang Palast lag unterhalb oder hinter der Stadt und hieß deshalb „Lang“. Die Wangnas fügen alle ein Unterscheidungswort zu demjenigen Teile ihres Titels, welcher das Amt bezeichnet. Sie sind alle Krom Pra Rachawang Bowara, und die umstehende Liste zeigt den persönlichen Zusatz während der letzten drei Regierungen.

Ein Wangna aus der Regierungszeit des Königs Nang Klao war Maha Sakdi Polla Seph.

Der Wangna aus der Regierungszeit des Königs Chom Klao hatte eine höhere Würde als seine Vorgänger und sein Nachfolger und war ein wirklicher König — König Pia Pin Klao.

Der Wangna der gegenwärtigen Regierung ist Wichaichan.

Der Befehl, den ein Prinz im Amte des Wangna giebt, heißt „Bant'un“, mit Ausnahme des Königs Pra Pin Klao, dessen Befehle „Ongkan“ (Befehl des Königs) waren.

Ein Befehl des Wang Lang heißt „Bancha“.

Die Befehle der Prinzen niederen Grades heißen „Rap Sang“.

Die dritte Würde in der obigen Liste ist die des Krom Sombet Pra, und darauf die des Krom Pra. Wenn man von einem Prinzen im Sombet Pra-Grade spricht, muß man einige Wörter vor den Namen „Sombet“

setzen, welche den Grad der Verwandtschaft desselben mit dem Könige ausdrücken. Wäre „Sombet“ das erste Wort des Titels, so könnte man daraus schließen, daß der Prinz, welcher das Krom inne hat, nicht ein Sombet Pra, sondern ein Chaofa wäre. Der Verwalter (Chao Krom) eines Krom Sombet Pra hat den Rang eines Pya; der eines Krom Pra den eines Pra. Der Verwalter eines Krom Hluang hat den Rang eines Hluang u. s. w.

Die höheren Kroms werden selten anderen als den Pra Ong Chao-Prinzen 1. Klasse aus der Familie des regierenden Fürsten verliehen, während der Regierung des Königs Pra Nang Klao jedoch wurde der Sohn eines Wang Lang wegen hervorragender militärischer Verdienste zum Krom Hluang Seni ernannt, und unter dem jetzigen Könige ist ein Sohn des Wangna aus Pra Putthi Lot La's Regierung wegen seiner hohen Stellung unter den Priestern zum Krom Pra Pawaret befördert worden. Zwei oder drei Prinzen von Wangna-Abstammung haben es bis zum Krom Khun gebracht; aber gewöhnlich ist die höchste Stufe für sie das Amt des Krom Mun.

Der Rang der Prinzen hängt von dem Grade ihrer Verwandtschaft mit dem Königshause, nicht vom Krom oder der öffentlichen Stellung ab. Bei gleichen Bedingungen giebt das Alter den Ausschlag. Ein älterer Bruder ohne Amt steht über seinem jüngeren Bruder, wenn dieser auch Krom ist.

Alle Prinzen in Ämtern, und fast alle Pra Ong Chao-Prinzen, welche Söhne des Königs sind, erhalten ähnliche Goldabzeichen, Theetöpfe u. s. w. und das Komturkreuz des Chula Chom Klao-Ordens. Im Amte tragen die Prinzen eine spitz zulaufende, emaillirte goldene Krone mit einem Büschel Paradiesvogelfedern, ein Schwert mit goldener oder Tombakscheide und werden, wenn sie sich öffentlich zeigen, in einer bedeckten Sänfte getragen.

Die Feierlichkeiten bei der Verschneidung des Haupthaares eines Prinzen, welcher nicht Chaofa ist, sind nicht durch das Gesetz bestimmt, sondern die Großartigkeit derselben hängt, ebenso wie beim Eintritt eines Prinzen in den Priesterstand, ganz vom Belieben des Königs ab. Die Beschneidung des Haarbüschels ist nämlich ein wichtiges Ereignis im Leben eines jeden Siamesen und findet je nach den Umständen im Alter von 11, 13, 15 oder 17 Jahren — bei Mädchen etwas früher als bei Knaben — statt. Bis zur Verschneidung des Haarbüschels wird das Haupt des Kindes rasiert, mit Ausnahme jedoch des Scheitels, wo das Haar zu einem Knoten verschlungen, mit einer goldenen Nadel befestigt und mit einem Kranze bedeckt wird. Die Entfernung dieses Knotens ist das Zeichen, daß die junge Person Mannbarkeit erreicht hat.

Der populäre Ausdruck für diese Feierlichkeit ist Koan Chuck; findet sie jedoch bei einem Mitgliede der königlichen Familie statt, so heißt sie

Sokan. Europäer dürfen derselben nicht beiwohnen, und die folgenden Einzelheiten der besonders bei einem Chaofa höchst glänzenden Feier sind mir von einem siamesischen Beamten mitgeteilt worden. Nachdem von den Astrologen ein günstiger Tag festgesetzt ist, werden die Priester aufgefordert, 3 Tage vorher jeden Morgen und Abend Gebete zu sprechen. Nachmittags wird der Prinz resp. die Prinzessin von 8 Leuten in einer geschnitzten und vergoldeten Sänfte mit feierlichem Aufzuge um den Palast getragen. Diese Sänfte heißt in der Hofsprache Phra Sareang, und die 8 Träger nennt man Ratee yan. Dem Prinzen folgt unmittelbar der Schirmträger mit einem siebenfachen Schirm, genannt „chat“. Den Weg entlang stehen von Zeit zu Zeit Musiker und begrüßen den Zug mit einem Tusch. Dann werden dem Prinzen, resp. der Prinzessin, Geschenke dargebracht, und zwar geben der Kriegsminister oder Kalahome und der Kromatah oder Minister des Auswärtigen je 100 Tikal (= ca. 250 Mk.), und die anderen Beamten je nach ihren Einnahmen. Die Priester werden jeden Tag festlich bewirtet und mit gelben Gewändern 2c. beschenkt. Am vierten Tage wird die eigentliche Beschneidung des Haarknotens von dem obersten Brahminen vollzogen, welcher dabei einen Thron, Namens Bencha, einnimmt und dem Kinde nachher ein Bad verabreicht.

Für den Todesfall sind bei allen Prinzen, welche im Range höher stehen als die Mom Chao, bestimmte Geldsummen zur Beschaffung eines würdigen Leichenbegängnisses, einer ihrem Range entsprechenden Verbrennungsurne und zur Verbrennung selbst ausgesetzt. Mom Chao-Prinzen (gewöhnlich Enkel eines Königs) haben das Vorrecht einer feierlichen Verschneidung des Haarbüschels im königlichen Palaste. Sie werden zu Mönchsorden unter den Auspicien des Königs im Haupttempel im Palaste zugelassen; sie haben das Audienzrecht der Prinzen, eine jährliche Apanage und erhalten gewisse königliche Gaben zu ihrer Verbrennung, unter anderen einen weißen Sarg.

Mom Rachawongs und ihre Kinder, Mom Hluangs, haben, abgesehen von einer geringen Pension, nicht mehr die Vorrechte der Prinzen. Wenn sie in den Dienst der Regierung zu treten wünschen, müssen sie denselben, ebenso wie die Söhne der Edelleute, als Pagen (Mahat Lek) beginnen und unter diesen, nicht unter den Prinzen, ist ihr Platz bei der Audienz.

Folgendes ist die Rangliste der Prinzen:

1. Pra Bant'un Nai } beide sind Wangnas.
2. „ „ Nok }
3. „ Bancha Crot: der Wang Lang, und Königssöhne 1. Klasse.
4. Sombet Pra Chao Boromanjaka-to Chaofa — Chaofas, welche Großeltern des Königs sind.

5. Sombet Pra Chao Boromawongs-to Chaofa — Chaofa-Onkel und -Tanten.
6. „ „ „ Pi Ya-to Chaofa — Chaofa, ältere Brüder und Schwestern.
7. „ „ „ Nong Ya-to Chaofa — Chaofa, jüngere Brüder und Schwestern.
8. „ „ „ Luk-to Chaofa — Chaofa-Kinder.
9. Pra Chao Boromanjaka-to Pra Ong Chao — Großeltern.
10. „ „ Boromawongs-to „ „ „ — Onkel und Tanten.
11. „ „ Pi Ya-to Pra Ong Chao — Ältere Brüder u. Schwestern.
12. „ „ Nong Ya-to Pra Ong Chao — Jüngere Brüder u. Schwestern.
13. „ „ Luk-to Pra Ong Chao — Kinder.
14. „ „ Rachawongs-to Pra Ong Chao — Vettern.

(Die Prinzen des 13. und 14. Grades haben gleichen Rang und werden nur nach dem Alter geordnet.)

15. Sombet Pra Chao Lan-to — Chaofa-Enkel des Königs.

16.	Pra Chao Worawongs-to	der 1. Klasse	Pra Ong Chao.
17.	„ „ „	„ 2. „	
18.	„ „ „	„ 3. „	
19.	„ „ „	„ 4. „	
20.	„ „ Boworawongs-to	„ 1. „	
21.	„ „ „	„ 2. „	

(Alle diese 6 Klassen stammen von Wangnas ab.)

22. Pra Chao Lan-to Pra Ong Chao — Enkel oder Neffen des Königs.
23. Pra Prap'antawongs-to Pra Ong Chao — Prinzen der Familie des mütterlichen Großvaters des Königs, Krom Mun Mataya Pitak.
24. Pra Wongs-to Pra Ong Chao — Mom Chao Prinzen, welche zu Pra Ong Chao erhoben sind.
25. Pra Samp'antawongs-to Pra Ong Chao — Enkel der älteren Schwestern des Königs Pra Putthi Yot Fa.
26. Mom Chao — sie rangieren nach dem Range ihres Vaters.

Bei gewöhnlichen Zusammenkünften lassen die Prinzen des höchsten Ranges zuweilen ihren Onkeln und sonstigen älteren Verwandten niedrigeren Ranges aus Ehrerbietung den Vorrang, aber das bringt dieselben nur in eine peinliche Lage, und bei offiziellen Gelegenheiten ist es überhaupt nicht erlaubt. Der Titel Krom wird in allen seinen Abstufungen sowohl Prinzen als Prinzessinnen verliehen, selten jedoch an Prinzessinnen, welche von Wangnas abstammen — es sei denn, daß ihre Mütter ebenfalls Prinzessinnen waren.

Anhang II.

Bemerkungen über Geographie, Klima und Bevölkerung Siams.

Denjenigen, welche die Geographie von Siam nicht kennen, wird eine kurze Beschreibung des Landes willkommen sein.

Name: Das Wort „Siam" wird von dem malaiischen Sayam abgeleitet, welches „braun" bedeutet und sich auf die Farbe der Menschenrasse bezieht.

Die Eingeborenen selbst nennen es „Thai", d. h. „frei", und zuweilen „Muang Thai", das „Königreich der Freien".

Lage: Einschließlich der Vasallenstaaten — Lao-Staaten im Norden und malaiische Staaten im Süden — erstreckt sich Siam von ca. 21° bis nahezu 5° n. Br., und mit Einschluß der abhängigen Kambodscha-Provinzen im Osten reicht seine äußerste Breite ungefähr von 96 bis 107° ö. L. Gr. Die Nordgrenze der Laostaaten ist nicht genau festgesetzt; sie wird jedoch etwa vom Mekong und dessen Nebenfluß Mekok gebildet, welche Siam von den Niau- oder Schan-Staaten trennen. Im Westen grenzt es an Britisch-Birma und das Kaisertum Birma. Im Osten ist Kambodscha sein Nachbar mit dem Mekong oder Kambodscha als annähernder Grenzscheide.

Politische Einteilung: Das eigentliche Siam wird in 41 Provinzen geteilt, nämlich in:

5 nördliche: Sang Kalok, Pitsanulok, Kamp heng Pet, Pitschai und Raheng;

9 mittlere: Nantaburi, Pak Pret, Patummatani, Ayuthia oder Krung-Kao, Ang-Thong, Muang Prom, Muang-Inn, Tschainat und Nakhon-Savan;

10 östliche: Petchabun, Bua-Tschum, Saraburi, Nopaburi, Nakhon-Nayok, Patschin, Kabin, Sasong-Sao oder Petriu, Battabong und Panatsani Kom;

7 westliche: Muang Sing, Supan oder Supanaburi, Kan-tschanaburi oder Pak-Prek, Ratschaburi, Nakhon Tschaisi, Sakonburi oder Tha-Tschin, Samut Songkhram oder Mei-Khlong;

10 südliche: Paklat, Paknam, Bangplasoi, Rajong, Tschantabun, Thung Jai, Petschaburi, Tschumpon, Tschaiya und Tschalang.

Gebirge: Siam und Lao werden von zwei großen Bergketten durchzogen, welche, von Yünnan ausgehend, sich durch die Niau-Staaten erstrecken. Die östliche Kette läuft in südsüdöstlicher Richtung von Kiang Tsen in gerader Linie bis nach Kambodscha, während die westliche sich in südlicher Richtung durch die malaiische Halbinsel hinzieht. Die Höhe derselben scheint nicht 5000 Fuß (= ca. 1500 m) zu überschreiten. Kalkstein, Gneis und Granit bilden die Hauptbestandteile der Felsen.

Flüsse: Zwischen diesen beiden Gebirgsketten und ihren Abzweigungen liegt die große Anschwemmungsebene, welche vom Menam bewässert wird — einem herrlichen Strome, von welchem der unsterbliche portugiesische Dichter Camoens in seiner Lusiade X, 125 singt:

„Olha e rio Menao que se derrama
Do grande lago que Chiamai*) se chama.“

(Siehe da den Fluß Menam, der dem großen See Chiamai entströmt.)

Hierin irrt sich jedoch der Dichter. Die Quelle des Flusses ist, wie ich sicher erfahren habe**), ein Bergstrom, an der Grenze der Niau-Staaten aber noch innerhalb des Laogebietes und nicht in Yünnan.

Bei Raheng mündet der Menam Vang, von Lakon aus Nordosten kommend, in denselben ein; oberhalb dieser Vereinigung heißt der größere Strom Meping. Der andere große Nebenfluß des Menam ist der Paknam Po oder Menam Jai (großer Menam), welcher ebenfalls südwestlich fließt und unter 15° 18′ n. Br. in denselben mündet.

Die Fruchtbarkeit des Bodens hängt ganz von der jährlichen Überschwemmung des Menam und seiner Nebenflüsse ab. Selbst in einem so hoch gelegenen Lande, wie die Laostaaten sind, steigt das Wasser während der Regenzeit 8—10 Fuß (= ca. 2,4—3 m). Ein Ausbleiben der Überschwemmung würde für die Reisernte verhängnisvoll werden. Die Anschwemmungsebene, welche sich von Bangkok bis Raheng über 3 Breitengrade hin ausdehnt, kann eines der fruchtbarsten Thäler der Welt genannt werden.

Der zweitwichtigste Fluß ist der Bang-Pak-Kong, welcher in den Ausläufern der unregelmäßigen Gebirge entspringt, die das Hochplateau von Korat von der sich bis zum Golf von Siam erstreckenden Anschwemmungsebene trennen. Der Fluß schlängelt sich durch die ausgedehnten Reisländereien und reich bebauten Gefilde der nordöstlichen Provinzen und mündet 20 Meilen (= ca. 32 km) östlich vom Menam in die See. Ein anderer großer Fluß ist der Meklong, der sich ungefähr in derselben Entfernung

*) Sollte dies ein Mißverständnis für Tschengmai sein? Es giebt aber keinen See dort.

**) Vgl. Kap. 28.

westlich von Bangkok ins Meer ergießt. An seiner Mündung liegt ein großes blühendes Dorf gleichen Namens*). In dieser Gegend wird hauptsächlich Reis erbaut, und ein großer Teil der Bevölkerung besteht aus Chinesen. In dem Thale des Meklong befinden sich Salzgruben, welche das ganze Königreich versorgen. Der Meklong ist mit dem Menam durch einen Kanal verbunden, auf dem man unter Vermeidung des Seeweges in kurzer Zeit nach Bangkok gelangt. Ich habe beide Wege zurückgelegt, ziehe jedoch die Fahrt über den Golf vor, da man auf den Kanälen stark von Moskitos belästigt wird.

Ich darf hier auch den Mekong — den größten aller Flüsse Hinterindiens — nicht unerwähnt lassen, der indes siamesisches Gebiet nur teilweise durchfließt. Ich habe den Fluß nur bei Kiang Tsen, etwa 1500 Meilen (= ca. 2400 km) von seiner Mündung und während der trockenen Jahreszeit gesehen, aber er war dort noch doppelt so breit wie der Menam bei Bangkok. Zu der Zeit war er jedoch sehr seicht, nur für kleine Boote schiffbar und durch häufige Sandbänke unterbrochen. Der Fluß ist historisch berühmt; denn an seiner Mündung erlitt im Jahre 1560 der unsterbliche portugiesische Dichter Schiffbruch. Er erwähnt denselben im zehnten Gesange der Lusiaden, in welchem er der Bitterkeit seines Herzens gegen sein undankbares Vaterland Luft macht.

Die Küsten Siams sind felsig, und zahlreiche Inseln sind denselben vorgelagert.

Städte: Nächst Bangkok ist der wichtigste Hafen Siams Tschantabun oder Tschantaburi, der an den Ufern des gleichnamigen Flusses erbaut und etwa 7 Meilen (= ca. 11—12 km) von der durch ihre kostbaren Steine, besonders Saphire, Zirkone und Rubinen berühmten Bergkette entfernt ist.

Es liegen noch zahlreiche kleinere Dörfer am Golf von Siam, die sich ohne Zweifel im Laufe der Zeit zu wichtigen Häfen entwickeln werden, sowie der fruchtbare Boden bebaut wird, und der Handel zunimmt. Die hauptsächlichsten derselben sind:

Anghin, 58 Meilen (= ca. 93 km) von Bangkok, ein beliebter Badeort der Siamesen und Europäer;

Ban Pla Soi, in der Nähe desselben. Aus diesem Orte werden besonders Fische und Salz, welches durch Verdampfung gewonnen wird, ausgeführt.

Ban Pak Kong, ein ausgedehntes Fischerdorf, etwa ein Meile von der Küste an der Mündung des Pak Kong. Die Bewohner desselben sind meist Chinesen, deren Hauptbeschäftigung Garneelen- und Muschelfischerei ist, von

*) Die Stadt Meklong ist bekannt als Geburtsort der „siamesischen Zwillinge“.

denen sie große Mengen in getrocknetem Zustande ausführen. Durch Kochen gewinnen sie auch Öl aus den Muscheln.

Vasallenstaaten. Die tributpflichtigen Laostaaten sind bereits früher beschrieben worden.

Von den malaiischen Staaten ist der wichtigste Quedah, oder, wie er auf siamesisch heißt, Muang Sai. Die malaiische Bevölkerung dieser Provinz zählt ungefähr 500000, die chinesische 20000, die anderer Stämme etwa 5000 — alles in allem 525000 Köpfe. Das Land soll eben und mit großen Wäldern bedeckt sein, in denen Elefanten, Tiger und Rhinocerosse zahlreich vorkommen.

Die Hauptstadt von Quedah liegt an einem schönen, tiefen und schiffbaren Strom, der jedoch in der Nähe derselben eine gefährliche Sandbank enthält.

Eine hohe Bergkette trennt Quedah von der Patani-Provinz — mit über 200000 Einwohnern, die Reis und Zinn ausführen — und von Songkhla.

Diese wiederum werden durch den Banara von der Provinz Kalantan und durch den Batut von Tringanu geschieden. Tringanu ist fruchtbar, gut bewaldet und führt Gold und Zinn aus.

In der Provinz Ligor, von den Siamesen Lakhon genannt, sind drei Viertel der Bevölkerung Siamesen. Die Gold- und Silberschmiede von Ligor sind berühmt wegen ihren schwarz emaillierten Gold- und Silberarbeiten.

Von den Kambodschaprovinzen unter siamesischer Herrschaft ist nur wenig bekannt. Die folgenden Einzelheiten sind einem Aufsatze Victor Berthiers entlehnt.

Die wichtigsten Provinzen sind die westlichsten: Battambang und Korat.

Battambang liegt am Westufer des großen Sees und hat eine Bevölkerung von etwa 70000 Seelen. Die Hauptausfuhrgegenstände dieser Provinz sind: Salz, Fische, Reis, Wachs, Kardamum, Felle, Hörner. Der wilde Stier, der Büffel, der Elefant und das Rhinoceros finden sich zahlreich in den die Berge im Süden der Provinz bedeckenden Wäldern. Nach Mouhot existiert die jetzige Stadt Battambang erst seit der Besetzung der Provinz durch die Siamesen; die alte Stadt lag etwa 9 Meilen weiter östlich an den Ufern eines Flusses, dessen Lauf sich geändert hat. In der Nähe von Battambang sind die Ruinen der großen Tempel von Baset, Banom und Vaht-Ek.

2 Tagereisen von Battambang entfernt, liegt das Dorf Angkor Borey (die königliche Stadt). Es ist der Mittelpunkt der Wachsproduktion, von dem jährlich 24,000 Pfund (= ca. 10,870 ko) nach Siam versandt wer-

den. 30 Meilen ost-nord-östlich von Angkor Borey liegt das goldreiche Land Tu'k Tscho. Es sind erst wenige Jahre her, seit zwei chinesische Gesellschaften das Monopol der Ausbeutung der Minen gekauft haben. Das Gold wird durch Waschen des Sandes, den man aus etwa 20 Fuß (= ca. 6 m) tiefen Löchern gräbt, gewonnen, und je tiefer die Brunnen sind, um so reicher ist auch die Ausbeute. Brossard de Borbigny stellt in der Revue Maritime die Behauptung auf, es finde sich in der oben angegebenen Tiefe auch goldhaltiger Quarz; die Arbeiter, welche mit sehr einfachen Werkzeugen ausgerüstet sind, seien jedoch nicht imstande, das Gold aus dem Quarz zu gewinnen.

Korat ist die größte Provinz und wird fast ausschließlich von Kambodschanern bewohnt. Ihre gleichnamige Hauptstadt ist der Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Handels, Nach Mouhot hat die Stadt allein eine Bevölkerung von 5—6000 Köpfen, mit Einschluß von etwa 600 Chinesen, welche aus dem himmlischen Reiche eingewandert sind. Die ganze Provinz enthält eine große Menge Dörfer und mehr als 11 Städte oder Distriktscentren, die etwa 4—8 Tagereisen von einander entfernt liegen. Nimmt man bei diesen dieselbe Einwohnerzahl wie bei der Hauptstadt an, so ergiebt sich für diese große, reiche Provinz eine Gesamtbevölkerung von mindestens 50—60,000 Seelen.

Von den anderen Provinzen ist Angkor die bekannteste, jetzt jedoch wegen seiner dünnen Bevölkerung nur von geringer Bedeutung. Es ist hauptsächlich berühmt wegen des Glanzes seiner früheren Hauptstadt, deren herrliche Ruinen noch die stummen Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit sind. Die jetzige Hauptstadt der Provinz ist Siem Rep. Wenige Meilen südlich von derselben liegt der Hügel Pnom Krom (unterer Berg), der bei der jährlichen Überschwemmung wie eine Insel aus den Fluten hervorragt.

Nordwestlich von Angkor liegt die Provinz Tschukan, von der nur sehr wenig bekannt ist. Sie soll fruchtbar und wohl bebaut sein und ist reich an Ruinen, unter denen sich auch die von Garnier besuchte große Brücke von Stung Sreng befindet. Im Norden dieser Provinz sind die wichtigen Ruinen von Bantay Tschumar, die bedeutendsten und merkwürdigsten, welche sich in Kambodscha finden.

Nördlich von Tschukan liegt das mit großen Wäldern bedeckte Suren. Die Bevölkerung ist dünn und zerstreut. Östlich davon liegen Sankea, Kukau und Melu-prey, welches noch nicht erforscht und Europäern ganz unbekannt ist, sowie Tuly-repu, von dem man ebenfalls nur sehr wenig weiß. Diese Provinz, welche ihren Namen von einem hübschen aber kleinen Flusse hat, war einst reich und bevölkert, aber Garnier bemerkt, daß sie seit ihrer

Trennung von Kambodscha teilweise verödet ist, und daß ihre Berge Diebs- und Räuberbanden als Versteck und Zufluchtsstätte dienen.

Klima. Für ein Land unter den Tropen hat Siam, wie von den seit lange dort ansässigen Europäern und Amerikanern bestätigt wird, ein gesundes Klima; natürlich ist dasselbe in einem so ausgedehnten Lande sehr verschieden. In dem Tieflande ist es heiß und zuweilen sehr heiß; aber diejenigen, welche in der Anschwemmungsebene, beispielsweise in Bangkok, wohnen, brauchen nicht weit zu reisen, um nach kühleren Gegenden zu gelangen. In wenigen Stunden bringt sie ein Dampfschiff oder Ruderboot nach der Küste, wo sie auf Koh Si Tschang, einer kleinen Insel an der Ostküste, die Seebrise und Seebäder genießen können, während auf den Bergen in Radburi und Petschaburi, wenige Meilen landeinwärts an der Westküste, eine gesunde Luft sie aufnimmt.

Die Regenzeit beginnt im April. Obwohl der Anfang des Monats die heißeste Zeit des ganzen Jahres ist, in welcher Ost- und Südwinde vorherrschen, wird im letzten Teil desselben die Luft durch heftige Regenschauer abgekühlt, und die Nächte werden kühl. Diese Zeit ist gewöhnlich ungesund für Europäer, da häufig Ruhr auftritt. Es regnet selten den ganzen Tag, aber die Schauer sind heftig und zahlreich. In diesem Monate bestellen die Siamesen den Acker für die Aussaat des Reises, und dem Ackerbauminister ist ein Tag geweiht zu Ehren des Beginnes der Saat, mit Namen „Wankam-takh“.

Im Juni herrschen bei anhaltendem Regen südliche und südwestliche Winde vor. Im Dschangel treten Wechselfieber auf, und es ist gefährlich für Europäer, in Wäldern und Grasebenen umherzustreifen.

Im Juli ist das Wetter meist angenehm und freundlich. Obwohl mehr Regen fällt als im Juni, kommen erfrischende Brisen aus Süden und Westen. Im August läßt der Regen nach, während er im September fast ebenso stark und zuweilen noch heftiger ist als im Mai. Straßen und Wege werden überschwemmt, die Flüsse und Kanäle treten über ihre Ufer, und das Fortkommen zu Lande ist sehr schwierig. Dieser Zustand dauert den ganzen Oktober hindurch, bis im November der Nordostmonsun zu wehen beginnt, mit dem zur Freude der Europäer und Amerikaner die kühle Jahreszeit, welche bis Ende Februar dauert, eintritt, während die Eingeborenen über Kälte klagen. Die Flüsse sind jetzt voll Wasser, und es ist ein Vergnügen Bootfahrten zu unternehmen, obgleich es zuweilen noch Regenschauer giebt, wenn der Wind nach Südwest umschlägt.

Im Dezember herrscht der Nordostmonsum vor, und der Januar ist der kühlste Monat des ganzen Jahres. Am Morgen sind Nebel keine Selten-

heit, und der Thermometer zeigt 68° F. (16° R.). Die Flüsse beginnen zu fallen, die Fußwege werden trocken, und die Fiebergefahr ist vorüber.

Der Februar ist einer der besten Monate zur Durchstreifung des Dschangels und der endlosen Grasebenen, da der Boden vollkommen trocken ist, und die Flüsse ruhig in ihrem Bette dahinfließen.

Im März, der gewöhnlich trocken ist, fängt es an warm zu werden, und das Quecksilber zeigt bereits 93° F. (27° R.) bei vorherrschenden Ost-nordost- und Südsüdwest-Winden. Die Siamesen, jung und alt, lassen in dieser Zeit vielfach Drachen fliegen, welche mit Pfeifen versehen sind; die Luft hallt wieder von dem Geräusche dieser Instrumente und dem Jauchzen des Volks, das sich diesem Spiele hingiebt. Zur Zeit der Frühlings- Tag- und Nachtgleiche giebt es gewöhnlich 2—3 tüchtige Regenschauer, die von heftigem Blitz und Donner begleitet sind.

Bevölkerung. Die Gesamtbevölkerung Siams wird auf 7 000 000 Köpfe geschätzt; aber es giebt kein Mittel die Richtigkeit dieser Schätzung zu beweisen. Ich bin geneigt, anzunehmen, daß dies nur die Zahl der männlichen Bevölkerung ist. In einer Singapurer Zeitung (Daily Times, glaube ich) fand ich die Behauptung aufgestellt, daß allein 7 000 000 Chinesen in Siam lebten; aber das ist so offenbar eine Übertreibung, wie das andere eine Unterschätzung ist.

Anhang III.

Siamesische Zeitrechnung.

Die siamesische Sprache kennt kein Wort für Woche; die Tage erhalten ihren Namen von den Planeten. Dieselben heißen:

Wan-aht'it = Sonntag.	Wan-pra-hat = Donnerstag.
Wan-tschan = Montag.	Wan-suk = Freitag.
Wan-angk' ahn = Dienstag.	Wan-sau = Sonnabend.
Wan-p'ut = Mittwoch.	

NB. Wan bedeutet Tag.

Die Namen der Monate sind:

Du'-an ai	1.	Monat.	Du'-an tschet	7.	Monat.
Du'-an vi	2.	"	Du'-an paat	8.	"
Du'-an sahm	3.	"	Du'-an kau	9.	"
Du'-an si	4.	"	Du'-an sip	10.	"
Du'-an hah	5.	"	Du'-an sip-et	11.	"
Du'-an hok	6.	"	Du'-an sip-saung	12.	"

NB. Du'-an bedeutet Monat.

Der siamesische Monat ist gleich der Umlaufszeit des Mondes um die Erde, und da diese etwa 29 $^1/_2$ Tag beträgt, so enthalten die ungeraden Monate 29 Tage und die geraden 30 Tage. Das siamesische Jahr enthält also nur 354 Tage. Zur Ergänzung der fehlenden 11 Tage werden in 19 Jahren 7—8 Monate und zuweilen noch 3—4 Tage eingeschaltet.

Wird ein Monat eingeschoben, so zählt man die 8. Umlaufszeit des Mondes doppelt und zwar zu 30 Tagen. Die erste derselben heißt Burap' ah-saht oder Pat' oma saht d. h. 8. Umlaufszeit Nr. 1 und Utarah-saht oder Tusiyah-saht d. h. 8. Umlaufszeit Nr. 2.

Wird ein Tag eingeschoben, so erhält der 7. Monat 30 statt der gewöhnlichen 29 Tage. Durch diese Einschiebungen bringen es die Siamesen zuwege, daß ihre Monate, Jahre und Jahreszeiten sich in ziemlicher Übereinstimmung mit der jährlichen Drehung der Erde um die Sonne befinden.

Bei Angabe des Datums wird stets hinzugefügt, ob der Mond ab- oder zunimmt. Die Stellung des Mondes heißt k'am und wird vom Abend

an berechnet; der Tag beginnt daher erst mit Sonnenuntergang. Das Zunehmen des Mondes bezeichnet man als K'ahng-kun, das Abnehmen als K'ahng-raam.

Das Wachstum des Mondes wird für jeden Monat auf 15 Tage berechnet, für die Abnahme bleiben in den ungeraden Monaten also nur 14 Tage, mit Ausnahme natürlich des 7. Monats, wenn dieser um einen Tag verlängert ist.

Die Mondviertel heißen Du'-an K'ruing sik; sie brauchen jedoch im Datum nicht angegeben zu werden.

Die Jahre werden in folgender Weise unterschieden: Jedes Jahr hat einen besonderen Namen in einem Cyklus von 12 Jahren und zwar:

1. Pi Tsch'u-at, Ratte.
2. Pi Tsch'alu, Kuh.
3. Pi K'ahn, Tiger.
4. Pi Tau, Kaninchen.
5. Pi Marohng, Großer Drache.
6. Pi Maseng, Kleiner Dache.
7. Pi Mammi, Pferd.
8. Pi Mammaa, Ziege.
9. Pi Wauk, Affe.
10. Pi Rakah, Hahn.
11. Pi Tschau, Hund.
12. Pi Kun, Sau.

Die Jahre werden der Reihe nach in der angegebenen Aufeinanderfolge zu Gruppen von 10 zusammengefaßt. Jede dieser Dekaden heißt Sok, und die Namen der Jahre, welche sie bilden, werden durch folgende Zusätze gekennzeichnet:

Eka sok . . .	1. der Dekade.	Tschau sok .	6. der Dekade.
Toh sok . .	2. „ „	Septa sok .	7. „ „
Tri sok . . .	3. „ „	Atta sok . .	8. „ „
Tschatawah sok	4. „ „	Noppa sok .	9. „ „
Bentscha sok .	5. „ „	Samreth sok	10. „ „

So kehrt in jedem Cyklus von 60 Jahren jedes Jahr der ersten Tabelle an denselben Platz zurück, den es Anfangs inne hatte, um die Dekade wieder in derselben Reihenfolge zu durchlaufen.

Der erste der siamesischen Monate ist gewöhnlich November oder Dezember. Das siamesische Jahr geht nach der Rechnung des Volkes am letzten Tage des 4. Monats zu Ende, und das neue Jahr beginnt am 1. Tage des 5. Monats und fällt also in die Zeit vom 9. März bis 7. April.

Das astronomische und offizielle neue Jahr dagegen beginnt stets am 11. oder 12. April.

Die Siamesen haben 3 Jahreszeiten, jede zu 4 Monaten. Dieselben heißen Radu u. zwar:

1. Radu raun oder K'imhan, heiße Jahreszeit.
2. Radu fon „ Wasan, Regenzeit.
3. Radu nau-a „ Heman, kalte Jahreszeit.

Die Siamesen haben eine doppelte Zeitberechnung, welche sie bei Angabe des Datums gebrauchen, nämlich eine bürgerliche und eine heilige.

Die heilige Ära heißt Putta-sakaraht und wird vom Tode des letzten Buddha an gerechnet. Am Tage des Vollmonds des 6. siamesischen Monats, d. i. am 21. April 1883, beendigte diese Ära ihr 2426. Jahr. Sie geht der christlichen Zeitrechnung also um 543 Jahre voran. Man verwendet sie gewöhnlich in Religionssachen. Jedesmal wenn ein siamesischer Priester eine Predigt hält, stellt er genau fest, wie lange der Buddhismus geherrscht hat, und wie lange er noch bestehen wird. Die Anhänger Buddhas glauben nämlich, daß derselbe noch 2574 Jahre nach dem obigen Datum (also im ganzen 5000 Jahre) bestehen werde.

Die andere ist die bürgerliche Ära. Sie heißt Tschula-sakaraht, und ihr Beginn datiert von der Regierungszeit eines bedeutenden siamesischen Königs. Am letzten Tage des 4. siamesischen Monats, d. h. am 8. März 1883, ging ihr 1244. Jahr zu Ende. Sie ist also hinter der christlichen Ära um 639 Jahre zurück.

Zusatz.

Im englischen Originale findet sich bei Erwähnung des weißen Affen (vgl. S. 36, Z. 13 v. o.) eine Anmerkung, welche, weil an richtiger Stelle vergessen, hier folgen möge: „Der (weiße) Affe stirbt nach dem Glauben der Eingeborenen nie, sondern verschwindet, wenn er altert, in die Luft und lebt bei dem Hoalaman".

S. 200, Z. 15 v. o., muß statt „7" gelesen werden „6".

Register.


Anzeigen.



Holländerin.

Verkleinerte Illustration aus **Nordland=Fahrten Bd. IV.** (Siehe gegenüber.)

Prachtwerke und geographische Schriften

aus dem Verlage von

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig und **Ferdinand Hirt in Breslau.**



Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Litteratur und Kunst

geschildert durch Prof. Dr. **Adolf Brennecke, Francis Broemel, Friedrich von Hellwald,** Dr. **Hans Hoffmann, Richard Oberländer, Joh. Frölß** u. Dr. **Adolf Rosenberg.**

Mit mehreren Hunderten von Illustrationen nach Originalzeichnungen der hervorragendsten Künstler.

In 4 ganz selbständigen, einzeln käuflichen Prachtbänden à 20 Mark.

Band I. **Norwegen, Schweden, Irland u. Schottland.** Einbd.: Norweg. Gebirgslandschaft. Zeichng. von C. Römer. 2. Aufl.

Band II. **Wanderungen durch England u. Wales.** Einband: Englische Burgruine. Zeichnung von C. Römer.

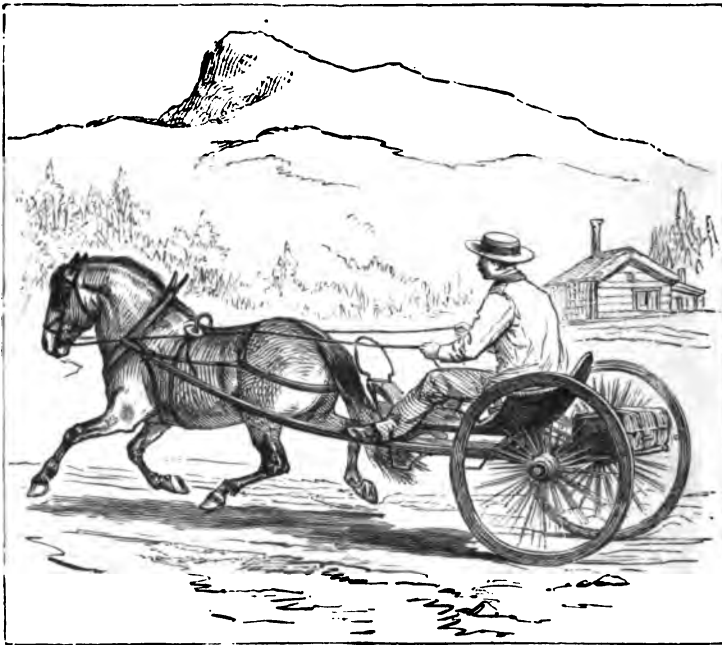
Band III. **England und die Kanalinseln.** Einband: Englische Felsenküste. Zeichnung von C. Römer.

Band IV. **Holland und Dänemark.** Einband: Holländische Winterlandschaft. Zeichnung von W. Georgy.

Das Unternehmen liegt nunmehr abgeschlossen vor und hat wegen seines höchst bequemen Formats und der wirklich gediegenen Ausstattung allenthalben beste Aufnahme gefunden, was der bisherige Absatz von mehr als 12000 Bänden wohl am besten beweist.

Der bekannte Kritiker Ludwig Pietsch sagt u. a. über das Werk: „Wie sehr auch unser Geschmack verwöhnt und unsere Anforderungen gesteigert seien durch glänzende Prachtwerke, diese „**Nordland-Fahrten**“ halten jeden Vergleich aus und bereichern unsere illustrierte Litteratur durch eine der vorzüglichsten Schöpfungen.“

Wichtiges populär-wissenschaftl. Werk über Skandinavien:



Im Lande der Mitternachts-Sonne.

Sommer- und Winterreisen durch Norwegen, Schweden, Lappland und Nord-Finnland.

Nach **Paul B. Du Chaillu** frei übersetzt von **A. Helms.**

Mit zahlreichen, teils ganzseitigen, teils in den Text gedruckten Holzschnitten, einer Generalansicht von Stockholm und Karte.

In 2 Ausgaben:

Als **2. Auflage** erschien soeben eine

Kleine Ausgabe in einem Bande. Ein Auszug aus dem Hauptwerke, mit einem einleitenden Kapitel über **das Reisen und die hauptsächlichsten Reiserouten in Schweden u. Norwegen** von Dr. Nielsen in Christiania. Brosch. 8 ℳ., eleg. geb. 10 ℳ.

Für eingehendere Studien sei das früher erschienene, nur noch in wenigen Exemplaren vorrätige Hauptwerk empfohlen, die

Große Ausgabe in zwei Bänden. Broschiert 20 ℳ., in 2 Prachtbänden 24 ℳ.

☞ Nach Norden geht der Zug der deutschen Reisenden von Jahr zu Jahr mehr und mehr. Die überraschend großen Erfolge, welche die **Große Ausgabe** des obigen Werkes, wie auch unser Prachtwerk „**Nordland-Fahrten**“ errungen haben, belegen am besten das äußerst rege Interesse für die nordischen Länder. Aus diesem Grunde und um den vielen an die Verlagshandlung gerichteten Wünschen zu begegnen, hat sich dieselbe zur Herausgabe der **Kleinen Ausgabe** des anerkannt gediegenen und zuverlässigen Du Chaillu'schen Werkes entschlossen. Der beliebte Reisende schildert in eingehender und fesselnder Weise die gewaltige Bergesnatur des Nordens und dessen biedere Bewohner, mit denen er während eines 8jährigen Nomadenlebens Leid' und Freud' geteilt hat. Die zahlreich beigegebenen Illustrationen berücksichtigen besonders Landschaft, Städte, Architektur und die neuesten und älteren Ausgrabungen; durch Vorführung vieler Volkstypen, Kostüme, wie Genrebilder, Porträts u. a. m., ist ein recht vollkommenes Bild gegeben von den Ländern der Mitternachts-Sonne.

Unlängst erschien und sei geneigter Beachtung empfohlen:

Der goldene Chersones

von **Isabella L. Bird** (Mrs. Bishop).

Verfasserin von: „Der hawaiische Archipel", „Erlebnisse einer Dame in den Rocky Mountains", „Unbetretene Pfade in Japan" 2c. 2c.

Frei übersetzt von **A. Helms.**

Mit 2 Karten und vielen Illustrationen. Broschiert 7,50 ℳ. Gebunden 8,50 ℳ.

Diese Schrift der vielgereisten Verfasserin enthält höchst interessante Schilderungen ihrer Reise auf der Halbinsel Malakka und dürfte nicht minder freundliche Beachtung verdienen, wie die allbeliebten

Reisewerke der Weltumseglerin Mrs. Annie Brassey,

für das deutsche Publikum bearbeitet von **A. Helms:**

Eine Familienreise von 14000 Meilen

Neu! in die Tropen **Neu!**

und durch die Regionen der Passate.



Illustrationsprobe.

Mit vielen Illustrationen und Karten. In Prachtband 8,50 ℳ. Broschiert 6,60 ℳ.

Von derselben Verfasserin erschienen ferner folgende vielverbreitete Schriften:

Sonnenschein und Sturm im Osten.

Seefahrten und Wanderungen vom Hyde-Park zum Goldenen Horn mit besonderer Berücksichtigung **Konstantinopels**, **seines Volkslebens, des Hofes, der Harems u. a. m.** Mit Porträt der Verfasserin, 9 Tonbildern und 101 Holzschnitten im Text. In Prachtband 8,50 ℳ. Brosch. 6,60 ℳ.

Eine Segelfahrt um die Welt

an Bord der Yacht „Sunbeam" in elf Monaten ausgeführt.

Pracht-Ausgabe mit 9 Tonbildern, 104 Textillustrationen u. Karte. Geb. 15 ℳ. Brosch. 12 ℳ.

Billige Ausgabe (Vierte Auflage) durch einige Kürzungen des Textes u. den Wegfall einiger Illustrationen, sowie der Karte unterschieden. Geb. 8,50 ℳ. Brosch. 6,60 ℳ.

Mrs. Brasseys Schriften, die in England schnell viele Auflagen erlebten, haben auch in Deutschland großen Anklang gefunden und dürften dem Titel nach bereits in jeder gebildeten Familie bekannt sein; auch das neueste, oben angezeigte Werk der beliebten Verfasserin verdient durch die ebenfalls reiche Ausstattung und die Gediegenheit des Inhalts nicht minder freundliche Beachtung zu finden.

Ende Juni erscheint der **erste Band** des folgenden **wichtigen Reisewerkes**, welches spätestens im September d. J. fertig vorliegen wird:

Russisch Central-Asien

nebst **Kuldscha, Buchara, Chiwa** und **Merw.**

Von

Henry Lansdell,

Verfasser von „Durch Sibirien".

Deutsche Ausgabe,
besorgt durch **H. v. Wobeser.**

Mit vielen Illustrationen im Text, vier doppelseitigen Tonbildern und Karte.

Nebst einem cirka 11 Bogen umfassenden **wissenschaftlichen Anhang,** der **Fauna** und **Flora** von **Russisch-Turkestan** behandelt und eine **sehr vollständige Bibliographie über Central-Asiens** enthält.

Geheftet, in 3 Bänden. Bd. I. u. II. à 6 M. Bd. III. 8 M. Geb. in 2 eleg. Bände 24—25 M. Anhang „extra", geh. 8,50 M., geb. 10 M.



Der Verfasser im Waffenschmuck von Chokand.

Der Verfasser bewährt in dem vorliegenden Werke aufs neue den großen Ruf, welchen er sich mit seinem früheren Buche „Durch Sibirien" als aufmerksamer Beobachter, genauer Menschenkenner und gewandter Erzähler erworben hat. In interessanter, fesselnder Weise schildert er die Erlebnisse seiner sechsmonatlichen Reise, welche er hauptsächlich zu philantropischen und wissenschaftlichen Zwecken nach dem russischen Central-Asien unternommen hat, in ein Gebiet, welches nicht nur in gegenwärtigem Augenblicke, sondern auch für die nächsten Jahre in Hinblick auf die brennende centralasiatische Frage von besonderem Interesse und das zum Teil bisher noch von keinem europäischen Reisenden besucht worden ist. Der Verfasser reiste zunächst durch das westliche Sibirien nach Kuldscha im Flithal, wandte sich von dort durch das russische Turkestan und die Kirgisensteppen nach Taschkend, Chokand und Samarkand, setzte darauf als Gast des Emirs von Buchara den Weg durch dessen Khanat fort, fuhr 450 km. weit den Oxus hinab und kehrte auf einer neuen Route durch die Wüste nach dem kaspischen Meere zurück, nachdem er insgesamt eine Entfernung von ungefähr 16000 km. teils zu Wagen, teils zu Pferde oder zu Kameel, teils zu Wasser zurückgelegt hatte. Er hat überall die genauesten Informationen eingezogen und statistische Notizen von größter Wichtigkeit gesammelt.

Die deutsche Ausgabe ist in einer Hinsicht eine doppelte: Wir haben nämlich, um dem großen Publikum die Anschaffung zu erleichtern, den **wissenschaftlichen Anhang** abgetrennt, so daß es in das Belieben des Einzelnen gestellt ist, denselben mit zu erwerben oder nicht. Derselbe wurde in der englischen Fassung belassen, da jeder, der solchen Spezialstudien nachgeht, auch der englischen Sprache genügend mächtig ist, um die wenigen, den polyglotten Text begleitenden englischen Worte zu verstehen. Durch die Benutzung des englischen Materials wurde es uns möglich, diesen, für jeden Fachmann höchst wertvollen Anhang, der in 20 Übersichten 4600 Spezies der Fauna und Flora Turkestans und eine Bibliographie von 31 enggedruckten Seiten umfaßt — so billig zu liefern, wie oben angegeben.

Druck von August Pries in Leipzig.



